QL
677.7
M84
1871
Birds

S Birds
677.7
M84
1871
Birds

Gefangenleben

der

besten einheimischen Singvögel.

Vogelwirthen und Naturfreunden geschildert

von

Adolf und Karl Müller.

Mit einer lehrbegrifflichen Zusammenstellung und naturgeschichtlichen Beschreibung des Freilebens dieser Vögel.

Smithsonian Institution
264420
RICHMOND
COLLECTION.
National Museum.
MAY 7 1924

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1871.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Ueberblick über das Gesammtleben einheimischer Stubenvögel 1

I. **Abtheilung.** Vorkehrungen.

Vom Anfatz der Mehlwürmer und dem Einsammeln der Ameisenpuppen . . 15

Von den Vogelbauern und Hecken 18

II. **Abtheilung.** Leben in Einzelbauern.

Die Nachtigall 27

Der Sprosser 36

Die Singdrossel 40

Die Steindrossel 49

Die Schwarzamsel 53

Der Pirol 60

Die schwarzköpfige Grasmücke oder der Mönch 63

Die graue Grasmücke 68

Das Rothkehlchen 70

Das Blaukehlchen 75

Der Zaunkönig 79

Die Bastardnachtigall oder der gelbe Spötter 83

Der Sumpfschilfsänger 88

Der rothrückige Würger 90

Die Feld- oder Ackerlerche 95

Die Baumlerche 101

Die Haubenlerche 107

Der Dompfaffe oder der Blutfink 109

Der Staar 116

Der Edel- oder Buchfink 120

Der Stieglitz oder Distelfink 125

Der Hänfling 128

Der Canarienvogel 130

Die Harzer Race 132

Die Pariser oder Trompeter-Race 137

Die Holländer oder Brabanter Race 138

Der Brüsseler Vogel 138

Färbung, Zeichnung und Benennung des Canarienvogels 139

III. **Abtheilung.** Leben in Hecken.

Die Canarienvögelzucht 142

Die Bastardzüchtung (Allgemeines) . . . . . 153 und 161

Die Bastardzucht zwischen Distelfink und Canarienvogel 156

Seite
Die Bastardzucht zwischen Hänfling und Canarienvogel 158
Die Bastardzucht zwischen Girlitz und Distelfink 158
Die Bastardzucht zwischen Zeisig und Canarienvogel 159
Die Bastardzucht zwischen Leinfink und Canarienvogel 159
Die Bastardzucht zwischen Grünling und Canarienvogel 159
Die Bastardzucht zwischen Blutfink und Canarienvogel 159
Die Bastardzucht zwischen Buchfink und Canarienvogel 160
Die Bastardzucht zwischen Haussperling und Canarienvogel 160
Die Bastardzucht zwischen Goldammer und Canarienvogel 160
Anhang. Lehrbegriffliche Zusammenstellung.
Vorbemerkung 162
Allgemeine Merkmale der Ordnung Singvögel (Oscines) 162
Die Familie der Drosseln (Turduidae) 163
Die Singdrossel 163
Die Schwarzamsel 164
Die Steindrossel 165
Der Pirol oder die Goldamsel 165
Die Familie der Staare (Sturnidae) 166
Der gemeine Staar 166
Die Familie der Buschsänger (Silviadae) 167
Die Nachtigall 167
Der Sprosser 167
Das Rothkehlchen 168
Das Blaukehlchen 168
Der Zaunkönig 169
Die schwarzköpfige Grasmücke 170
Die graue oder Gartengrasmücke 171
Der Gartenlaubvogel oder die Bastardnachtigall 171
Der Sumpfschilfsänger 172
Die Familie der Würger (Laniadae) 172
Der rothrückige Würger oderOrndreher 172
Die Ordnung der sperlingsartigen Vögel (Passerini) 173
Die Familie der Finken (Fringillidae) 174
Der Gimpel, Dompfaffe oder Blutfink 175
Der Edelfink 175
Der Distelfink 176
Der Hänfling 177
Der Canarienvogel 178
Die Familie der Lerchen (Alaudidae) 178
Die Feldlerche 179
Die Baum- oder Haidelerche 179
Die Haubenlerche 180

Ueberblick

über das Gesammtleben einheimischer Stubenvögel.

Die wandernden Sänger haben uns draußen Lebewohl gesagt. Sie verließen uns, die „Großthat ihres Zuges“ zu vollführen, mit dem mächtigen, dem Forscher noch vielfach geheimnißvollen Trieb in der Brust. Daß Futtermangel und Unwirthlichkeit der Jahreszeit das Räthsel des Wandertriebes nicht lösen können, beweist einmal schon das frühe Wegziehen mancher Arten, welche sonst von der Gunst der Witterung und dem Reichthum der Nahrung länger zurückgehalten werden würden, das beweist unwiderleglich die eigenthümliche und nur durch Annahme des Vorhandenseins von einem zwingenden Naturtrieb zu erklärende Unruhe, welche sich der Zugvögel im Gefangenleben während der Nacht in der Zeit bemächtigt, wo ihre Brüder und Schwestern die Reise in die Fremde oder in die Heimath unternehmen. Hier, in der Beobachtung der Gefangenen zur Zugzeit, liegt ein Anlaß, die Liebhaberei in ernste Erwägung zu ziehen, diese Freiheit gewohnten Naturkinder in den engen Raum des Kerkers zu bannen und ihr Dasein und Leben sich dienstbar zu machen. Der Vogel möchte die Schwingen lüften und rühren zu kräftigem Schlag, um der stürmisch vorandrängenden Sehnsucht zum Wandern Ausdruck zu geben. Aber seine Fittige treffen anstatt der weichen Luftwellen das harte Gitter des Käfigs. Sein Schnabel durchschneidet nicht in kühnem Aufschwung und Vordringen die wogenden Luftschichten, sondern prallt ab an der Käfigdecke, immer wieder von Neuem gegen dieselbe anstoßend, weil der Naturtrieb unbändig den Vogel beherrscht und keine Besinnung und Ueberlegung gestattet. Diese Wanderwochen der Vögel sind dem zartfühlenden Menschen immer peinigend. Dieses Toben, Flattern und Anrennen dringt tiefer, als in das äußere Ohr. Das Gewissen richtet sich auf und vernimmt auch etwas davon. Es fängt an, sich

gegen die Macht der Leidenschaften zu empören. Vögel der Freiheit berauben, ist grausam und unverantwortlich — so urtheilen nicht Wenige. Ob sich aber dieses Urtheil auf gründliche Erfahrung und Beobachtung stützt, muß bezweifelt werden. Von dem in großem Maßstabe betriebenen Vogelfang mittelst Vogelherden und Dohnensteigen, Lerchengarnen und Meisenhütten reden wir nicht; denn über diese das Volk schändenden, von rohem Erwerbsinne erdachten und gegründeten Denkmäler beklagenswerther Verirrung, über diese lauernden Mördergruben sind alle klaren Köpfe im Urtheil einig. Oder wer möchte das Handwerk der an vielen Orten unseres deutschen Vaterlandes hausenden Vogelsteller in Schutz nehmen, welche die Gefangenen auf Märkten feil bieten und sich ebenso wenig ein Gewissen daraus machen, das Eigenthumsrecht zu verletzen und ganze Gegenden durch Wegfangen der edelsten Singvögel zu entvölkern, als Hunderte der letzteren durch rohe Vernachlässigung in der Behandlung dem elenden Hinsterben preiszugeben? Wir haben es mit dem Leben dieser Vögel unter dem Dache solcher Menschen zu thun, bei welchen ihnen verständige und liebevolle Behandlung zu Theil wird. Hier ist der Handwerker, dort der Kaufmann, der Gelehrte, der Actenbeflissene, der Salonbewohner — sie alle bedürfen des köstlichen Stücks Natur, wodurch ihnen die befiederten Lieblinge in so anheimelnder Weise die Einförmigkeit der Stuben beleben und erheitern. Dieses Leben der Vögel wollen wir betrachten und ohne Vorurtheil aus ihrem Verhalten schließen, ob sie sich nicht im Umgange mit den sie gut behandelnden Pflegern glücklich fühlen.

Der Verlust oder die Entbehrung der Freiheit berührt den aufgezogenen, draußen dem Neste entnommenen oder gar den in der Stube gezüchteten Vogel natürlich wenig oder nicht, empfindlich aber je nach dem Charakter der Art und nach persönlichem Naturell den Wildling. Es währt immer eine geraume Zeit, bis sich der Gefangene an die neue, unbequeme Lage gewöhnt. Das scheue, wilde Wesen mancher Vögel erfordert darum von vornherein eine genaue Beobachtung der vorzüglichsten Eingewöhnungsregeln, eine durchaus gewissenhafte und sachgemäße Behandlung. Eine widersinnige würde nur die Qual des nach Befreiung sich sehnenden Käfigbewohners mehren oder gar seinen Tod verursachen. Hunderte von edlen Sängern sterben in den ersten Tagen ihres Gefangenlebens Hungers. Man setzt ihnen Futter vor, welches sie nicht annehmen, und der um den Verlust

der Freiheit ohnedies trauernde Vogel wird stündlich elender. Im Dämmer des anfänglich mit grünem Tuch verhängten Käfigs, wo der Anblick des Himmels und der Bäume nicht den Sehnsuchtsdrang nach Freiheit steigert, an stillen Plätzen, wo keine gefürchteten Erscheinungen ihn erschrecken und aufregen, unter der anziehenden Wirkung des passendsten und beliebtesten Futters, welches nebst dem Wasser vermöge seiner wohl zu berücksichtigenden Stellung dem Vogel in die Augen fallen muß, wird der Eingekerkerte sich am ersten beruhigen und in die Umstände fügen. Wer im Frühjahre Sprosser, Nachtigallen, Blaukehlchen, Bastardnachtigallen oder andere zarte Insectenfresser einfängt, der muß entweder mit einer großen Menge von Mehlwürmern versehen sein, von denen z. B. eine Nachtigall täglich ungefähr 60 Stück verzehrt, und welche so lange fortgegeben werden müssen, bis frische Ameisenpuppen in genügender Anzahl zu bekommen sind, oder er muß letztere von vornherein besitzen. Gedörrte Ameisenpuppen, die durch den Ueberguß von heißer Milch erweicht und gequellt worden sind, nimmt wohl eine oder die andere Nachtigall sogleich an, aber man darf sich besonders Glück wünschen, wenn sich ein Wildling hierzu bequemt. Auch gehacktes hart gesottenes Hühnereiweiß leistet mitunter einmal guten Dienst. Auf solch gewagtes Spiel läßt sich aber der wahre Vogelfreund nicht ein, sondern er sieht sich, wie weiter unten gezeigt werden wird, mit Mehlwürmern vor, und wenn der Fall eintritt, daß ein Wildling unter dem Mangel des ohnfehlbar ihn rettenden zusagenden Futters zu trauern anfängt, so gibt er ihm ohne Weiteres die Freiheit wieder. Sehr bewährt fanden wir die von uns öfters angewandte Methode, den Wildling sogleich in ein viereckiges Kästchen von entsprechender Größe zu setzen, frische Ameisenpuppen oder Mehlwürmer auf den Boden zu streuen und ein grünes Tuch über die Oeffnung zu spannen. Der Vogel hat auf diese Weise fortwährend das Futter vor Augen und langt eher zu. Hierdurch ist es uns auch leichter, als anders gelungen, Wildfänge sofort zur Annahme von aufgequellten dürren Ameisenpuppen, gehacktem Fleisch und Eiweiß zu nöthigen. Nur darf man bei letzterem Futter das Wasser nicht weglassen. Hart an der Grenze der stets zu vermeidenden Gewaltmaßregeln steht folgendes von Meyer empfohlene, übrigens auch von uns mehrfach erprobte Mittel, den futterverschmähenden Wildling einem gezwungenen Bade mittelst Eintauchens in laues Wasser auszusetzen, wodurch bei dem

mit Putzen der Federn Beschäftigten auch bald die Lust zum Fressen erweckt wird. Hat der Vogel einmal so viel Futter zu sich genommen, als zu seiner augenblicklichen Sättigung gehört, so ist das Spiel gewonnen, und es darf getrost der Käfig gewählt werden, der jedoch immerhin einige Tage verdeckt werden muß. Die wilden, flatternden und an die Käfigdecke anstoßenden Vögel werden mindestens mehrere Tage lang an den Schwingen gebunden, besser aber ist es, dieselben, ohne Besorgniß, eine wesentliche Verminderung des Gesanges bei dem Vogel zu verursachen, durch Beschneidung im Gebrauch zu beeinträchtigen. Die Vorzüglichkeit dieser Maßregel können wir nicht gebührend genug anpreisen, sie ist für den gefangenen Wildling geradezu eine Wohlthat, und seine Zähmung wird dadurch um Vieles erleichtert. Das Stopfen der widerspenstigen Gefangenen kann in manchen Fällen wohl den trauernden Vogel retten, allein wenn es irgendwie vermieden werden kann, so wähle man naturgemäßere Mittel. So lange frische Ameisenpuppen zu haben sind, gebe man diese den Insectenfressern ohne alle Zuthat, es sind dabei sogar die Mehlwürmer entbehrlich, welche von vielen Gefangenen, die bei anderer Fütterung gierig über sie herfallen, im Sommer verschmäht werden. Keine andere Kost ersetzt die in der Freiheit beliebte in der Gefangenschaft der Insectenfresser mehr, als frische Ameisenpuppen. Der Gesang der Vögel wird durch sie zur schönsten Blüthe gesteigert. Dies aber ist das sichere Zeichen von des Vogels Gesundheit und wiederkehrendem Behagen.

Im Winter besonders muß das Wohlbehagen der Pfleglinge am meisten durch angemessenes künstliches Futter geweckt und erhalten werden. Das Winterfutter besteht für Nachtigallen, Sprosser, Bastardnachtigallen, Sumpfschilfsänger u. a. m. aus erweichten gedörrten Ameisenpuppen und einer wöchentlich einigemal gereichten Zugabe von zerhacktem abgekochtem Rindfleisch und Eiweiß. Die graue Grasmücke, das Schwarzköpfchen, die Drossel und Amsel erhalten dagegen nur geriebene, den strengen Beigeschmack der gemeinen oder Riesen-Möhren entbehrende Hanauer Gelberüben mit Semmel vermischt, und letztere beiden Vögel mitunter auch eine Beigabe von Fleisch oder Ameisenpuppen. Kein anderes Futter ist für diese Sänger so wohlthätig und billig. Möhren soll man Beeren wenig liebenden Sängern nicht geben, sie vertragen dieselben nicht gut und werfen sie großentheils in Gewöllballen aus. Dagegen gibt der ausgepreßte Rüben-

saft den Ameisenpuppen einen angenehmen Beigeschmack. Der rothrückige Würger muß von dem bereits erwähnten Futter gänzlich verschont werden. Ihm reicht man nur rohes Fleisch und immer wieder rohes Fleisch, Käfer und zerhackte kleine Vögel, wovon er das Hirn am meisten liebt. Wir haben Versuche gemacht, diesen Würger mit Nachtigallenfutter zu erhalten, aber die Folge war, daß er an Entkräftung starb. Das rohe Fleisch übt auf diesen Vogel keineswegs einen nachtheiligen Einfluß aus, wie z. B. auf die Nachtigall, wenn es sehr häufig von ihr genossen wird. Diese bekommt nämlich vom Genusse desselben den Durchfall und unter Umständen sogar die Auszehrung. Wöchentlich einmal in wurmartig geschnittenen Scheibchen den Insectenfressern gereicht, trägt jedoch das rohe Fleisch zur Gesundheit und Kräftigung bei.

Die Ursachen, warum der eine Sänger seine Stimme alsbald und oft erhebt, wenn er beim Beginn seiner Singzeit eingesperrt wird, der andere sich erst später, seltener, leiser und nur kurze Zeit hören läßt, liegen in individueller Eigenthümlichkeit verborgen. Lebhafte, im äußeren Betragen hitziges Temperament verrathende Männchen sind nicht immer die geeignetsten und fleißigsten Sänger. Ein genauer Kenner der launenhaften und unter dem Einfluß der augenblicklich waltenden Umstände leidenden oder heiter gestimmten Stubenvögel wird bei der Behandlung und Pflege scharf individualisiren und hiernach die Mittel zur Hebung ihres unterdrückten Seelenlebens anwenden. Die eine Nachtigall, Drossel, Schwarzamsel, Bastardnachtigall u. s. w. liebt ein stilles Dämmerplätzchen unter Dach und Fach, die andere will hell oder gar in freier Luft vor dem Fenster hängen, wie z. B. auch die Finken. Diese Neigungen müssen beobachtet und streng berücksichtigt werden. Unsere ersten, im April gefangenen Haidelerchen wollten durchaus weder in der Stube an der Wand, noch im freien Käfig vor dem Fenster singen; da kamen wir auf den Gedanken, den Käfig innerhalb des Zimmers unmittelbar an dem Fenster so anzubringen, daß das Gitter dem Lichte zugekehrt war, und herrlich erhoben die lieben Sänger schon nach einigen Tagen ihre Glockentöne. Im Allgemeinen haben wir jedoch erfahren, daß bei weitem die meisten Wildlinge im ersten Sommer ihrer Gefangenschaft an gedeckten Plätzen im Hause mehr, besser und lauter singen, als vor dem Fenster, wo sie in ihrem stets wach erhaltenen Drange nach Freiheit unruhig hin und her springen. Im zweiten Sommer ist das

Versetzen an die frische Luft für viele Wildlinge ein vortreffliches Mittel, ihre Gesundheit, ihre Färbung (wie bei den Finken) und ihre Vorträge zu heben. —

Der vogelfreundliche Pfleger wird alle grausamen und gewaltsamen Mittel der Zähmung verabscheuen und durch sanften, geduldigen Verkehr das Vertrauen in den mißtrauischen, mit Scharfblick Wohlthäter und Quäler unterscheidenden Wildlingen wecken. Er wird die Verantwortlichkeit, die er als Wärter der Gefangenen übernommen hat, als Gewissenssache betrachten und jeglichen Schaden von ihnen fern zu halten suchen; er wird sie nicht als seelenlose Werkzeuge zur Befriedigung wuchernder Selbstsucht ansehen, sondern sein Herz in warme Beziehung zu den Freuden und Leiden ihres Gefangenlebens setzen. Bei solcher Voraussetzung dürfen wir den Gefangenen ein längeres, ja oft viel längeres Leben, als ihren Brüdern im Freien, in sichere Aussicht stellen, und bald werden sie den Verlust des Freilebens bis auf zeitweise wiederkehrende Anwandlung der Unruhe und Sehnsucht vergessen und, indem sie sich wohl und heimisch fühlen, ihrer theilnehmenden Umgebung Freude bereiten. Wir sagten, daß die scharfe Unterscheidungsgabe der Vögel alsbald ihre Quäler, wie ihre Wohlthäter erkenne. Ihr Quäler aber ist Derjenige, welcher ihnen keine Ruhe gönnt, in Ungeduld die Käfige bald da, bald dorthin verhängt, fortwährend auf neue Anstalten sinnt, mit scharf auf sie gerichteten Blicken sie beobachtet und erschreckt. Ihr Freund wird sehr schnell Derjenige werden, welcher sich in ihrer Nähe beschäftigt, seine Blicke von ihnen ablenkt und mehr der Zeit die Wirkung in Bezug auf die Zähmung überläßt, als schlau ersonnenen Mitteln. Das weibliche Personal befreundet sich in der Regel am ersten mit den Stubenvögeln. Warum? Gewiß aus keinem anderen Grunde, als darum, weil dieses die Mißtrauischen und Wilden eben gewähren läßt und, Anderes schaffend, sie umgibt. Eine Erscheinung, die selten ins Vogelzimmer tritt und da sich jedesmal mit dem befiederten Volke zu schaffen macht, wird am meisten gefürchtet. Im ersten Jahre hält es auch gerade dem Wärter der Wildfänge am schwersten, ein wirkliches Freundschaftsverhältniß zwischen sich und seinen Pflegbefohlenen herzustellen und seine friedlichen Absichten begreiflich zu machen.

Die beste Zeit zur Zähmung der Stubenvögel ist der Winter, wo der Mehlwurm von den lüsternen Kerffressern mit Gier verschlungen wird.

Versetzen wir uns einmal mitten in das Schalten und Walten des treuen Freundes seiner befiederten Lieblinge, um eine Vorstellung zu erhalten von der sich nach und nach entwickelnden lebendigen Beziehung zwischen beiden. Die Käfige sind womöglich in geräumiger, hoher Stube, welche im Winter am besten durch einen gleichmäßige Wärme ausstrahlenden Porzellanofen bis zu + 15° R. geheizt wird, je nach der Neigung der Insassen angebracht. Die Nähe des Ofens, der Thüre und der Zimmerdecke ist dabei sorgfältig vermieden. Der Eintritt des Pflegers macht auf diese Stuben- und Käfigbewohner verschiedene Eindrücke. Die völlig Zahmen, seit Jahren durch gewohnten Umgang mit Menschen zutraulich Gewordenen sind entweder freudig erregt oder bleiben in ihrer Ruhe, die weniger Zahmen blicken mit vorgebeugter Haltung durch das Gitter und springen dann mit glattgelegtem Gefieder auf den Sprunghölzern ihrer Käfige hin und her. Die schwer zähmbaren Drosseln und Amseln sind an solchen Orten untergebracht, wo ihnen die bekannten oder fremden ins Zimmer tretenden Persönlichkeiten nicht zu nahe kommen. Ihnen gegenüber beobachtet ihr Besitzer ein Verhalten, welches ihnen vor anderen ihrer Stubengenossen Ruhe gewährt und den Schein der Gleichgiltigkeit und des Nichtbeachtens trägt. Eine Nachtigall oder ein Rothkehlchen, eine Lerche, eine Bastardnachtigall verfolgt jetzt neugierigen Blickes, die still beobachtende Steindrossel mit schiefgehaltenem Kopfe unter dem charakteristischen Zittern ihres Rothschwanzes die Bewegungen des nach einer Ecke des Zimmers schreitenden Herrn. Dort steht der wohlbekannte Mehlwurmtopf. Unruhig verlangend springt das lockende Rothkehlchen auf und ab, die Lerche kommt dicht an das Gitter und steckt auslugend ihr feines Köpfchen hindurch und piept, die Nachtigall tackt, das Blaukehlchen schnurrt, der Plattmönch gätzt, kurz, alle Vertrauten und in das Geheimniß Eingeweihten sind in freudiger Aufregung. Jetzt tritt der freundliche Mann schmeichelnd an den Käfig der Nachtigall heran und hält ihr den zappelnden Mehlwurm vor. Laut krähend erfaßt sie ihn und verschlingt ihn hastig. Nicht so ihre Nachbarin, die vor dem dargebotenen Wurm zurückweicht und gegen die Rückwand des Käfigs sich stemmt. Aber geduldig verweilen die Finger am Gitter, welche den Leckerbissen halten. Wir sehen diesen Kampf des Vogels mit sich selbst und erfahren, in welchen verschiedenartigen Schattirungen seine Seele thätig ist. Die Regung der Furcht, die überlegende Sorge für deckende Stellung, das zögernde Er-

wägen des sichersten Angriffs auf die dargebotene Gabe, das verlangende Begehren, welches durch zeitweises sichtbares Vorschmecken seine überwindende Macht verräth — alle diese Zeichen der sich beständig kreuzenden, rasch mit einander abwechselnden oder auch zusammenwirkenden inneren Vorgänge geben uns ein treu wahrhaftiges Bild geistiger Thätigkeit und nöthigen uns das Geständniß ab: wie sind diese Thierchen doch so menschlich! Eine plötzliche auffällige Bewegung der Hand, ein störender Blick drängt das fast zum Siege gelangte Begehren des Lüsternen zurück. Endlich siegt das Verlangen und mit rasch ausgeführtem Andrang bei immerhin gewahrter Vorsicht und im Augenblick des Erfassens der Beute geschickt ausgeführter rückgängiger Flugbewegung nimmt die widerspenstige Nachtigall die Gabe aus der Hand des allmäligen Bändigers ihrer mißtrauenden Besorgniß. Im weiteren Verlaufe des Rundganges, welchen der Wohlthäter unter seinen Pfleglingen macht, lernen wir noch viele Unterschiede des Naturells der Arten und Einzelwesen kennen. Die Lerchen zeigen in ihren auffallenden Bewegungen die oft und schnell wechselnden Gemüthsstimmungen an. An den beweglichen, bald nur leise gelüfteten, bald zur Holle aufgerichteten, bald wieder glatt gelegten Kopffedern erkennt der Vertraute des Seelenlebens dieser Vögel die reizbare Empfindung, die veränderliche Laune, die leichterregbare Leidenschaft. Die Vorenthaltung des einmal gezeigten Mehlwurms bringt die Lerche oft außer sich. In raschem Lauf eilt sie im Käfige auf und ab, sträubt hoch die Haube, hackt mit dem Schnabel zornig oder ungeduldig gegen das Gitter und macht wohl auch durch Geschrei ihrer Empfindung Luft. Das Rothkehlchen macht Bücklinge, lockt, glucksi und nimmt den Wurm zwar eifrig hin, trägt ihn aber gern noch eine Zeit lang im Käfig umher, um ihn dann am passendsten Plätzchen mit dem Schnabel zu tödten und in schlinggerechte Lage zu bringen. Die mit Hast und Geschrei die Gabe ergreifenden Vögel sind vorzugsweise ältere Gefangene, hier und da kann jedoch dieses Gebahren auch das Zeichen starker Abmagerung sein, in welchem erst durch genaue Untersuchung des Vogels bestätigten Falle für reichlicheres und nahrhafteres Futter Sorge getragen wird. Uebrigens steckt gleichsam die eine Nachtigall durch das ihre Freßgier bekundende häßliche Geschrei die andere an, und dies kann so lästig werden, daß der Pfleger, sobald er sich in der Nähe der Käfige zeigt, unaufhörlich diese Töne hören muß. Welches verschiedene Temperament

zeigt sich nun aber selbst unter gleichen Arten! Die eine Nachtigall bewegt sich flink und lebhaft im Käfig, schnalzt und hebt oft den Schwanz im Affect, während die andere bedächtig springt und in Haltung und Wendung von jener unverkennbar abweicht. Dieser oder jener Plattmönch, eine graue Grasmücke, ein Blaukehlchen, ein Laubsänger, ein Canarienvogel oder ein Zeisig hält sich säuberlich und nett, während ein anderes Männchen dieser Arten sich beschmutzt und die Kanten seiner Federn an Flügel und Schwanz zerstößt, ungeachtet diese Erscheinungen in keiner abweichenden Käfigeinrichtung und Behandlung ursächlich begründet sind. Auch darauf nimmt der Vorsorgliche aufmerksame Rücksicht und wählt hier reineren und öfters frischen Flußsand, dort statt des Sandes Löschpapier; merkt wohl auf die tägliche Losung (Koth) seiner Pfleglinge, um — wenn derselbe dünn und wässerig abgeht — rechtzeitig dem eintretenden Durchfalle oder bei träger und harter Losung der Verstopfung vorzubeugen dadurch, daß er in dem ersteren Falle vor allen Dingen dem Vogel das Bad und sogar das Trinkwasser entzieht (es sei denn, daß er ihn vorher einigemal mit einem oder zwei Tropfen Opiumtinctur versetztes Wasser trinken lassen will) auch in Baumöl getränkte Mehlwürmer vorsetzt; letzteren Falls dem Thiere Spinnen und einige Stücke gesalzenen Specks reicht und dem Trinkwasser etwas Glaubersalz oder einige Tropfen Rhabarbertinctur beimengt; desgleichen den Körnerfressern ersteren Falls unter Anwendung obiger Mittel den Hanf entzieht und letzteren Falls Mohn und grünes Futter reicht. Hier versetzt er erfahrungsmäßig die Sprunghölzer an geeignetere Stellen, dort verwahrt er die Stellen des Gitters, an welchen der unruhige Bewohner häufig anfußt, mit verhüllenden Lappen und bestreicht etwa beschädigte Stellen der Füße sogleich mit einer Mischung von 8 Theilen Glycerin und 1 Theile essigsaurem Bleioxyd; dort wieder beschneidet er dem zu nächtlichem Toben geneigten Vogel die Schwingen, um den Schaden abzuwenden; oder er gibt einem drehsüchtigen, den Kopf wendehalsartig zurückwerfenden, hin und wieder sich überschlagenden Vogel — mag diese unangenehme, nicht zu entfernende Eigenthümlichkeit nun durch Krankheit in der Gefangenschaft entstanden sein oder gleich von vornherein den Wildling, wie nicht selten den Grasmücken und Nachtigallen, als Angewöhnung innewohnen — die Freiheit wieder. Das Reinigen der Käfige bringt selbst die völlig gezähmten Vögel in Aufregung. Vorsichtig zieht deßhalb ihr Pfleger den

Schieber zum Reinigen heraus, um die zerbrechlichen Füße zu schonen, und ebenso rücksichtsvoll fügt er ihn wieder ein. Veränderungen bewirkende Maßregeln liebt der gefangene Vogel überhaupt nicht; denn die Gewohnheit beherrscht sein Leben in hohem Grade. Eine Versetzung seines Käfigs bewirkt Unruhe und Unbehagen, oft völliges Verstummen. Sobald aber der gewohnte Platz wieder eingenommen ist, kehrt auch sogleich Behagen und Singlust wieder. Auffallende oder befremdende Auftritte können erregbare Naturen zur Verzweiflung bringen, sogar eine ungewöhnliche, in die Augen fallende Tracht ihres besten Freundes verwirrt ihrer viele. Konnte mich (Karl Müller) doch meine aufgezogene Amsel, welche den Nachtigallenschlag von einer Meisterin gelernt hatte, in meinem Ornate nicht sehen, ohne sich über diese Tracht wie wahnsinnig zu geberden. Was that daher ihr rücksichtsvoller Gönner? Er zog das unliebsame Kleid in einer anderen Stube an und legte es auch dort wieder ab. Hunde und insbesondere Katzen ängstigen schon durch ihren Anblick die furchtsamen Thierchen, doch auch hierin thut die Gewohnheit Wunder, so daß aus dem erbittertsten Feinde nicht selten ein duldsamer oder gar warmer Freund wird. Das Rothkehlchen, welches wir als Stubengenossen eines Hundes und einer Katze kennen lernten, mit denen es Ruhestätte und Mahl theilte, vergessen wir nie. Kein Zahn, keine Kralle richtete sich gegen das harmlose Vögelchen, der Hund stöberte es sogar unter dem Bett hervor, um es auf seine Anwesenheit und sein Begehren aufmerksam zu machen, ihm in der Vertilgung der quälenden Schmarotzer behülflich zu sein. Der Eintritt fremder Hunde und Katzen scheuchte dagegen das Rothkehlchen unverzüglich an gesicherte Plätze. Eine noch merkwürdigere Anhänglichkeit bekundete ein Staar an einen Hühnerhund. Der Landwirth Ruth in Fronhausen bei Giessen besaß einen gezähmten Staar, welcher ein inniges Freundschaftsverhältniß mit dem Hunde unterhielt, sodaß der Vogel nicht allein auf dem ruhenden Freunde öfters saß, diesem das Ungeziefer ablas und allerlei Kurzweil trieb, sondern auf dessen Rücken auch in der Stube herumritt. Eines Tages wurde die Wohnstube im unteren Stockwerke des Hauses, worin der Staar sich herumtrieb, ausgebessert und in Folge dessen der Vogel in eine Stube des oberen Stockes versetzt. Ungeachtet der reichlich ihm vorgestellten Nahrung nahm er doch nichts zu sich und zog sich zuletzt trauernd in eine Ecke zurück. Sein Herr brachte eines Tages zufällig den Hund mit in

die Stube zu dem Staare. Als dieser den Hund sah, flog er munter ihm entgegen, setzte sich auf dessen Rücken und war wie umgewandelt. Man ließ den Hund nun bei dem Vogel so lange in dem oberen Zimmer, bis das untere hergestellt war, und beide Thiere es wieder nach wie vor täglich theilten. Der Staar, von dem Augenblick des Wiedersehens genesen, lebte noch mehrere Jahre in alter Eintracht mit seinem Freunde.

Was endlich die Krankheiten der Vögel anlangt und die Mittel, sie zu heilen, so lehrt die Erfahrung, daß das ganze Geheimniß in der Erzielung oder Erhaltung ihrer Gesundheit durch Verhütung schädlicher Einflüsse, nicht aber in Anwendung von Heilmitteln — welche gewöhnlich auf Quacksalberei hinauslaufen — zu suchen ist. Mögen immerhin Spinnen, Stückchen gesalzenen Specks, Süßmandelöltropfen, in letzteres getränkte Mehlwürmer und andere Mittel unter einigen Umständen nicht ohne günstige Wirkung bleiben, gewöhnlich hat eine ernstliche Krankheit des Vogels auch seinen Tod zur Folge. Krankheit zu *verhüten*, ihr *vorzubeugen* ist die ganze sozusagen alleinige Kunst des vernünftigen, liebevollen Vogelwirthes, dessen Schalten und Walten wir in getreuen allgemeinen Zügen zur Genüge vorgeführt haben; weshalb wir es auch verschmähen, in leicht aufzuzählenden Dutzenden von Krankheiten und deren Radicalmitteln uns das wohlfeile Scheinverdienst von Wunderdoctoren zu geben. An Fußknollen und Fußgeschwüren leidende zarte Kerffresser, mißhandelte, der Darre oder Auszehrung oder Lähmung verfallene Unglückliche, Fett-, Dreh- oder Fallsüchtige, am Krebs- und dem ominösen Luftröhrenwurm Leidende u. A. m. übergeben wir gerne der Rumpelkammer und Wunderküche Derjenigen, deren Weisheit à la Dr. Eisenbart nichts unerreichbar ist.

Waltet eine stets sorgsame Wache über die Pfleglinge, dann tritt auch der Grundsatz der Krankheits-Verhütung ins Leben, und es wird dann selten zu einem anderen Tode bei den Stubenvögeln kommen, als zu dem aus Altersschwäche, für die bekanntlich kein Kraut gewachsen ist.

Nicht Krankheit, Elend und Tod erzeugt der wahre Vogelwirth und Züchter unter seinen Pfleglingen, nein, er zaubert in die Stuben ein naturgemäßes, munteres, anziehendes Sängerleben, ein Leben seelenbegabter Wesen, welche die ihnen zugewendete Liebe und Sorgfalt tausendfach vergelten und dem forschenden Menschengeiste reiche Nahrung bieten. Ja, unter der täglichen wachehabenden Beobachtung, welche der Besitzer der

Stubenvögel sich zum Gesetz machen soll, bietet sich des Interessanten im Bereiche der Erfahrungen gar Vieles dar, und das Erforschen der mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten ist in Wahrheit ein psychologisches Studium. Denn da sitzen, wie in einer Schulstube auf den Bänken die Knaben, hier in den Käfigen die Vögel, den Unterschied ihrer Begabung, ihrer Neigungen, Gewohnheiten, Untugenden und Tugenden kundgebend. Da zeichnen sich die Verständigen vor den Dummen, vor den Eigensinnigen die Lenksamen, vor den Zänkischen die Sanftmüthigen, vor den zum Erschrecken Geneigten die Gleichmüthigen aus. Und wenn man glaubt, man könne sie alle über einen Kamm scheeren, so begeht man denselben Grundfehler, wie der Erzieher, welcher die Buben nach der Schablone behandelt. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß die Behandlung der Stubenvögel neben der diätetischen auch eine pädagogische ist, die aber nur Segen bringt, wenn sie sich naturgemäß auf der realen Grundlage der Anschauung und Erfahrung aufbaut. In dieser Wissenschaft, die nicht stille steht, sondern durch immer neue Beobachtungen und Erfahrungen erweitert, verbessert oder auch in ihren bereits vorhandenen Resultaten bestätigt und bekräftigt wird, liegt schon die Quelle eines hohen Genusses für den geistigen Menschen. Dieser Genuß wird natürlicherweise noch gesteigert durch das heitere Leben, welches diese Stubengenossen in die winterliche Einsamkeit bringen und wodurch sie uns die Unwirthlichkeit der rauhen, abschreckenden Natur draußen vergessen machen. Wenn die Sänger in den düsteren Wintertagen leise zu singen anfangen, träumt sich die Seele des Hörers schon hinüber in den fernen Frühling. Eine poetische Weihe kommt über ihn in den sanften, wonnigen Rührungen und Schwingungen seines Gemüthes, die von den Tonschwingungen des Vogelliedes bewirkt werden. Welch ein Zauber spricht aus den kaum vernehmbaren Strophen der Nachtigall zu uns! Die Erinnerung mit ihren mannigfachen schönen Erlebnissen taucht auf und bringt mit diesen Tönen das junge, sammetne, hellgrüne Buchenlaub, die schimmernden Apfelblüthen oder den duftenden Jasmin in Verbindung. Das Gezwitscher der Blau- und Rothkehlchen, der Grasmücken und Laubsänger verfehlt seine erheiternde Wirkung auch nicht. Die Haidelerche jodelt und lullt leise, als ob die Töne aus weiter Ferne herüber kämen. Das geistige Auge sieht den Schnee der Haide im Strahle der Märzsonne schmelzen und den Lenz hinter den Bergen lauern. Der gedämpfte Ruf der Sing-

drossel führt uns Licht und Schatten, Sturm und Stille des wechselnden Aprilwetters, den rauschenden, überströmenden Waldbach, den Kampf der milderen mit den rauheren Elementen in dem Naturleben vor die Seele. Das Lied der Feldlerche versetzt uns in die junge, aufstrebende Saat, das der Amsel in das düstere Schattenreich der Nadelholzwaldungen — kurz, jeder dieser singenden Gefangenen weckt eine süße Rückerinnerung, schmeichelt unserer Seele mit dem Anschlag seiner Klänge an verborgene Saiten des Gemüths. Aus der undeutlichen Weise hebt sich nach und nach klarer die Melodie des Liedes oder Strophe um Strophe des Schlags heraus. Mit dem Steigen der Tage gestaltet sich Form und Charakter des Vortrages. Diese allmälige Entwirrung, Entwickelung und Gestaltung zu belauschen, die täglichen Fortschritte in der Einübung der nie in Vergessenheit gerathenden Weise der Wildlinge zu verfolgen, ist in hohem Grade fesselnd und lohnend. Aber auch das Leben aufgezogener, gelehriger Stubenvögel bietet uns sehr interessante Seiten zur Beschauung dar. Die zu Kunstfertigkeiten abgerichteten Stieglitze, Zeisige, Hänflinge und Canarienvögel gelangen auch nach und nach erst zur Meisterschaft. Die gelehrigen Dompfaffen und Amseln üben erst zwitschernd das vorgepfiffene Lied oder die Letzteren auch den im vorhergehenden Sommer gehörten Schlag der Nachtigall ein und bekunden in immer lauterer, abgerundeterer, das Ganze oder nur Theile umfassender Wiedergabe größere oder geringere Befähigung oder auch sorgfältige oder mangelhaft empfangene Unterweisung. Wie auch hierin wieder die einzelnen Exemplare auseinander gehen und von den Ausgezeichneten, welche den Ruhm ihrer Art aufrecht erhalten, bis zu den Unbedeutenden, die ihre Brüder gleichsam verläugnen, Abstufungen zu erkennen sind, entgeht keinem Erfahrenen. Oder sollte Jemand noch zweifelhaft sein über das Walten verschiedenen Grades der Begabung dieser Unterrichteten? Es giebt aufmerksame Hörer, die im Blick und Aufhorchen Lernbegierde und Intelligenz an den Tag legen, aber auch solche, die zwar Hörer, jedoch, wie sich später herausstellt, nicht Thäter sind. Andere berechtigen durch ihre äußere Unscheinbarkeit und geringe körperliche Ausbildung zu sehr mäßigen Erwartungen, aber siehe, eines Tages entpuppen sich die Verkannten und Vernachlässigten als Träger bewundernswürdiger Eigenschaften. Wie anziehend und unterhaltend das Studium und Erforschen des Seelenlebens der Vögel in ihrer Gefangenschaft ist, geht aus dem Wenigen, was wir auf dem

engen Raum innerhalb der uns gesteckten Grenzen darzustellen vermochten, hervor. Das Ergründen dieses Lebens ist eine Wissenschaft, die erst begonnen hat. Wer aber die Vögel kennen lernen will, muß in nahe Beziehung zu ihnen treten und den Verkehr mit ihnen unterhalten. Ihr Gefangenleben erschließt uns vielfach ihre inneren Vorgänge und wir können, wenn wir nicht hochmüthig und verächtlich, sondern gerecht und vorurtheilslos sein wollen, in der That tiefe Blicke thun in die geistige Werkstätte unserer beflügelten Sänger, die uns überzeugen, daß wir uns der Verwandtschaft mit ihnen nicht zu schämen brauchen. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, findet das Halten der für Stube und Käfig geeigneten Vögel seine Rechtfertigung, und die leeren, von oberflächlichem Anblick und Verkennung des eigentlichen Zwecks hervorgerufenen Redensarten und Vorwürfe gegen Vogelliebhaberei müssen verstummen. Das Gesetz soll strenge Wache halten über die Vogelfänger, die Vereine zum Schutze der Singvögel sollen rege Thätigkeit entfalten, die Männer der Wissenschaft dem Volke und der Regierung die Augen öffnen, damit die nützlichen und schädlichen Vögel erkannt und Mittel angewendet werden, erstere zu hegen und letztere zu vermindern. Aber was wird denn hierin gethan? Was wendet der Staat, was die Gemeinde, was der Einzelne für Erhaltung und Vermehrung unserer Singvögel an? Ist nicht gerade das materielle Interesse, die Gewinnsucht der ackerbautreibenden Classe und die Gleichgiltigkeit roher Gemüther vielfach gegen die Bedingungen gerichtet, unter welchen sich viele unserer edleren Sänger bei uns ansiedeln? Sorget für busch- und baumreiche Anlagen, bereitet der Neigung der Familien und Arten entsprechende Wohnstätten, ihr Besitzer von Grundeigenthum, ihr Verschönerungsvereine, ihr Gemeinden, ihr Behörden, ihr Domänenverwalter, und ihr, Regierungen Deutschlands im Norden und Süden, schließet vor allen Dingen einen internationalen Vertrag mit Italien ab, wonach dort unsere wandernden Sänger vor der Hinterlist der Schlingen und der Rücksichtslosigkeit der Vogelflinten in Zukunft bewahrt bleiben! Dann wird es bald um uns her jubeln und klingen in allen möglichen Vogelsprachen und man wird es der Menge nicht ansehen, wenn Einzelne, anstatt in Garten, Feld oder Wald, in der Vogelstube oder vor dem Fenster derselben ihren entzückenden Gesang erheben.

I. Abtheilung.

Vorkehrungen.

Vom Ansatz der Mehlwürmer und dem Einsammeln der Ameisenpuppen.

Wer Stubenvögel eingewöhnen oder eingewöhnte bei Gesundheit und Kraft erhalten will, muß vor Allem hierfür die wichtigste, unentbehrlichste Vorkehrung treffen, nämlich sich einen Ansatz oder eine Brutstätte von Mehlwürmern bilden. Der wahre Vogelwirth unterzieht sich dieser in erster Linie zu nennenden Mühewaltung, sowie bei einigermaßen freier Zeit auch der zweitwichtigsten, dem Einsammeln von Ameisenpuppen, mit Freuden immer selbst.

Bei der Eingewöhnung der meisten Kerbthierfresser im Frühjahre, sowie im Winter als Ersatz für die mangelnden frischen Ameisenpuppen sind Mehlwürmer die hauptsächlichsten Leckerbissen, gleichsam das nahrhafteste Dessert. Wer dies bezweifelt oder dieses Futter für seine Pfleglinge zu entbehren glaubt, der mag sich besser mit der Haltung der Stubenvögel gar nicht befassen. Ingleichen muß es dem ächten Naturfreunde, wenigstens dem auf dem Lande wohnenden, ein wahrer Genuß, ein Bedürfniß sein, im Frühjahr und Sommer statt zahmer Spaziergänge eine rüstige Suche in den duftenden Wald nach Ameisenhaufen und deren Ausbeute zu unternehmen. Diese Selbstgewinnung erzeugt in dem Vogelwirthe das angenehme Bewußtsein väterlicher Fürsorge, setzt ihn somit in unmittelbarere, wärmere Beziehung zu seinen Pfleglingen daheim, und gewiß erinnert er sich beim Anblick seines Vorrathes Ameisenpuppen unter dem munteren

Gezwitscher seiner Stubengenossen in trüber Winterzeit gar manchmal der schönen Sommertage, an denen er im Schweiße seines Angesichts den aromatischen Zehnten von den Ameisenhaufen im heimischen Forste holte.

Zur Brutstätte der Mehlwürmer wählt man einen irdenen Topf, der mit Kleie, kleinen Partieen Mehl und wollenen Lappen, welche von allfällig darin befindlichen Motteneiern vorher in Lauge rein gewaschen sind, sowie einigen größeren von der Roßameise mit Gängen durchbissenen Stücken faulen Holzes einige Zoll hoch lagenweise bis über die Hälfte angefüllt wird, worauf man dann mehrere hundert Mehlwürmer, welche in den Winkeln und Ritzen alter Bäcker- und Mehlhändler Kammern, auf Fruchtböden oder in Mühlen zu finden sind, in die Füllung setzt. Der Topf wird mit feindurchlöchertem Papier oder Leinwand verschlossen. Zwei Töpfe etwa von 0,35—0,4 Meter Höhe, 0,3 M. Durchmesser genügen bei reichlichem Einsatz und normaler Vermehrung der Würmer für die tägliche Gabe (etwa 6 Stück für eine eingewöhnte Nachtigall) an ein halbes Dutzend kleinere Insectenfresser. Das Herauskriegen des Mehlwurmes wird dadurch verhindert, daß die Ausbauchung des Topfes nach oben zu stark ist, und daß die Füllstoffe nicht bis unmittelbar an die Bedeckung des Gefäßes ragen. Der Behälter wird Winters an einen gleichmäßig erwärmten Theil der Stube etwa in halber Mannshöhe in die Nähe des Ofens gestellt und die Lappen werden zeitweilig mit Bier und Wasser mäßig angefeuchtet. Auch kann man hin und wieder, besonders beim Ausschlüpfen vieler Mehlwurmkäfer, einen todten Vogel oder einen Mauscadaver in die Kleie stecken und von Zeit zu Zeit frisches Mehl und Kleie, angefeuchtetes Weißbrod ꝛc. zusetzen.

Einen solchen Ansatz bildet man am besten im Mai, reinigt aber die gesammelten Mehlwürmer vor ihrem Einsetzen in die Töpfe gehörig von aller Umgebung und dem Anhängsel, womit die Brut schädlicher Schmarotzer in die Füllstoffe übertragen werden könnte, und läßt nun die letzteren in der Zeit des Vorsommers, in welcher hauptsächlich die Verwandlung der Würmer in Maden stattfindet, ruhig stehen, nur von Zeit zu Zeit bei der Nachfüllung mit Mehl, Semmel und Kleie alle nur irgend einzufangenden Mehlkäfer in den Topf einbringend. Hiermit bezweckt man, daß zu verschiedenen Zeiten durch die Käfer Eier abgesetzt werden, aus denen sich fortwährend neue Generationen Würmer mittelst der Verwandlung

entwickeln. Namentlich im Nachsommer entstehen die meisten Käfer, welche dann häufiger mit todten kleinen Thieren und dergleichen gefüttert werden.

Die Mehlwürmerzucht erleidet nicht selten für die Züchter ärgerliche Störung durch Einnisten von Speckkäfern, Milben und Motten, welch letztere Stube und Haus durch ihre die Frauen mit Recht erschreckende Brut bevölkern. Man untersuche von Zeit zu Zeit den Inhalt der Töpfe gründlich, namentlich die wollenen Lappen, reinige sie oder wende statt ihrer leinene Lappen an. Bemerkt man Motten und Schmarotzer in den Töpfen, so verfüttere man schnell die Mehlwürmer und entferne den Füllstoff aus den Töpfen, um eine ganz neue Würmercolonie zu gründen.

Der Hochsommer ist gekommen und in den Nadelwäldern hat die bekannte Waldameise (Formica rufa) ihre mehrere Fuß hohen Haufen aufgethürmt. Gewissermaßen erstarrt verharrten die sogenannten Arbeiter und Weibchen in den weiteren Stockwerken des Baues unter der Erde, das Frühjahr lockte sie allmälig hervor, und die wärmende Sonne des Vorsommers hat das rege Volk der Colonie in die oberen Stockwerke des Haufens gebracht, woselbst die Weibchen ihre sehr kleinen Eier in Häufchen bereits fortwährend abgelegt, aus welchen sich Larven und durch Häutung und Einspinnen in einem weißlichen Gehäuse die uns nun beschäftigenden Puppen gebildet haben. Diese tragen die rastlosen Wärter der Puppen, eben die Arbeiter, bei heißer, beständiger Witterung in die höheren Kammern der Wohnung. Dies ist die beste Zeit zur Ausbeute der Nester, welche man übrigens auch schon viel zeitiger nach den ersten Puppen im Frühjahre in den tieferen Kammern zehnten kann. Die Ausbeutung gründet sich auf die Eigenheit der Arbeiter, bei der geringsten Störung, beim Eindringen der Sonnenstrahlen in das Lager die Puppen sogleich mit ihren Zangen zu ergreifen und ins Dunkel der tieferen Stockwerke zu schleppen.

Zu dem Ende ersieht man sich in der Nähe eines erspähten Ameisenhaufens einen von Gras und Gestrüpp gänzlich freien, sonnigen Waldweg, eine Blöße oder Kohlplatte aus, woselbst man je nach der Gewinnung ein größeres oder kleineres Loch gräbt, zu welchem von allen Seiten Laufgräbchen führen. Das Loch bedeckt man mit belaubten Buchen oder Eichenzweigen. Nun begibt man sich, mit Schaufel und einem Sack

versehen, an den Ameisenhaufen, schöpft mit der Schaufel möglichst rasch das ganze Geniſt sammt den Ameisen und Puppen in den Sack und schüttet dessen Inhalt in dünner Lage um das Erdloch herum auf. Die sorglichen Arbeiter beginnen sogleich mit ihrem Geschäft und tragen die Puppen aus den Strahlen der Sonne in das einladende Dunkel der Grube unter den Zweigen. Durch zeitweiliges Rühren in dem aufgeschütteten Geniſte ruft man immer auf's Neue die Sorge der Arbeiter um die Puppen wach und hat so je nach der Größe der Puppengewinnung in einer oder einigen Stunden sämmtliche Puppen, auf Haufen zusammengetragen, in der Grube, woraus man sie mit der Hand oder einem Löffel in ein Säckchen sammelt. Man darf dies Einsammeln aber nicht zu lange anstehen lassen, sonst geschieht es leicht, daß die Arbeiter, rastlos und mißtrauisch wie sie sind, die Puppen wieder aus der Grube herauszutragen sich anschicken.

Zu Hause setzt man auf Papierbögen oder Brettern einen Theil der Puppen, welchen man zur sofortigen Frischfütterung von einzugewöhnenden oder schon eingewöhnten Vögeln oder zur Atzung von Nestlingen benutzen will, zur Verhütung alsbald eintretender Fäulniß der Sonne und der Luft aus, den andern Theil dörrt man sofort auf einer Blechplatte in einem Backofen oder stark erhitzten Herde der Art, daß die Puppen vor ihrer Reife, worin sie sich blau verfärben und in welchem Zustande sie die Vögel verschmähen, nur getödtet, nicht aber geröstet oder braun werden, sondern ihre ursprüngliche, schmutzigweiße Farbe und die volle Eiform behalten.

Solchergestalt getödtete und noch bis zur völligen Austrocknung an luftigem und zugleich warmem Ort ausgebreitete Puppen bilden den Vorrath für den Winter, der am besten in Säckchen von Leinen an trockenen Orten aufbewahrt und vor den bei dem Mehlwürmeransatz erwähnten Milben und Speckkäfern gehütet wird, indem man ihn öfters nach Form, Inhalt und Geruch, welcher sich gewürzig erhalten muß, prüft und tüchtig umschüttelt.

Von den Vogelbauern und Hecken.

Früher herrschte die verkehrte Ansicht, den Käfig möglichst eng und klein zu bilden, und glaubte man hierdurch den Gesang des Vogels heben zu können. Man bedachte dabei aber nicht, daß die Grundbedingung des Gesanges in Wohlbehagen und Angeregtsein besteht, diese aber in einem freien, luftigen Raume, in dem der Vogel unbehindert sich bewegen kann,

viel eher geweckt werden, als in einem beschränkten, Bewegung und Leben niederhaltenden Kerker. Von den Gebauern oder Käfigen gilt also im Allgemeinen der Grundsatz, sie so geräumig einzurichten, daß Luft und Licht freien Einzug haben und die Vögel darin nicht bloß springen, sondern auch die Flügel gebrauchen können. Nur so bleiben sie gesund und kräftig, nur so bleiben sie vor Beschmutzung und Verletzung der Flügel- und Schwanzfedern bewahrt. Welch ein Bedürfniß den Insassen Flügelbewegung ist, bestätigt sich in den öfteren, halbe Minuten lang andauernden Flügelschwingungen der Vögel auf den Sitzstangen, oder in den zeitweilig erfolgenden stürmischen Flugtouren innerhalb des ganzen Käfigraumes. Die Größe des Käfigs richtet sich nach der Größe des darin zu haltenden Vogels, die Länge oder die Höhe nach dessen Neigung mehr geradeaus zu streben, wie die Lerchen und das Blaukehlchen, oder auf hoch angebrachten Sprunghölzern zu fußen, wie Nachtigallen, Sprosser, Drosseln, Amseln, Finken u. a. es thun. Für Drosseln und Amseln gebe man dem Gebauer womöglich eine Höhe und Länge von 1 Meter, eine Breite bis zu 0,5 M. Der Nachtigallenkäfig sei mindestens 0,5—0,6 M. hoch, 0,7 M. lang und 0,3 M. breit, die Käfige für die übrigen zarten Insectenfresser können verhältnißmäßig von geringeren Dimensionen sein. Das Gebauer für die Lerchen bedarf nur einer Höhe von 0,35—0,4 M., aber einer Länge von mindestens 0,7 M., darf dabei nur mit möglichst wenig Holz und Fugen des Ungeziefers wegen und mit keinen Sprunghölzern versehen sein. Der Sprungstäbchen hingegen bedürfen alle anderen Sänger; für Nachtigallen, Sprosser und Blaukehlchen müssen sie unbedingt mit rechtzeitig immer zu erneuerndem Tuch mittelst Kleister oder Mehlpappe überzogen und von starker Daumendicke sein; Drosselarten erhalten noch etwas dickere, nicht geglättete Stäbe von weichem Holze, wie Faulbeer, Hollunder, Hasel, oder auch von Rohr. An den Schmalseiten aller dieser Käfige werden besondere Gehäuse für Wasser und Futter angebracht, und zwar so, daß die Vögel nicht mit den Füßen in den Futternapf steigen können, was durch die Bildung einer gerade zum bequemen Fressen aus dem Napfe hinreichend großen Vorsitzöffnung bewirkt wird. Bei zur Freß- und Fettsucht geneigten, stets am Futternapfe verweilenden Individuen, wie z. B. bei grauen Grasmücken, bringt man ein Fallgitter von Draht an der Vorsitzöffnung des Seitengehäuses an, welches, zeitweilig niedergelassen, den Fresser von dem Napfe trennt, wodurch ersterer unter

dem Drange seiner Gier in eine künstliche Bewegung von Stange zu Stange versetzt wird; oder man stülpt einfach zu solchem Bezwecken ein Drahtnetz über den Napf. Die Decke dieser Käfige besteht aus Leinwand oder Wachstuch, damit sich der nach oben flatternde und anstoßende Vogel nicht beschädigt. Reiner, feinkörniger Flußsand, der frisch gegeben etwas angefeuchtet und bei Zartbefußten, wie Nachtigallen, Sprossern und Blaukehlchen, mit wenig Gartenerde gemengt wird, deckt den Bodenschieber des Gebauers. Dieser Schieber von Holz — nach Brehm, wie der Boden oder Sockel und das ganze Gehänge des Käfigs, von Blech und bezüglich Draht — muß sich auf dem aus Holz oder besser einem Drahtgitter bestehenden Boden des Gebauers leicht ein- und ausschieben lassen und mag in seiner Stirnfläche nur die halbe Höhe der Schieberöffnung erhalten, um ohne Vorrücken der Schublade ein Badenäpfchen einschieben zu können. An den oberen Leisten des Bodengestells ist eine in Scharnieren gehende Klappe angebracht, welche den lichten Raum des Bodengestells für den Schieber nach dessen Herausnahme vollkommen deckt und mittelst des daran befindlichen drehbaren Hakens an das in der Mitte des Bodens sitzende Oehr befestigt werden kann. Den Finken und Canarienvögeln gibt man am besten Käfige mit flachgewölbten lichten Decken; für Edelfinken sind hingegen deren mit Leinwand vorzuziehen. An solchen Käfigen werden die Gefäße für Futter und Wasser am praktischsten auf erkerartigen, in Stiften sich drehenden Behältern (sogenannten Drillern) angebracht, der Boden aber, wie bei den schon beschriebenen Nachtigallen- und Drosselkäfigen, mittelst Schiebern hergerichtet. Beim Bau aller Vogelbehälter müssen sorgfältig alle vorstehenden Erhabenheiten, scharfe Ecken und Kanten vermieden werden, an die sich der Vogel stoßen möchte, auch soll das Drahtgitter einfach aus senkrecht, verhältnißmäßig der Größe des Insassen enger oder weiter stehenden, jedenfalls aber festen Stäben gefertigt sein, sonst läuft der Bewohner Gefahr, mit den Nägeln der Zehen im Geflechte hängen zu bleiben und sich die Füße zu verrenken oder zu zerbrechen. Am besten für Insectenfresser, wenn auch weniger zierlich, sind Käfige mit Stäben von weichem, zartfaserigem Holze, weil sich der Vogel daran weder die Füße verletzt, noch auch die Federn zerstößt. Die Thüren der Käfige endlich müssen Hand und Arm bequem durchlassen und öffnen sich am besten fallthürartig von unten.

Die Trink- und Futtergeschirre sowohl, als die Gefäße zum Baden wählt man am liebsten entweder von Glas oder Porzellan oder gut verglastem Thon.

Wir enthalten uns jeder weiteren Anführung der mancherlei andern im Gang befindlichen, hin und wieder angepriesenen Gebauer, weil es unser Grundsatz ist, nur das Bewährteste und Zweckmäßigste in solchen Dingen den Lesern anzuempfehlen und es um Alles zu vermeiden, unter der Ausbeutung eines unnützen Wissenskrames, einer Neuerungs- und Erfindungssucht den Rathsuchenden zu verwirren.

Die oben beschriebenen Käfige, in gleicher oder ähnlicher Form am meisten gebräuchlich und von uns nun schon Jahrzehnte lang als vollkommen zweckdienlich und für das Auge wohlgefällig befunden, können wir getrost allen Vogelwirthen empfehlen. Sie erhalten, mögen sie nun billig aus Holz oder aus jedenfalls bedeutend theurer kommendem Blech gefertigt sein, in allen ihren Theilen, ausgenommen das Drahtgitter, welches man am besten lackiren läßt, mehrmaligen Oelanstrich und zwar die Innenwände einen zeitweis zu erneuernden von grauer oder brauner Farbe, während das Aeußere dunkelgrün sein kann. Von Manchen wird das zeitweilige Bestreichen und Tränken des Holzgerüstes und der Rückwand, namentlich der Fugen mit Petroleum wegen seiner das Ungeziefer vertreibenden Eigenschaft dem Oelanstrich vorgezogen.

Reinigen der Käfige ist erste Bedingung für die Gesundheit der Vögel und mindestens alle paar Tage nöthig. Bei dem Kehren und Stäuben der Vogelstube verhängt man die Käfige, um bei den Pfleglingen das verderbliche unmittelbare Einathmen des Staubes zu verhüten. Im Freien vor dem Fenster erhält der Käfig ein dicht geflochtenes Vorgitter zum Schutz gegen den Eingriff der Eulen und ein Regendach. Greller Sonnenschein ist bei der Wahl des Standortes für das Gebauer ebenso zu vermeiden als Zug.

Noch sind die Hecken zur Züchtung der Canarienvögel und deren Bastarde zu erwähnen. Man unterscheidet *Flugbecken*, d. h. größere, verschiedenartig geformte, ganz oder theilweise mit Drahtgeflechte eingefriedigte Räume, worin mehrere oder viele Paare zum Zwecke der Nachzucht während des Sommers eingesetzt werden, sowie kleine Hecken — wir

wollen sie Heckkäfige nennen — zur Fortpflanzung für nur ein Paar oder höchstens einen Hahn mit mehreren Weibchen bestimmt.

Eines sehr empfehlenswerthen Heckkäfigs bedient sich Herr J. Gill in Frankfurt a. M., einer der vorzüglichsten Canarienvögel-Züchter Deutschlands, mit bestem Erfolg. Es ist ein geräumiges, über seine Breitseite flach gewölbtes, bis auf den Boden mit Schieber von Holz, ganz aus Draht erbautes Finkengebauer von 0,7—0,8 Meter Länge, 0,4—0,5 M. Höhe und 0,3—0,35 M. Breite, an dessen einer Breitseite ein Driller zur Aufnahme eines künstlichen Nestes angebracht ist.

Dies seither nur in Frankreich und Belgien angewandte künstliche Nest hat zuerst Herr Gill mit Kennerblick und sichtbarem Vortheile seit einem Jahre auch bei seinen Züchtungen in Gebrauch genommen. Es ist tief schüsselförmig, 6—7 Cm. tief, am oberen Rande 1 Dm. im Durchmesser haltend und nach unten zu etwas verjüngt von Holz dicht gefertigt. Nur knapp auf dem oberen Rande ist ein gut gegerbtes Lämmerpelzstück so angeleimt, daß dasselbe eine in dem Nestnapfe überall freie, gleichmäßig angespannte, elastische Mulde bildet, welche von Schmutz und Ungeziefer durch Emporziehen und Schütteln befreit oder besser noch, nach dem Gill'schen Verfahren, durch ein neues ganz gleiches künstliches Nest jederzeit ersetzt werden kann.

Der Heckkäfig erhält mit Vortheil die oben beschriebene seitliche Einrichtung zur Aufnahme von Futter und Wasser und kann, jenachdem man einem Hahne mehrere Weibchen zugesellt, mit einer entsprechenden Anzahl Driller für künstliche Nester an den Langseiten versehen werden. Die eine Schmalseite besteht bei Herrn Gill, dessen Heckkäfige keinen Anbau für Futter- und Trinkgeschirre erhalten, aus einem Schiebgitter, welches die ganze Seitenhöhe hinaufgeschoben werden kann. Dies bezweckt, daß man Behufs Reinigung des Käfigs, Versetzens der Eier oder Jungen in ein anderes reineres Gebauer von ganz gleicher Größe und Einrichtung dieses mit seiner entsprechenden, ebenfalls aufgeschobenen Schmalseite an die des andern Käfigs anlehnt und die Vögel ganz bequem in die neue Behausung hinüberführt. Zu diesem Behufe muß aber für jeden besetzten Heckkäfig ein ganz gleichgearbeiteter und mit derselben Einrichtung versehener zweiter vorräthig sein. Auch muß bei Anwendung des Schiebgitters der für die Futter- und Trinknäpfe mit einer Scheidewand versehene Anbau auf der Seite unter

dem Driller angebracht werden. Diese sinnige Nisteinrichtung macht allen Baustoff entbehrlich und erspart den Vögeln das durch die Untugend des Zerzausens oft unterbrochene langwierige Bauen, indem sie denselben von vornherein eine höchst zweckdienliche Niststätte darbietet.

Wir beschränken uns Angesichts dieser vortrefflichen Vorrichtung auf die Beschreibung dieser einzigen; sie empfiehlt sich durch sich selbst in einem solchen Grade, daß sie alle andern, bisjetzt gebräuchlichen wahrscheinlich bald entbehrlich machen wird. Die beschriebenen Heckkäfige sind bei J. Riva & Sohn in Frankfurt a. M. vorräthig.

Am förderlichsten in warmen Sommern und milden Gegenden für Gedeihen und Kräftigung der Vögel ist wohl ein an geschütztem, etwas erhöhtem, trocknem Ort im Freien errichtetes Vogelhaus, welches weder den störenden Einflüssen unwirthlicher Witterung, noch auch der lähmenden und erschlaffenden Wirkung mittägiger Sonnenstrahlen unmittelbar ausgesetzt steht. Wir können uns nur auf Andeutungen und Angaben von Einrichtungen im großen Ganzen einlassen, jedem Denkenden die Ausführung der Einzelheiten mit Hülfe guter Handwerker anheimgebend.

Zur Abhaltung von Ratten und andern Nagern empfiehlt sich sehr, den Grund, worauf die Flughecke ruhen soll, tüchtig um das am besten von Steinen errichtete Fundament herum, sowie selbst den Grund innerhalb der Hecke in einer gewissen Tiefe unter der Auffüllung mit Schlacken von Hüttenwerken auszufüllen. Durch diese Schichte vermag nach unserer langjährigen Erfahrung an so errichteten Wohnhäusern kein Nager einzudringen. Sollte selbst diese Einrichtung Manchem noch nicht hinreichend dünken, so könnte, wenn die Kosten nicht gescheut würden, eine vollständige Abscheidung der Flughecke vor Nagern folgendermaßen bewirkt werden. Das Gestell des Vogelhauses wird vollständig aus Eisenguß verfertigt, dasselbe mit Drahtgeflechte und einer Metallbedeckung versehen, auf ein gutes Fundament gebracht und unter dem aufgefüllten Boden des Inneren eine an dem Sockel desselben befestigte Seihe von Zink oder Blech oder auch ein sehr starkes Drahtgitter hergeführt. Diese Verwahrung unter dem Boden müßte zeitweilig (etwa alle paar Jahre) zur rechtzeitigen Ausbesserung allfällig sich durch Rost bildender Schäden nachgesehen werden. Die Formgebung des Vogelhauses ist Geschmacksache. Die allseitig mit Drahtgeflecht umgebenen sind wohl zierlicher als die bloß in der Fronte

vergitterten; die letzteren haben aber den Vortheil, daß die Vögel mehr geschützt und allseitigen Störungen nicht so ausgesetzt sind. Das Haus erhält ein weit vorspringendes Dach von dauerhafter Zink- oder Schieferbekleidung, nicht aber eine bloße Holzbedeckung. Will man alle etwa von Mardern, Katzen, Eulen und andern Raubthieren erfolgende Angriffe auf das Gitter in ihren Wirkungen wenigstens unschädlich machen, so kann man am Dache ein in Rollen gehendes starkes Garn (Netz) oder einen starken Leinwandvorhang anbringen, welche an ihrem unteren Saume durch Bleikugeln, bezüglich Holzstäbe beschwert etwa 20—30 Cm. vor dem Drahtgeflechte Abends heruntergelassen werden. Ferner gebietet die Vorsicht, daß zwei Eingangsthüren mit einem Vorplätzchen angebracht werden, das groß genug ist, dem Eintretenden hinter sich das Verschließen der ersten und hierauf das Oeffnen der zweiten zu ermöglichen. Rathsam erscheint auch die Herrichtung eines Nebengemaches, in welches sich die Vögel bei stürmischem Wetter flüchten und zusammendrängen und das sie theilweise gern zu ihrer Schlafstätte erwählen. Das Drahtgeflecht, sowie alle Vorrichtungen von Eisen erhalten einen Ueberzug von Eisenlack. —

Vielfach noch gebräuchlich, auch bequem für den Züchter und geschützt für die gegen öfteren Witterungswechsel im Freien, sowie gegen weniger mildes Klima immerhin empfindlichen Canarienvögel sind in Wohnhäusern angebrachte Flughecken. Hierzu können geräumige helle Stuben oder besser Theile solcher mit warmer, womöglich gegen Südost gehender, geschützter Lage in der Weise hergerichtet werden, daß man entweder vorhandene Fenster oder eine besonders hergerichtete größere Fronte mit einem Drahtgeflechte versieht, das seine ganze Fläche der frischen Luft zukehrt. In die Thüre kann ein Glas zum Beobachten der Insassen von einem dunkleren, den Beobachter verbergenden Raume aus eingesetzt werden.

Die erwähnten künstlichen Nester dürfen des besonderen Schutzes und einer zweckmäßigen Stellung nicht entbehren. Man befestigt sie an nicht zu dunklen Stellen (gewöhnlich an den Wänden) der Hecke in einem quadratförmigen Kästchen, dessen Boden ein Loch zum Einsetzen des Nestes erhält, wobei man vermeidet, sie in Einer Linie übereinander oder zu nahe nebeneinander anzubringen. Um das Klettern der Mäuse an den Wänden hinauf zu den Nestern zu verhüten, werden etwa 1 Meter hoch von dem Boden horizontal an der ganzen Wandung hinlaufende Streifen von Blech oder Glas

eingelegt. Gegen das Herabklettern der Mäuse an den Wänden vom Dache her schützt ein glatter oben rings an den Wänden angebrachter Vorsprung von Blech. Ein mehrere Zoll über dem Neste befestigtes Dach schützt das brütende Weibchen vor dem Andrang anderer Vögel, welche nunmehr fußen können, ohne dasselbe zu stören. Vor oder an dem Nistplatze muß ein Sitzstäbchen befestigt sein. Wo sich etwa Mauerlöcher von genügender Größe in der Hecke vorfinden, benutzen die Vögel sie sehr gerne. Die Sitzstangen werden am besten in einer verhältnißmäßigen Anzahl von Längs- und Querstäben von Kleinfingerdicke aus weichem Holz in entsprechenden Abständen über- und nebeneinander angebracht, sodaß die Vögel nicht allein bequem nach jeder Richtung hin fliegen, sondern auch vielseitig und hauptsächlich auf den Längsstäben dem Lichte zu gekehrt fußen können. Da die Verunreinigung des Futters durch Mäuse nachtheilige Folgen für die Vögel haben kann, so sind abhaltende Vorkehrungen zu treffen und aus Besorgniß, es könnte einer dieser unermüdlichen Nager trotz aller Wachsamkeit doch einmal eindringen, auf glatten, freistehenden Glassäulen ruhende Futternäpfe anzubringen, die durch ein darüber befindliches Dach vor Kothbeschmutzung von oben zu schützen sind. Wo Mäuse nicht zu fürchten sind, bedient man sich einer Tafel, worauf Futter-, Trink- und Badegeschirre ihren verwahrten Platz finden. Der Boden der Hecke endlich wird durchaus mit einer Blechunterlage versehen und diese mit feinem, reinem Flußsand überschüttet.

Viel empfehlenswerther und reinlicher, aber auch weit kostspieliger ist das Anbringen einer Außenhecke vor einem bis zur Fußboden Mauer herab vergrößerten Fensterraume eines unteren Hausgeschosses, wobei die innere Räumlichkeit zugleich als Ueberwinterungs-Aufenthalt für die Vögel benutzt und durch ein Fallgitter bezüglich Fenster oder einen Glaseinsatz vom Außenraume abgeschlossen werden kann. Die Ueberdachung des Außenwerkes kann theilweise mit Drahtgeflechte, des übrigen Theiles mit Zink oder Schiefer bewirkt werden. Der Boden wird nöthigenfalls trocken gelegt, mittelst Schlacken oder Metallisolirung, wie oben angedeutet, vor Nagern geschützt und das Außenwerk mit einem zweithürigen Eingangs Vorbau versehen. Wer die Kosten nicht scheut und die Gelegenheit dazu hat, eine Wasserleitung mit der Flughecke in Verbindung zu bringen, der verschafft seinen Pfleglingen eine große Behaglichkeit durch Anlegung eines flachen Bade- und Trinkbeckens, worin durch eine Zu- und Abflußröhre ein stets gleiches Niveau

frischen Wassers unterhalten werden kann. Ebenso kann das Wasser zum Reinigen des Bodenraumes der Flughecke benutzt werden. Der Boden muß alsdann aber entweder mit Sand- oder Backsteinen belegt werden und eine schiefe Neigung für den Abfluß des Schlemmwassers erhalten. Wir ziehen natürlichen, sandigen Boden, welcher Lösung und Unreinlichkeiten vermöge seiner Porosität einsaugt, künstlich gedecktem bei weitem vor. Durch das Heranziehen von Reben, Epheu und andern Schlingpflanzen an dem Heckenraume läßt sich sowohl den Vögeln eine weitere Annehmlichkeit, als der Flughecke eine Verschönerung geben.

Die jeweilige Anwendbarkeit der Flughecken und Heckkäfige findet ihre Besprechung in der III. Abtheilung.

II. Abtheilung.

Leben in Einzelhaaren.

Die Nachtigall. (Luscinia Philomela.)

Schon beim Einfangen einer Nachtigall muß man sorgfältig darauf bedacht sein, daß man ihre dünnen, hohen Füße nicht durch den Bügel des Gärnchens oder durch den Druck des zu straff angespannten Netzes verletzt. Die Peripherie der Bügel muß darum so groß sein, daß der Vogel von dem zuschlagenden Theil um viele Zoll überholt wird, auch wenn er flatternd und mißtrauisch den Mehlwurm ergreift und in demselben Augenblick entfliehen will. Das Netz muß sackmäßig weit an die Bügel angeheftet werden, daß die gefangene Nachtigall Raum genug hat, sich aufzurichten. Eben so fürsorglich hat man beim Transport des Vogels im Tuch oder Säckchen zu verfahren; es ist nämlich durchaus erforderlich, daß der Stoff derselben, leicht und luftig, dem Vogel das Athmen nicht erschwert. Auch darf beim Tragen keinerlei Druck oder Stoß gegen das Säckchen ausgeübt werden, wodurch der Gefangene Schaden erleiden könnte. Ein allzulanges Verweilen im Dunkel und bei aller Fürsorge doch immer luftarmen Säckchen kann ihm sehr nachtheilig werden, zumal da schon durch die Erschütterung, welche der Gang des Vogelfängers bewirkt, eine gewisse Betäubung eintritt, welche allerdings dadurch gemildert werden kann, daß der Vogel unterwegs zuweilen herausgenommen und mit frischem Wasser getränkt wird. Der geeignetste Transport geschieht nach unserer Erfahrung zu Fuß und zu Wagen in viereckigen Käfichen, welche oben mit grünem Leinentuch überspannt sind, und auf deren Boden Mehlwürmer oder frische Ameisen-

puppen ausgestreut sind, welche für den Insassen das Wasser entbehrlich machen. Der frisch eingefangene Vogel, von dem vor ihm zappelnden Mehlwurm lüstern gemacht, bequemt sich schon auf dem Wege zum Fressen und wird daheim im Käfige ohne langes Zögern dasselbe fortsetzen. Hat man Mehlwürmer in Menge, so macht die Eingewöhnung der Nachtigall auch nicht die geringste Schwierigkeit, sobald man nur dafür Sorge trägt, daß das dargestellte Futter ihr in die Augen fallen muß. Von den Mehlwürmern, welche man nun dem Vogel zerschnitten vorlegt, geht man nach und nach zu den frischen Ameisenpuppen über, welche unter dieselben gemischt werden, bis wahrgenommen wird, daß sie mit den Mehlwurmstücken verschluckt werden. Geschieht Letzteres, so darf man ohne Bedenken Ameisenpuppen allein vorsetzen. Viele Nachtigallen nehmen sogleich frische Ameisenpuppen an, ja wir haben sogar solche erhalten, welche eingeweichte gedörrte Ameisenpuppen und klein gehacktes gesottenes Hühnereiweiß schon in den ersten Stunden ihrer Gefangenschaft fraßen. Das gehört aber zu den Seltenheiten, und es gibt nicht wenige Nachtigallen, bei deren Gewöhnung schlechterdings der Mehlwurm nicht entbehrt werden kann. Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit ist es aber, daß man den frisch erhaltenen Vogel seiner Beobachtung nicht entzieht, sondern von Zeit zu Zeit nachsieht, ob er das Futter nicht versmäht. Dies verräth sich untrüglich durch die frischen Excremente auf dem Boden des Käfigs, den man jetzt noch nicht mit Sand bestreut, sondern mit Löschpapier belegt. Auch veranlaßt den Vogel die Angst, sich zu entleeren, und erst dann, wenn man sich durch solchen Thatbestand hinlänglich überzeugt hat, überläßt man den Gefangenen sich selbst. Besitzt man keine Mehlwürmer oder frische Ameisenpuppen, so gebietet es die Nothwendigkeit, daß die Nachtigall unverzüglich frei gelassen wird. Das Stopfen ist eine grausame, wenn auch in manchen Fällen recht wirksame Maßregel, und nach unseren Kenntnissen von der Sache wird es nur dann mit einer gewissen Sicherheit für die Erhaltung des Lebens angewandt, wenn es nicht zu lange fortgesetzt zu werden braucht und der Besitz von Mehlwürmern oder frischen Ameisenpuppen in nahe Aussicht gestellt ist. Sobald der Pflegling einmal die Federn aufbläst, die Augen schließt, sich auf den Boden des Käfigs in eine dunkle Ecke traurig hinsetzt, und bei geöffnetem Schnabel auffallende Blässe zeigt, so rettet ihn die gewaltsame Nöthigung zur Einnahme von jederzeit ungeeignetem Futter sicherlich nicht, und es kommt auf

die Witterungsverhältnisse an, ob er noch Kraft und Umsicht genug hat, um freigelassen durchzukommen. Deshalb gebietet es humane Rücksicht, daß man es mit der frischgefangenen Nachtigall nicht so weit kommen läßt und selbstsüchtige Hoffnungen aufgibt. Auch das darf nicht außer Acht gelassen werden, daß sehr viele spät im Mai gefangene, bereits zur Brut geschrittene oder gar den Jungen entzogene Nachtigallen vom Genuß frischer Ameisenpuppen den Durchfall erhalten und in Folge dessen oder aus Sehnsucht sterben. Gleichem Schicksal sind viele während der Mauser eingefangene unterworfen.

Als Regel der Behandlung der eingefangenen Nachtigall im Frühjahr gilt die Auswahl eines geräumigen Käfigs mit dicken, tuchumwickelten Sitzstangen und besonderen, vom Boden Schieber getrennten Abtheilungen für die Futter- und Wassernäpfchen, in welche gut beleuchtendes Licht von oben hineinfällt. Hat man es jedoch mit einem hartnäckig die Annahme des Futters verweigernden Individuum bei Mangel an Mehlwürmern und frischen Ameisenpuppen zu thun, so erzielt der aufmerksame und sorgfältige Vogelfreund jedenfalls weit eher den gewünschten Erfolg, wenn er den Vogel in ein mit Tuch überzogenes Kästchen setzt, wo dieser das vorgestreute Futter fortwährend dicht vor Augen hat. Unerläßliche Bedingung ist in allen Fällen das Binden der Flügel, welche erst dann gelöst werden dürfen, wenn sich die Nachtigall angeschickt hat, die vollständige Menge von Futter zu sich zu nehmen, deren sie zu ihrem Wohlsein bedarf. Es gibt indessen Nachtigallen, welche so stürmisch sich betragen und namentlich Nachts mit solcher Heftigkeit gegen die Leinwanddecke des Käfigs anrennen, daß entweder ungesäumte Freilassung oder Beschneidung eines Flügels geboten erscheint. Bei gebundenen Flügeln wird sie im Gesang gestört, bei beschnittenen aber nicht. Man wähne ja nicht, daß ein stürmischer Vogel an einem dunklen Orte sich beruhigen lasse. Ein grünes Tuch vor dem Käfig, ein einsames, heimliches Plätzchen, welches zwar nicht unmittelbar, aber doch nahe an einem Fenster sich befindet, sagt der Neigung der Nachtigall am meisten zu. Unbedingt aber halten wir das Hängen oder Stellen des Käfigs außen vor das Fenster, nach vollzogener Gewöhnung des Vogels an das täglich für ihn bestimmte Futter, in Bezug auf seine Ruhe und sein Wohlbefinden für das geeignetste Mittel. Da jedoch der Gesang des Vogels vor allem Andern bestimmend für den Besitzer ist, so

muß sich je nach der individuellen Neigung des Sängers gerichtet werden, denn der eine will hell, der andere dunkler, der eine in geschlossenem Raum, der andere in freier Luft hängen, wenn er fleißig singen soll. Wieder andere Exemplare lassen sich nur äußerst selten einmal hören, manche gar nicht oder erst nach Verlauf von Wochen einigemal. Es gibt Nachtigallen, welche unter dem Schlaggarn und in dem Säckchen des Fängers einzelne Strophen ihres Gesanges hören lassen. Sie berechtigen hinsichtlich des fleißigen Singens in der Gefangenschaft zu den besten Erwartungen. Oft sind sie auch in anderer Beziehung vorzügliche Vögel. Sie sind es gerade vor andern, die sich leicht an die Gefangenschaft gewöhnen; in den Käfig gebracht, erheben sie ihre Locktour und ihren Schlag und betragen sich, als wären sie in demselben daheim. Will der Eigenthümer sie zum Schlagen veranlassen, so braucht er nur ihren Lockton „Uit" nachzuahmen. Mit diesen annehmlichen Vorzügen ist jedoch nicht immer die lange Dauer der Singzeit verbunden. Es kommt eben bei der Wahl einer Nachtigall so Vieles in Betracht, daß die Ansprüche des Kenners selten nach allen Richtungen hin befriedigt werden können. Fleiß und lang anhaltendes Singen im Laufe des Jahres sind schätzenswerthe Eigenschaften, aber sie verlieren ihren Werth, sobald der Reichthum der Touren, die unterhaltende Abwechslung, der bezaubernde Vortrag fehlt. Was übrigens den geringen Fleiß gewisser Sänger in dem Käfig während des ersten Sommers ihrer Gefangenschaft anlangt, so lehrt die Erfahrung, daß mit der Zunahme des Alters oft die Singzeit des Vogels sich verlängert und seine Gesangslust gesteigert wird, wie denn überhaupt viele altgefangene Nachtigallen erst nach längeren Jahren ihre Singzeit ausdehnen und einzelne sogar den größten Theil des Jahres oder gar beinahe das ganze Jahr hindurch den Gesang pflegen. Hat man also einen vorzüglich schön schlagenden Vogel, so lasse man sich nicht irre machen, wenn er sich vorerst nur selten und niemals anhaltend hören läßt. Die Möglichkeit, wenn nicht die Wahrscheinlichkeit, ist vorhanden, daß mit der Zeit Wünsche in Erfüllung gehen, deren Verwirklichung man sich nicht hätte träumen lassen. Der Hang vieler Nachtigallenfreunde, öfters zu wechseln, und die Ungeduld, mit welcher sie ihre Anforderungen alsbald befriedigt sehen wollen, hat sie schon oft zur Weggabe eines vortrefflichen Schlägers bewogen. In unzähligen Fällen wird dabei der Einfluß der Behandlung übersehen. Wie manche Nachtigall,

welche in diesem Jahre im Hause ihres Pflegers hinsichtlich des fleißigen Singens Vieles zu wünschen übrig läßt, beglückt im darauf folgenden Sommer ihren neuen Pfleger durch unermüdlichen Vortrag. Ist die Singzeit einer Nachtigall übrigens allzu kurz, so verdient der Vogel freilich nicht gehalten zu werden. Im Allgemeinen haben wir die Wahrnehmung gemacht, daß diejenigen Nachtigallen, welche Tag- und Nachtschläger zugleich oder auch nur Nachtschläger sind, gewöhnlich zu den vorzüglichsten Sängern gerechnet werden dürfen. Unter ihnen findet man Beispiele der bewundernswürdigsten Mannigfaltigkeit und Virtuosität. Es kommt aber auch vor, daß Nachtigallen, welche in der Freiheit Tag- und Nachtschläger zugleich waren, in der Gefangenschaft sich Nachts nicht mehr hören lassen. Erst in späteren Jahren erheben manche derselben im Sommer wieder zur Nachtzeit ihre Stimmen.

Grundbedingung des fleißigen Gesanges ist natürlich Gesundheit und Wohlbehagen. Schon das menschliche Gefühl wird jeden Besitzer der Nachtigall bewegen, ihr die Erhaltung derselben zu sichern. Und das hat wahrlich keine großen Schwierigkeiten, wenn nur die große Verantwortlichkeit, welche der Pfleger solcher edlen Thierchen übernimmt, ihm immer klar bewußt bleibt, und seine Sinne aufmerksam den Zustand derselben beobachten. Obenan steht neben dem geräumigen Käfig Darreichung geeigneten Futters. Dieses besteht im Sommer bis zur Vollendung der Mauser lediglich aus frischen Ameisenpuppen und einer täglichen Mahlzeit von einigen Mehlwürmern. Letztere sind jedoch in dieser Jahreszeit nicht unbedingt nothwendig, ja sie werden da nicht selten von der Nachtigall geradezu verschmäht. Im Spätsommer und Herbst reicht man dem Vogel eine kleine Menge von rothen oder auch schwarzen Hollunderbeeren. Bei dem Uebergang von dem Sommer- zu dem Winterfutter thut wieder besondere Achtsamkeit und Beobachtung des Vogels noth. Gewöhnlich macht man den Anfang mit einer Mischung von $^3/_4$ frischer Ameisenpuppen und $^1/_4$ geriebener junger Möhren. Es dauert aber immer einige Tage, ehe die Möhren mit verzehrt werden. Wer auf Sparsamkeit rücksichtlich der Ameisenpuppen nicht zu sehen hat, der lasse die Möhren von dem Nachtigallenfutter ganz weg: denn sie werden gerade von der Nachtigall am wenigsten verdaut und in dicken Klumpen theilweise als Gewöll wieder ausgestoßen. Das vorzüglichste Futter besteht für den Winter aus Ameisenpuppen, welche durch heiße Milch angefeuchtet und aufgeweicht werden, gehacktem abgekochtem Rinder-

herz und einer zeitweisen kleinen Beigabe von zerstückeltem abgesottenem Hühnereiweiß. Stückchen von rohem Rinderherz, auch zartem Schweinefleisch, verabfolge man dem Vogel wöchentlich ein paar Mal. Sechs bis acht Mehlwürmer, denen am besten der Kopf zuvor eingedrückt wird, werden Tag für Tag gereicht. Kann man Spinnen erhalten, so wende man diese als zeitweise Purgirmittel an, auch dürfte das Tränken der Mehlwürmer mit süßem Mandelöl zu gleichem Zweck zu seltener Anwendung zu empfehlen sein, namentlich dann, wenn der Vogel sich dick macht, nicht die gewohnte Menge von Futter verbraucht und den Kopf unter den Flügel steckt. Mindestens alle drei Tage muß der Schieber des Käfigs herausgezogen, der Koth sorgfältig mit dem Löschpapier und dem Sand entfernt und eine neue reine Unterlage bereitet werden. Der Stand des Käfigs sei dem Angesicht des aufrecht stehenden Pflegers der Höhe nach gleich. Das Wassernäpfchen, welches jeden Morgen frisch gefüllt und möglichst groß sein muß, dient zum Trinken und Baden zugleich. Manche Nachtigallen baden sich jedoch fast nie; dennoch bleiben sie gesund. Legt man es darauf an, die Nachtigall besonders zahm und zutraulich zu machen, so hat man sich ihr so zu nahen, daß sie nicht überrascht und erschreckt wird. Der Mehlwurm ist ein treffliches Mittel, um rasch an das Ziel zu kommen. Zuerst wirft man ihn auf den Boden und tritt ein wenig zurück, bis der Vogel herabspringt und den Schwanz in die Höhe schlagend und verlangend schnalzend den Wurm aufnimmt, dann geht man weiter und macht den zweiten Versuch, indem man sich weniger fern vom Käfig aufstellt. Später nähert sich der Pfleger immer mehr, hält die Hand an das Gitter, während auf dem Boden des Käfigs der Mehlwurm zappelt, und schließlich nimmt ihn der täglich vertraulicher und argloser werdende Vogel aus den Fingern seines Freundes. Das Mittel des Hungernlassens führt zwar schneller zum Ziel, aber diese Quälerei kann umgangen werden, will man nur die Geduld nicht verlieren. Die Unterscheidungsgabe der Nachtigall und vieler anderer Stubenvögel ist so gut, daß sie den, der sie ihrer Freiheit beraubt hat, genau kennen. Das scharfe Hinsehen nach dem gefangenen Vogel kann ihn allein schon in hohem Grade beunruhigen. Deshalb gewöhnt er sich am leichtesten an die Nähe solcher Personen, welche sich gar nicht um ihn bekümmern und namentlich ihre Augen nicht auf ihn richten. Spielende Kinder, ruhig sitzende oder auch geschäftig aus- und

eingehende Frauen stören bald die Nachtigall nicht mehr, und oft ist's gerade der sie umgebende Tumult, welcher sie zum Singen anregt. So lange die Singzeit dauert, bleibt der Käfig der frisch eingefangenen Nachtigall verhängt und ihr Standort ein dem menschlichen Thun und Treiben ziemlich fern gelegener. Sobald sie aber schweigt, wird sie an den Anblick von Menschen und, wo nöthig, auch von Thieren gewöhnt. Hunde und insbesondere Katzen ängstigen durch ihre Anwesenheit, vorzüglich durch ihre Blicke, den armen Vogel so, daß er entweder scheu in eine Ecke des Käfigs zurückweicht oder stürmisch zu flattern beginnt. Sehr bald aber weicht auch hierbei die Furcht der Gewohnheit. Jede fremde Erscheinung aber erregt das Mißtrauen der Nachtigall von Neuem. Sie beugt sich vor, als wollte sie sich wie ein Raubvogel zur Wehr setzen; in dieser Stellung bleibt sie eine Zeit lang unbeweglich, bis sie daraus verjagt wird, oder die verdächtige Erscheinung verschwunden ist. Wenn sie recht zahm geworden ist, und hierzu ist die eine mehr, die andere weniger geneigt, bereitet ihr Wesen und Walten im Käfig ihrem Freunde genußreiche Unterhaltung. Die freudige Erregtheit, welche sich beim Nahen ihres Pflegers in ihrem Betragen kund gibt, das häufige Aufschnellen des gefächerten Schwanzes, das Aeugeln mit schiefgehaltenem Köpfchen, das begehrliche Schnalzen, endlich das gierige Ergreifen des dargereichten Mehlwurms, welches bisweilen von hastigem, krähendem Geschrei begleitet wird — alle diese Lebensäußerungen fesseln die Theilnahme des Vogelfreundes sehr. Und wenn an rauhen Wintertagen Stürme brausen und Schnee und Hagel gegen die Fensterscheiben prasseln, und es entsteigt heimlich der Kehle der Nachtigall zum ersten Mal das süße Lied, welches uns an Mai und Liebe gemahnt, welch ein köstlicher Anhauch von Poesie berührt da unser winterlich ödes Leben! Erst vernehmen wir in zwitscherndem Vortrag nur undeutlich die bekannten Strophen, mehr und mehr aber hebt sich mit dem Siege der Tage über die langen Nächte die Weise klarer heraus, und mit dem Einzug des Lenzes schlägt das volle Lied unserer Königin an unser Ohr. In Allegro und oft auch in Presto folgen die Strophen in innigem Zusammenhang aufeinander, immer lauter wird der Schlag, bis seine Stärke uns nöthigt, den Käfig vor das Fenster zu hängen. Dies darf aber nur mit strenger Rücksicht auf die Witterung geschehen. In Gegenden, wo die Spätfröste eine gewöhnliche Erscheinung sind, wartet der Pfleger den Mai ab, in milderen

Klimaten unseres deutschen Vaterlandes erlaubt es schon die Mitte des April, der Nachtigall den Genuß der freien Luft zu bereiten. Am besten ist es, wenn der Käfig auch Nachts draußen bleibt und seinen Stand da behält, wo wenigstens von neun Uhr Morgens an bis vier oder fünf Uhr Abends ihn die Sonnenstrahlen nicht treffen. Ein Schutzgitter gegen den Angriff der Eulen ist unerläßlich, desgleichen ein Regendach. Getöse und Wagengerassel eifern sie zum Schlagen an. In den Frühstunden zerhacken viele Nachtigallen die Strophen und springen im Käfig unruhig hin und her, erst mit dem Steigen des Tages singen sie zusammenhängender. Andere schlagen gerade von Tagesanbruch an am herrlichsten. Die meisten schlagen Morgens mehr als Mittags, es gibt aber auch rastlose Sänger, welche sich den ganzen Tag hören lassen und namentlich von Abends fünf Uhr an besonders eifrig sich zeigen. Mit einbrechender Dämmerung begeben sie sich dann zur Ruhe. Sind sie Nachtschläger, so beginnen sie von Neuem um neun oder elf Uhr. Repetirvögel lassen von Zeit zu Zeit während der Nacht eine Strophe erschallen, vorzugsweise dann, wenn ein Nachtschläger in der Nähe sich befindet oder der Lockton sie reizt. Diejenigen, welche im Winter gegen das Frühjahr hin bei Kerzenlicht sich vernehmen ließen, schlagen im Mai gewöhnlich auch vor dem Fenster zur Nachtzeit. Gegen das Ende der Gesangszeit erfolgen die Strophen in immer längeren Pausen, und eines Tages verstummt der Schlag ganz. Dies geschieht in den meisten Fällen Ende Juni's, wenn nicht schon viel früher. Wenige schlagen bis tief in den Juli hinein. Bei solchen, die lange Jahre in der Gefangenschaft lebten, reicht die Singzeit zuweilen bis in den Oktober hinein. Dann tritt aber auch im Spätherbste erst die Mauser ein. In diesen Fällen wird der Schlag sonderbarer Weise und gegen alle Regel im Hochsommer und Herbst am allerhitzigsten und schönsten. Die Witterung der Jahre, oder vielmehr der vorherrschende Charakter derselben, veranlaßt bessere oder mangelhaftere Leistungen eines und desselben Sängers. Zu heiße Sommer und andererseits zu rauhe und windige Witterung benachtheiligen den Nachtigallengesang. Manche Nachtigallen fangen nach vollendeter Mauser wieder an zu singen und halten noch drei bis vier Wochen mit dem Gesange an. Derselbe klingt aber lange nicht so rein, abgerundet und voll, als derjenige vor der Mauser. Die Mauser nun ist eine Erscheinung, welche einen bedeutenden Verbrauch von Säften

erfordert, und darum muß während derselben die Nachtigall besonders gut gefüttert und gepflegt werden. Mehlwürmer werden nur wenige gegeben, dagegen desto mehr Ameisenpuppen, da diese den Federwechsel vorzugsweise fördern. Anfeuchtungen und Anspritzungen mittels lauchen Wassers und Weins leisten in Fällen, wo die Mauser nicht rasch genug von Statten gehen will, gute Dienste, allein der Vogel wird durch die Anwendung dieses Mittels unangenehm berührt und erschreckt, weshalb wir es nur selten vornahmen. Flügel- oder Schwanzfedern, welche nicht von selbst ausfallen wollen, müssen sofort ausgezogen werden. Badet sich der Vogel von selbst, so ist dies sehr gut, nur darf er dabei dem Zug und der Kälte nicht ausgesetzt sein. Je später die Mauser eintritt, desto gefährlicher ist sie für den Vogel, sie tritt als sehr verspätete Erscheinung meistens als eine förmliche Krankheit auf, welche den Vogel sehr angreift und kraftlos macht. Auch nach der Mauser muß die Nachtigall noch besonders gut gepflegt und ihrem stärkeren Appetit Rechnung getragen werden.

Bei aufmerksamer, sorgfältiger Pflege kann die Nachtigall in der Gefangenschaft ein Alter von 8—10, ja in einzelnen uns bekannten Fällen sogar von 12—18 Jahren erreichen. In der Regel aber wird Altersschwäche schon im siebenten oder achten Jahre ihrer Gefangenschaft sichtbar. Man kann freilich nicht bestimmen, wie alt sie zu der Zeit war, als sie der Freiheit beraubt wurde. Vielleicht würden im Herbst eingefangene junge Nachtigallen länger, als alte ausdauern, aber ihr Gesang ist mangelhaft. Sie zwängen einzelne Strophen mit Gewalt heraus und führen weder die Touren meisterhaft aus, noch ist ihnen der Schmelz, die Zartheit und Feinheit des Tones und Vortrages der alten Sänger eigen. Es ist darum immer eine gewagte Sache, eine im Herbste gefangene Nachtigall zu nehmen, weil man in den meisten Fällen junge erhält. Die jungen Männchen verrathen sich übrigens sehr bald in der Gefangenschaft durch auffällig rasche Eingewöhnung und bald anhebendes Gezwitscher. Einzelne dichten schon am dritten oder vierten Tage ihrer Gefangenschaft.

Die Nachtigall duldet Ihresgleichen ebenso wenig, als andere Vögel, in ihrem Käfig. Erbitterte Kämpfe entstehen sogleich, wenn man zwei Männchen zusammenbringt. Der Bewohner des Käfigs greift den Eindringling heftig an, und letzterer, der sich im fremden Käfig nicht heimisch fühlt, flieht und weicht den knappenden Schnabelbissen aus. Ihre Unver-

träglichkeit und neidischen Regungen gibt die Nachtigall auch gegen ihre Nachbarn in andern Käfigen durch schreiende Töne zu erkennen, welche den Zweck haben, die Sänger zum Schweigen zu bringen. Wir sannen einst vergeblich über die Ursache des Schweigens einer vortrefflichen Nachtigall nach, bis wir auf den Gedanken kamen, die nachbarliche Sängerin aus der Stube zu entfernen. Noch in derselben Stunde erhob die von der gehaßten Gefährtin Befreite laut ihre Stimme.

Der Sprosser (Luscinia major.)

Eingewöhnungs- und Behandlungsweise des Sprossers ist im Wesentlichen dieselbe wie diejenige der Nachtigall, nur muß ersterem noch sorgfältigere Aufmerksamkeit gewidmet werden, weil er im Ganzen zärterer Natur ist. Indessen lehrt die Erfahrung, daß der Sprosser viel seltener in Rücksicht auf Annahme des Futters störrig und widerspenstig sich zeigt, als die Nachtigall. Auch fanden wir bei den Sprossern, welche wir in Käfigen hielten, daß sie Mancherlei außer dem gewöhnlichen Nachtigallenfutter fraßen, was von den Nachtigallen nur einzelnen willkommen war. Viele unserer Nachtigallen zeigten sich wählerischer in Bezug auf das Futter überhaupt, während es unbestreitbare Thatsache bleibt, daß sie bei einfacher Nahrung eher ausdauern und fleißiger im Singen sind, als die Sprosser. Letztere verlangen auch eine größere Menge Futters, obgleich ja die Nachtigall an Stärke dem Sprosser nur wenig nachsteht. Gewöhnlich rechnet man auf einen Sprosser ein Viertel bis ein Drittel Futtergabe täglich mehr. Es kommt dabei natürlich auf die Güte der Nahrung an. Während unsere Nachtigallen bei Ameisenpuppen, die mit heißer Milch, zuweilen auch mit Rübensaft erweicht werden, und einer Zugabe von sechs Mehlwürmern täglich per Stück vollkommen gesund und kräftig sich während des ganzen Winters erhalten, verlangen die Sprosser einen öfters wiederholten Zusatz von klein gehacktem Hühnereiweiß und abgekochtem Rind- oder Schweinefleisch. Außerordentlich nahrhaft ist klein gehacktes oder auch geriebenes gekochtes Rinderherz, welches mit lauer Milch befeuchtet wird. Wir wählen hierzu eine recht fette, rahmige Milch. Man befürchte keine Säure; denn das Futter bleibt den ganzen Tag über vollkommen frei davon. Wir gießen sogar unter das Rübenfutter sehr gerne Milch, zumal im Frühjahre, wo die Rüben nicht mehr saftig genug sind, um

geriebene Semmel genügend zu befeuchten. Im Sommer muß das natürlich unterbleiben. Sehr gerne nimmt der Sprosser im Winter Stückchen rohen Fleisches, von welchem man ihm ebenso häufig wie der Nachtigall reichen darf. An den beiden Tagen der Woche, wo unsern Sprossern und Nachtigallen rohes Fleisch gereicht wird, erhalten sie keine Mehlwürmer. Beeren bekommen die Sprosser bei uns nicht; denn bei weitem die meisten Exemplare verschmähen die rothen wie die schwarzen Hollunderbeeren, und wir haben uns auch durchaus nicht davon überzeugen können, daß solche Futterbeigabe andern Sängern als eigentlichen Beerenfressern gesundheitliche Dienste leistet. Im Sommer gibt man dem Sprosser nichts Anderes, als frische Ameisenpuppen und Mehlwürmer. Letzterer bedarf er zu dieser Jahreszeit nur in geringer Anzahl, während im Winter die Regel gilt: je mehr, desto besser. Es kommt wohl nicht vor, daß ein Sprosser gleich einer Nachtigall als frischen Ameisenpuppen die Mehlwürmer verschmäht. Da der Sprosser erst im Mai an seinem Brutorte sich einstellt, so fällt seine Eingewöhnung nicht schwer, weil frische Ameisenpuppen schon allenthalben zu beschaffen sind. Daher kommt es, daß weit weniger Sprosser, als Nachtigallen Opfer der Eingewöhnungsversuche werden. Auch unter ihnen gibt es indessen leicht- und schwerzähmbare Individuen, auch von ihnen gilt die goldne Regel: behandle jeden Vogel nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit, nach Temperament und Neigung, nach seinen Tugenden und Unarten. Der Sprosser verträgt durchaus keine rauhe Behandlung oder Vernachlässigung. Er verlangt vermöge seiner empfindlichen Füße dicke Sitzstangen, die mit festgeklebtem dünnem Zeuge überzogen sind, er verlangt ferner eine weiche Käfigdecke, einen recht geräumigen Käfig und große Reinlichkeit. Solche, die Nachts viel toben und sich das Gefieder zerstoßen, müssen statt des Drahtgitters dünne Holzstäbchen haben, andere, welche sich gerne auf dem Boden des Käfigs aufhalten und dadurch die Füße beschmutzen, so daß sich an den Zehen Knollen von Sand und Koth ansetzen, werden genöthigt, auf Sitzstangen zu springen, welche dicht über dem Boden angebracht werden, und zwar an denjenigen Stellen, wohin der Vogel seinen Sprung hernieder zu richten gewohnt ist. Ein dunkler Stand des Käfigs taugt nicht. Licht gehört ebenso wohl zum Gedeihen des Vogels, als reine Luft. Wohl aber rathen wir, für ein Plätzchen zu sorgen, wo sich der Sprosser bald heimisch fühlt, wo er Ruhe hat und

sich seiner Sicherheit bewußt bleibt. Im Winter darf das Fenster in seiner Nähe nicht geöffnet werden, weil Zug und Kälte Gift für seine Gesundheit sind. Gleichmäßige Wärme ist Hauptbedingung seines Wohlbefindens. Im Sommer versetzt man seinen Käfig vor das Fenster, wo er vor herrschenden Winden und grellem Sonnenlicht geschützt ist. Bevor die Nächte warm geworden sind, darf man es nicht wagen, diesen zarten Vogel der freien Luft auszusetzen.

Was das Wesen und Betragen des Sprossers in der Gefangenschaft anlangt, so erscheint er in Allem schwerfälliger und plumper, als die Nachtigall, wiewohl dieser Umstand bei dem einen Individuum mehr wie bei dem andern hervortritt. Schon der Körperbau ist derber. Meistens zeigt er sich auch träger und stiller den Tag über. Nur zeitweise wird er wie von einem ihm plötzlich durch den Kopf fahrenden Gedanken aufgerüttelt, und in stürzendem Geflatter springt er auf den Sprunghölzern eiligst hin und her, schnarrend und lockend. Diese Töne sind weit rauher und schärfer, als das „Vitgaar" und Tacken der Nachtigall. Uns erinnern diese Locktöne und nicht wenige Stellen aus dem Schlage des Sprossers unwillkürlich an die Sumpf- und Schilfsänger. Es scheint, da der Sprosser sehr gerne auf Inselchen der Flüsse im Rohre seinen Aufenthalt wählt, als ob hierin der Grund von dem sumpfigen Beigeschmack seines Vortrages liege. Namentlich tritt dieses charakteristische Merkmal zur Zeit hervor, wo der Sprosser zu singen anfängt und sich zwitschernd vernehmen läßt. Die Nachtigall tritt anfangs schon viel klarer und kenntlicher mit ihrem Liede heraus, während bei dem Sprosser sich der Schlag erst aus einem Chaos der Töne nach und nach zur Deutlichkeit gestaltet. Da hat man nun in der That über manchen scharfen Ton und über unschönes Gequak zu klagen Ursache. Doch tritt dieser Mißstand zurück, wenn der Schlag zu seiner Kraft und Gemessenheit sich herausgewunden hat. Sprechender, recitativischer, würdevoller und imposanter singt kein Vogel, als der Sprosser. Hierdurch erinnert er nicht wenig an den Schlag der Drossel, bei dem ja auch manche Strophen wie Worte klingen. Allein in Rücksicht auf diese unbestreitbaren Vorzüge diesen Schlag über denjenigen der Nachtigall stellen, dünkt uns wahrhaft verwegen. Freilich wenn man eine schlechte Nachtigall neben einem vorzüglichen Sprosser hört, so gibt man mit Recht letzterem unbedingt den Vorzug; aber vergleicht uns den besten ungarischen oder

russischen Sprosser mit unserer herrlichen Nachtigall, die ihren Vortrag zur Maizeit innerhalb 50, sage funfzig kürzerer oder längerer Touren ausdehnt, und kein gerecht Urtheilender wird noch im Zweifel darüber sein, daß an die Meisterin Nachtigall selbst der General-Sprosser nicht hinanreicht. Dem Sprosser fehlt unter allen Umständen der Schmelz, die Weichheit, das wunderbar wirkende Steigen und Sinken des Tons, sowie die außerordentliche Abwechslung und der Reichthum der Touren, was Alles die gute Nachtigall so vortheilhaft auszeichnet. Indessen verfehlt das Markige, Volle, Runde, Raumbeherrschende, Tiefe, ich möchte sagen Männliche im Vortrag des Sprossers seine einnehmende Wirkung gewiß nicht. Daß eine Mondnacht den Zauber des Schlages noch erhöht, versteht sich von selbst. Wir möchten übrigens nur ganz vorzüglichen Sprossern das Wort reden, entweder guten Ungarn oder tüchtigen Russen, welche letztere in neuerer Zeit, ob mit Recht oder Unrecht, allen übrigen Sprossern vorgezogen werden. Weniger geschätzt werden die pommerschen Sprosser, die unangenehmes Zischen und froschartiges Quaken in ihren übrigens wogenden Gesang einmischen. Am wenigsten werthvoll ist der sächsische Sprosser, der durch seine Annäherung im Gesang an die Nachtigall an ursprünglicher Eigenartigkeit einbüßt und nur mäßigen Ansprüchen genügt. Uebrigens schließt dieses allgemeine Urtheil nicht Ausnahmen von der Regel aus, die jedoch höchst selten vorkommen mögen.

Die Mehrzahl der Sprosser steht an Fleiß im Singen den meisten Nachtigallen nach, gewöhnlich ist auch ihre Gesangszeit von kürzerer Dauer. Diejenigen, welche vor Neujahr beginnen, beenden ihren Gesang größtentheils schon zu Ende des April oder Anfangs Mai. Diese sogenannten Wintervögel entwickeln auch ihren Schlag fast nie zu solcher Fülle und Kraft, als die sogenannten Sommervögel, die erst im Februar oder Anfangs März beginnen und mit dem Gesang bis zu Johanni anhalten. Angeregt durch die Wirkungen der freien Luft, steigert der Sänger im Mai und Juni seinen Schlag zur schönsten Blüthe. Oefter als die Nachtigall leistet der Sprosser zur Nachtzeit Vortreffliches. Ja, es gibt sogar viele Sprosser, die, obgleich in den ersten Jahren ihres Gefangenlebens nur Tagschläger, in späteren Jahren auch Nachtschläger werden. Die Lebensdauer des Sprossers reicht nur in einzelnen Fällen an diejenige der

Nachtigall in der Gefangenschaft. 8—10 Jahre sind schon ein hohes Alter, das ein Sprosser im Käfig erreicht.

Wer sich an Ort und Stelle, wo gute Sprosser wild leben, nicht begeben kann, um sich einen beliebten Schläger auszuwählen, der soll nie ohne zuverlässige Empfehlung oder ohne den Vogel schlagen gehört zu haben, zum Kauf schreiten. Unter den vielen Sprossern, welche alljährlich die Händler im Mai in größere Städte, so auch nach Frankfurt a. M. einführen, befinden sich so viele schlechte Sänger und auch mitunter Weibchen, daß man Gefahr läuft, gründlich angeführt zu werden. Getäuscht kann man freilich auch werden, wenn man sich selbst einen herrlich schlagenden Vogel fängt; denn man kann nicht voraus bestimmen, ob er in der Gefangenschaft fleißig und lange Zeit das Jahr hindurch singt. Deshalb verdienen die bereits in der Gefangenschaft als befriedigend nach allen Richtungen hin sich bewährt habenden Sänger den größten Vorzug.

Zum Schluß erwähnen wir noch die interessante Thatsache, daß ein russischer Sprosser, den wir im vorigen Frühjahre von unserem Freunde Brehm aus dem Berliner Aquarium erhielten, bis heute, den 15. December, noch nicht in die Mauser gekommen ist, obgleich er gesund und kräftig blieb.

Die Singdrossel. (Turdus musicus.)

Da bei weitem die meisten Pfleger der Drosseln die Jungen aus dem Neste nehmen und aufziehen, statt Wildfänge zu halten, so beginnen wir mit der Behandlung der Nestlinge. Es ist nicht unbedingt nöthig, daß man die jungen Drosseln schon zu der Zeit aus dem Neste nimmt, wo die Kiele eben erst ihre Fähnchen entfalten, da auch die flüggen das Sperren nicht lange hartnäckig verweigern, wiewohl es sehr zu empfehlen ist, sie nicht allzu groß werden zu lassen, ehe man sie den Eltern raubt. Die Liebe der letzteren zu den Jungen wächst von Tag zu Tag, und oft betheiligt sich das Männchen an einem regeren Zutragen von Nahrung erst dann, wenn die Brut dem Neste zu entwachsen beginnt. Es gibt sogar Drosselmännchen, welche nach wie vor ihrem Weibchen fast alle Pflege der Jungen überlassen und es vorziehen, dem Neste ferne zu bleiben, ihrer eigenen Ernährung und dem Gesange Zeit und Neigung zuzuwenden. Wird

das Männchen von einem Raubvogel ergriffen oder verunglückt es auf eine sonstige Weise zur Zeit, wo die Jungen bereits ausgebrütet sind, so verläßt das Weibchen das Nest nicht, sondern füttert sie allein auf. Die angebrüteten Eier aber werden unter solchen Umständen stets von ihm verlassen, und gewöhnlich verunglückte entweder das Männchen oder das Weibchen, wenn ein Nest mit verlassenen bebrüteten Eiern angetroffen wird. Das Weibchen liebt zwar anfangs die Brut viel mehr als das Männchen, aber auch des letzteren Anhänglichkeit steigert sich in dem Grade, als die Jungen an Größe und Befiederung zunehmen. Schon aus diesem Grunde sollte das Ausnehmen der Jungen nicht zu spät geschehen, wenn auch kein anderer erheblicher Grund dafür spräche; denn es erheben ja ein jammervolles Geschrei die Alten, wenn sie den Räuber ihrer flüggen Jungen dem Neste sich nahen sehen. Verzweiflungsvoll umflattern sie die Stätte und verwinden den Schmerz der Trennung erst am nächstfolgenden Tag, wo sie endlich, des Suchens und Lockens müde, den Ort des Jammers verlassen. Das Nest wird mit den Jungen ausgehoben und sofort an den Ort seiner Bestimmung getragen. Vor erheblichem Druck muß es in Rücksicht auf das Leben und die zarten Glieder der Vögelchen sorgfältig beim Tragen bewahrt werden. Daheim setzt man das Nest in eine große Schachtel oder ein geräumiges Kästchen und unterstützt es von allen Seiten, damit es darin fest und aufrecht steht. Zur Beruhigung der jungen Vögel und zur Erhaltung einer ihnen wohlthuenden Wärme deckt man sie je nach der herrschenden Witterung mehr oder weniger mit einem wollenen Tuche zu, jedoch immer so, daß den Thierchen das Athmen nicht erschwert wird. Das beste Futter, welches ihnen mit einem hölzernen Stäbchen oder einem Federkiel, woran vorn eine löffelartige Rinne ausgeschnitten ist, gereicht wird, besteht in frischen Ameisenpuppen. In Ermangelung solcher nimmt man Semmel, die vorher längere Zeit in kaltem Wasser gelegen hat und ausgedrückt worden ist, damit die Hefe entfernt werde, und die nun mit kühler Milch befeuchtet und mit frischen Ameisenpuppen vermengt wird. Hierbei ist das klösige Zusammenballen des Futters zu vermeiden. Jedes Vögelchen erhält zwei bis drei Gaben, wobei behutsam verfahren werden muß, daß es sich an den Kanten des Hölzchens oder Federkiels nicht verletzt. Die Fütterung erfolgt in Zwischenräumen von ungefähr einer halben Stunde; in den Morgenstunden sind die Kleinen futtergieriger, als in den Nachmittagsstunden. Allemal entleeren sie sich, sobald sie gefüttert

werden, und wenn sie die Bürzel über den Nestrand heben wollen, um dies zu thun, so kann man ihnen, wo nöthig, zarte Hülfe mit dem untergeschobenen Finger oder Stäbchen leisten. Sofort werden die zähen Brocken entfernt und das Nest noch einmal genau untersucht, um zu sehen, ob nicht irgend welche Unreinlichkeit zurückgeblieben ist. Auch darf beim Darreichen des Futters eigentlich nichts davon in das Nest fallen, da es aber nicht ganz zu vermeiden ist, so entfernt es der Pfleger wenigstens sogleich wieder; denn einestheils klebt es sonst an den Federchen der Vögel fest und pappt diese zusammen, anderntheils bereitet es einen feuchten, den Thierchen nachtheiligen Sitz auf dem Boden des Nestes. Rein und trocken muß dieses letztere unter allen Umständen gehalten werden. Am schwierigsten ist das zu bewerkstelligen, wenn eines der Jungen den Durchfall bekommt. Am besten setzt man das kränkelnde Vögelchen so lange allein, bis seine Verdauung wieder hergestellt ist. Sobald die Drosseln nicht mehr im Neste bleiben wollen und Neigung zeigen, ihre Flügel zu gebrauchen, ist für sie vorläufig noch eine sehr umfangreiche Kiste, in der dicht über dem Boden Stäbchen angebracht sind, einem Käfig vorzuziehen, weil letzterer die Darreichung des Futters erschwert. Erst bei hinreichender Flugfähigkeit und Stärke versetzt man sie in den Käfig, und zwar, wenn nicht sogleich, doch in den nächsten Tagen, wo sie allein fressen, von einander getrennt. Der auf diese Weise gesund und säuberlich gehaltene Vogel bewohnt nun einen Käfig von mindestens 1,1 Meter Länge, 1 Meter Höhe und 0,5 Meter Tiefe, in welchem er in weiten Sprüngen auch gehörig seine Flügel ausdehnen und gebrauchen kann. Das Futter, welches ihm vorgesetzt und täglich am Morgen früh erneuert wird, enthält jetzt weniger Feuchtigkeit, da auf der andern Seite des Käfigs ein Wassernäpfchen zum Trinken und Baden angebracht ist. Sobald frische Möhren in Menge zu haben sind, gewöhnt man den Vogel an diese, welche zu dem Zweck gerieben und mit $^1/_3$ geriebener Semmel vermengt werden. Unterscheidungsmerkmale in Farbe und Gestalt untrüglicher Art sind zwischen Männchen und Weibchen nicht aufzufinden, wohl aber läßt sich das junge Männchen sehr bald, nachdem es allein fressen gelernt hat, zwitschernd vernehmen, und es kann den schweigenden Weibchen die Freiheit gegeben werden, indem man sie zu ihrer größeren Sicherheit in den Wald trägt und dort fliegen läßt. Die Männchen üben in ihren Käfigen während des Winters fleißig ihren

Gesang ein, der bei einzelnen mannigfaltig, bei anderen einförmig, bei allen aber nie so schön, rein, voll und markig erscheint, als der Gesang der guten Wildfänge. Mitunter läßt eine aufgezogene Drossel allerdings recht kunstvoll klingende Strophen vernehmen, und ihr Fleiß und Eifer, womit sie den Gesang pflegt, macht den Vogel schätzenswerth, aber trotz alledem bleibt sie weit hinter dem Wildfang zurück. Nur einen unleugbaren Vorzug hat die aufgezogene vor der wildgefangenen Drossel, sie wird sehr zahm und zutraulich, während letztere trotz ausdauernder Bemühungen von Seiten ihres Pflegers nie ganz dazu gebracht werden kann. Sehr wenige, seltene Exemplare machen hiervon eine rühmliche Ausnahme. Der Besitz eines wildgefangenen vorzüglichen Schlägers ist nach unserer Ansicht und Erfahrung das Herrlichste und Lohnendste, was ein Freund des urwüchsigen Vogelgesanges sich nur wünschen kann. Es fällt aber schwer eine alte Singdrossel zu fangen, weil sie nicht leicht in das Schlaggarn geht trotz des zappelnden Mehlwurms. Im März, in welchen Monat ihre Rückkehr aus südlichen Länderstrichen fällt, wird der Fang durch eintretenden Schnee und Kälte leichter möglich gemacht. In Gegenden, wo Drosselherde angelegt sind, erhält man sie von den Drosselfängern, welche auf Bestellung und das Versprechen einer guten Belohnung hin, anstatt der edlen Sängerin den Hals umzudrehen, sie in ein Gebauer stecken. Leider werden alljährlich nicht wenige Singdrosseln unter den sogenannten Krammtsvögeln auf Herden gefangen. Beim Neste läßt sich wohl das Weibchen ohne besondere Schwierigkeiten berücken, das Männchen jedoch umkreist zankend und warnend die in der Falle lockenden Jungen, und geht ungern, oft gar nicht in dieselbe. Die im Herbste gefangenen Drosseln bieten durchaus keine Sicherheit, wenn sie auch alsbald zwitschernd ihr Geschlecht verrathen, daß sie alte sind. Wiewohl die im Herbste gefangenen jungen Wildfänge bei weitem den aufgezogenen Männchen vorzuziehen sind, so kommen sie doch den ein oder mehrjährigen Wildfängen nicht gleich. Ihr Gesang ist noch nicht vollständig entwickelt; dies geschieht erst im Laufe des Winters in südlichen Klimaten, zur Ausbildung des ursprünglichen Gesanges aber gehört unbedingt die Freiheit. Die im Frühjahre gefangene alte Singdrossel ist schwer zu behandeln. Im März und in der ersten Hälfte des April fehlen noch in normalen Jahrgängen die frischen Ameisenpuppen, Mehlwürmer aber verbraucht der von den Entbehrungen in Folge der Reise und der rauhen

Witterung magere und hungrige Vogel täglich in so großer Menge, daß eine ungeheuer bevölkerte Colonie dazu gehört, um ihn damit bis zur Ankunft der frischen Ameisenpuppen hinzuhalten. Man ist deshalb genöthigt, anders zu verfahren. Der wilde Vogel wird in einen kleinen, mit einem Tuche verhängten Käfig gesetzt, wo ihm zunächst Mehlwürmer in einem Schüsselchen vorgestellt werden, die wegen dessen geglätteter Innenseite nicht bis zum Rande gelangen können. Desgleichen wird ihm ein Näpfchen voll Wasser gereicht. Nicht lange, so sind zwanzig bis dreißig Mehlwürmer verzehrt. Eine neue Anzahl getödteter und theilweise zerschnittener geht ohne Anstand denselben Weg. Jetzt sind wir an dem Punkte angelangt, wo gedörrte Ameisenpuppen oder in Ermangelung solcher gesottenes gehacktes Rindfleisch und Hühnerei mit zerstückelten Mehlwürmern vermengt werden. Die Drossel sucht die Mehlwurmstücke heraus und schleudert das im Wege liegende andere Futter zur Seite. Die Versuche sind zu erneuern, und bei wiederholten Weigerungen des Vogels, Fleisch und Eier anzunehmen, läßt man es mehrere Stunden auf gut Glück ankommen. In vielen Fällen nimmt dann die Drossel doch endlich die verschmähten Bissen an, und dann hat man gewonnenes Spiel. Haben wir es aber mit einem sehr eigensinnigen Vogel zu thun, so muß man sich hüten, den Pflegling durch allzu langes Hungerleiden matt zu machen. Vielmehr sättigt man ihn wieder vollkommen mit Mehlwurmstücken, die man unter das übrige Futter mischt, fängt Spinnen und Fliegen, die noch hinzugefügt werden, und kommt so ohne Zweifel, wenn auch erst am zweiten oder dritten Tage, zum gewünschten Ergebniß. Ohne jegliche längere Unterbrechung muß die Drossel so lange im Auge behalten werden, bis genügende Bürgschaft für die Erhaltung ihres Lebens vorhanden ist. Gar manche Drossel bedarf zu ihrer Eingewöhnung im Frühjahre nicht einmal der Mehlwürmer, aber jedenfalls leisten letztere unter allen Umständen treffliche Dienste. Im Sommer sind gefangene alte Drosseln noch viel schwerer einzugewöhnen; da dürfen Mehlwürmer und frische Ameisenpuppen durchaus nicht fehlen, und die unausgesetzteste Aufmerksamkeit bei gleichzeitiger Vermeidung der häufigen Beunruhigung ist auf das Strengste zu beobachten. Wir warnen bei der Besprechung dieser Angelegenheit auch gegen die Verbringung des Käfigs vor das Fenster. Der Verlust der Freiheit wird tiefer von dem Gefangenen empfunden, der Anblick des Himmels, der Bäume und sonstiger Gegen-

stände zerstreut ihn und weckt seine wilde Scheu. Das Alles lenkt ihn allzu sehr von dem Futter ab, und die schlimmste Erfahrung steht dem Besitzer des Wildfangs bevor, wenn er nicht zeitig genug die vorhin erwähnten Maßregeln ergreift. So lange der Sommer währt, füttert man die Drossel am besten mit frischen Ameisenpuppen. Sie singt dabei ungemein fleißig und feurig, wenn überhaupt, wie man zu sagen pflegt, Feuer in ihr steckt. Semmel oder Gerstenschrot gebe man ihr nur als Beimengsel zu geriebenen Möhren, welche ein unersetzliches Drosselfutter abgeben. Im Herbste erhält sie öfters Beeren der verschiedensten Art, Zwetschen, Pflaumen, Birnen und selbst Aepfel, deren Genuß ihr recht zuträglich ist. Die singende Drossel wird bald für die Stube und sogar den Hausgang zu laut. Daher bringt man vor dem Fenster ein Gestell an, auf welchem man den Käfig gut befestigt, damit der Sturm ihn nicht hinabwerfen kann. Die Einrichtung ist so zu treffen, daß Futter und Wasser gereicht werden können, ohne daß man von dem Einwohner gesehen wird. Auch so wird der Vogel stets scheu hin und her springen und wohl auch flattern, wenn er die Näpfchen herausnehmen und wieder hineinschieben sieht, aber die Störung hat keine weiteren Nachtheile für ihn, und sein Gesang ertönt bald darauf wieder. Die Reinigung des Schiebers wird jetzt höchstens alle acht Tage vorgenommen, weil das Hereinnehmen des Käfigs den Insassen jedesmal in große Aufregung bringt. Beim Aus- und Einschieben des Schiebers verfährt man sehr behutsam, damit die Beine der Drossel nicht geklemmt werden. Vor dem Käfig ist ein Schutzgitter ebensowohl, wie an den Käfigen anderer Vögel anzubringen; denn die Größe sichert die Drossel keineswegs vor dem Angriff der Eulen. Wir verloren herrliche Sänger, als wir in früheren Jahren solches Schutzmittel anzubringen versäumten. Die Eule riß die verzweiflungsvoll klagende Drossel zwischen den Drähten heraus, und eine andere tödtete sie durch einen, mit den Krallen durch ein enggestricktes Netz und zwischen den Drähten hindurch in die Brust des Vogels geführten Schlag.

Ein guter Wildfang schlägt zu jeder Tageszeit, vorzüglich eifrig Morgens und gegen Abend. Gerade Abends, bevor die Dämmerung eintritt, oder gar während derselben, entwickelt die Drossel den ganzen Reichthum ihrer Töne. Schnell und feurig folgt Ruf auf Ruf, Strophe auf Strophe, und dazwischen werden die sonst eingehaltenen Pausen durch ein verbindendes

Zwitschern und Balzen ausgefüllt, welches sich durch seine reine, silberne Helle vor dem Gezwitscher anderer Sänger so vortheilhaft auszeichnet. Es ist, als wollte der Sänger noch alle seine Kunst und Kraft aufbieten, um seinen Vortrag glanzvoll zu beschließen. Dieselbe Wahrnehmung macht man am Drosselgesange draußen im Walde, wo diese Königin des Waldes ihr Lied in der letzten Abendstunde des Frühlingstages bis zur höchsten Stufe ihrer Begeisterung emporträgt. Welch ein unbeschreiblicher Abstand in Schönheit, Mannigfaltigkeit und Kunstfertigkeit des Vortrags beurkundet sich aber unter diesen Wildfängen! Von dem elendesten Stümper, der neben einem einförmigen Gezwitscher nichts weiter hören läßt, als ein paar grell hervorgestoßene laute Töne, durchläuft der Drosselschlag die Stufen der mittelmäßigen und guten Leistungen bis zur bewunderungswürdigen, unübertrefflichen Virtuosität, kraft welcher die Drossel ohne Zweifel mit der Nachtigall um Rang und Vorzug am ersten zu streiten berufen ist. Zur Vollkommenheit ihres Schlages gehört aber eine ganze Reihe von Forderungen, die theilweise eine so feine Unterscheidungsgabe des Kenners bedingen und wohl auch von dem Geschmack des Hörers gestellt werden, daß sie unmöglich alle zu nennen sind. Vor Allem muß die Stimme den eigenthümlichen Silberton haben, welcher wohl zu unterscheiden ist von dem Schreiton und, obgleich weithin erschallend, das Ohr doch nicht beleidigt. Ferner ist ein bedeutender Umfang der Stimme erforderlich, damit die Töne in ihrer Lage die nöthige Abwechslung bieten. Hiermit steht in enger Beziehung der Reichthum der Touren oder Strophen und die ansprechende Bildung derselben. Weiterhin ist es von der größten Wichtigkeit, daß eine Strophe, so angenehm sie an sich auch klingen mag, nicht als bevorzugte Lieblingsstrophe jeden Augenblick wieder hervortritt, auf der andern Seite aber dürfen auch die schönsten und melodischsten Theile, die interessantesten Wendungen und Uebergänge nicht zu selten wiederkehren. Je deutlicher, ich möchte sagen, sprechender die Rufe tönen, desto unterhaltender und fesselnder wird der Drosselschlag. Das Volk hat in der That nicht Unrecht, wenn es diese Rufe in Worte übersetzt, nur ist es dem nachahmenden Volksmunde dabei von jeher auf einen Zusatz oder eine Entstellung mehr oder weniger nicht angekommen. Daß der Fleiß und die Ausdauer im Gesange eben sowohl als das Feuer des Vortrags in die Wagschale fällt, wurde schon angedeutet. Aller sicheren Wahrheit entbehrt die Behauptung, daß

diejenigen Drosseln die besten Sänger seien, welche das Wort „Kuhdieb" am deutlichsten riefen.

Hinsichtlich der Unterschiede, welche zwischen den Sängern walten, haben wir Brüder sehr interessante übereinstimmende Beobachtungen gemacht. Der Gesang unterscheidet sich vor Allem nach den verschiedenen Gegenden, in welchen die Drosseln leben. Die Ebene hat ihre eigenthümlichen Rufe, wie das Gebirge. Innerhalb der Ebene, ja sogar innerhalb der einzelnen Auen und Walddistricte nimmt man Abänderungen wahr. Diese Localunterschiede zeigen sich gleichfalls im Gebirge. Nie und nimmer geht dadurch auch nur im Entferntesten der Grundcharakter des Drosselgesanges verloren. Man hört bei noch so großer Verschiedenheit der Vorträge doch nirgends Anderes, als eben Drosselschlag. Aber jede Gegend, jeder Gebirgszug, jedes abgeschlossene Thal hat wieder hierin sein Charakteristisches, das sich oft auf das Feinste zuspitzt. Innerhalb dieser Abtheilungen charakteristischer Sänger kommen aber auch Individuen vor, die durch ihre Geringfügigkeit und erbärmliche Leistung dem Schlage ihrer Nachbarn durchaus in jeder Beziehung nachstehen und die Eigenthümlichkeit der Unterscheidungsmerkmale verwischen. Andererseits treten einzelne vortreffliche Sänger auf, die gleichsam außerhalb der Nation stehen, und, um sogleich das Richtige zu treffen, ohnfehlbar eingewandert sind. Das können nur verirrte oder auf dem Zuge aufgehaltene oder aber vom Wandertrieb weit über die Grenze ihrer ursprünglichen Heimath hinausgeworfene Drosseln sein. Außerordentlich interessant wird der Besitz mehrerer Drosseln aus verschiedenen durch den Gesangscharakter ausgeprägten Districten. Man hängt sie in angemessenen Abständen an verschiedenen Seiten des Hauses auf und hat nun Vertreter jener bekannten, vielleicht durch theure Erinnerungen liebgewordenen Orte.

Die Mauser macht dem Gesange der Drossel, welcher bei hervorragenden Exemplaren bis in die Mitte oder an das Ende Juli's währt, ein Ende, und dauert im Ganzen gewöhnlich fünf bis sechs Wochen. Die Witterung hat auf die Dauer und Energie des Federwechsels unverkennbaren Einfluß. Feuchte Sommer fördern, sehr heiße und trockene erschweren denselben. Im September beginnt man mit dem Winterfutter. Viele Drosseln singen den Herbst über leise. Im Januar oder Februar beginnen sie von Neuem und werden von Zeit zu Zeit merklich lauter. Im März rufen sie schon in den ersten Frühstunden und auch später am Tage, wenn

Geräusch sie anregt, laut. Zu Anfang des April bringt man den Käfig vor das Fenster, und die Drossel wird lauter und immer lauter ihre schöne Stimme erheben. Hier gewöhnt sie sich bald an das bunte Treiben unter ihr im Hof, Garten oder auf der Straße. Doch erfordert es ihre Wildheit, daß man ihr wenigstens am zweiten Stockwerk einen Platz einräumt. Zähmungsversuche künstlicher Art haben wir stets verschmäht. Die Drossel scheut immer am wenigsten diejenigen Hausgenossen, welche sich am seltensten oder gar nicht mit ihr beschäftigen; sie will eben in Ruhe gelassen sein, und wer glaubt, ihr vertrauter Freund werden zu können, wenn er sie vor ihrem Käfig starr ansieht oder ihr auch freundlich zuschnalzt, der wird in ihr ein doppelt mißtrauisches Thierchen begrüßen, welches unruhig hin- und herspringt, flattert, mit dem Schwanze schnellt und den Flügeln zuckt und angstvolle Töne wie beim Neste der bedrohten Jungen ausstößt. Mit den Jahren läßt übrigens auch bei anfänglich unbändig scheuen Wildlingen das ungeberdige Wesen und Verhalten im Käfige nach. Die Gewohnheit zähmt mehr als die Kunst. Nun wird die Drossel erst wahrhaft liebenswürdig, wiewohl in den meisten Fällen nie im wahren Sinne des Wortes zahm. Insbesondere zeigt sie sich bei Kerzenlicht nicht mehr so unruhig und strebt nicht mehr flatternd nach der Decke. Rathsam ist es, nebenbei gesagt, den Käfig der Drossel, statt ihn in die Stube zu nehmen, auf der Hausflur anzubringen. Die Kälte im Winter schadet ihr durchaus nicht, selbst wenn Morgens das Wasser in ihrem Napfe gefriert. Auf gut geschlossener Hausflur kommt dies übrigens auch selten vor. Mehrjährige Gefangene bessern sich wesentlich im Gesange von Jahr zu Jahr, daß heißt: sie singen fleißiger, anhaltender und feuriger. Indessen gibt es Drosseln, welche schon im ersten Frühling und Sommer ihrer Gefangenschaft so ausnehmend thätig sind, daß eine Steigerung ihrer Anstrengungen im Lauf der Jahre gar nicht möglich ist. Rastlos singen sie von Morgens bis Abends und gönnen sich nur wenige Pausen der Ruhe. Solche Vögel werden in Folge ihrer Anstrengungen zuweilen von Heiserkeit befallen, und diese kann einen so gefährlichen Charakter annehmen, daß der Tod nicht mehr abzuwenden ist. Alle anzuwendenden Mittel, im Wasser aufgelöster Kandiszucker, süßes Mandelöl und dergleichen mehr, bleiben erfolglos. Rührend ist es anzuhören, wenn der kranke Vogel in unnatürlich erscheinendem Drange zum Singen die heiseren Töne noch bis zu den letzten

Stunden seines Lebens mühsam herauspreßt. Die feurigen, unermüdlichen Sänger darf man in Rücksicht hierauf nicht zu gut füttern, um ihren Geschlechtstrieb, der ja beim Gesange Hauptbeweggrund ist, nicht zu überreizen. Auch hier zeigt sich wieder der Nachtheil der kleinen Käfige, in denen sich die Vögel nicht frei genug bewegen können und weit eher Krankheiten unterworfen sind, als in geräumigen.

Die Steindrossel. (Turdus saxatilis.)

Unvergeßlich bleibt uns eine Steindrossel, welche unser Onkel als Wildfang vom Rheine erhalten hatte, und die im Garten in einem wohl verwahrten, von Buschwerk gut gedeckten heckenartigen Käfige während des ganzen Sommers wohnte. Sie war als vieljähriger Gefangener längst das Vorüberwandeln der Menschen gewöhnt und erhob deshalb zur Freude und zum Entzücken ihrer Lauscher zu jeder Zeit ihre Stimme. Damals erkannten wir, daß hervorragenden Wildfängen unter den Steindrosseln vor aufgezogenen Vögeln der Vorzug gegeben werden muß. Jene Steindrossel besaß eine bewundernswürdige Nachahmungsgabe, und, was die Befähigung der Steindrossel überhaupt charakterisirt, sie hatte im Gefangenleben sowohl von den vielen Vögeln, welche unser Onkel hielt, als auch von den freilebenden im Garten noch manche Liedesstrophe angenommen. Mehrere Nachtigallentouren trug sie ganz und täuschend vor, die Schwarzamsel, die Singdrossel, den Edelfinken, die Feldlerche ahmte sie großentheils ebenfalls täuschend nach, wir vernahmen den reinen Ueberschlag des Mönchs, den Ruf der Wachtel, den Gesang der Sperbergrasmücke und andere Gesänge, die unserem Gedächtniß entschwunden sind, und daneben blieb noch vieles Eigenthümliche, was sanft flötend sich in das Ohr einschmeichelte. Kurz, diese Steindrossel war ein unvergleichlich liebenswürdiger Sänger, den der Onkel um schweres Geld erhandelt hatte, und um dessen Besitz sein Pfleger von wahren Kennern wahrhaft beneidet wurde. Dieser Wildfang befand sich bei dem gewöhnlichen Nachtigallenfutter sehr wohl, nur hielten wir die Gelberüben für überflüssig, da sie als Gewölle von der Steindrossel ausgeworfen wurden. Rinderherz und gedörrte, durch heiße Milch erweichte Ameisenpuppen halten wir für das allerzuträglichste Futter auch für diesen edlen Sänger. Ebenso gute Dienste leistet der

Gelberübensaft, mit welchem Fleisch und Ameisenpuppen getränkt werden. Eine Beigabe von geriebener Semmel zur Ersparniß schadet keineswegs, nur darf dieselbe nicht vorwiegen. Das Sommerfutter besteht in den unvermeidlichen und unersetzlichen frischen Ameisenpuppen. Mehlwürmer müssen weniger im Sommer als im Winter täglich wenigstens in geringer Anzahl gereicht werden. In den ersten Jahren geberdet sich der Wildfang in der Gefangenschaft sehr stürmisch. Darum hat man bei der Eingewöhnung nicht nur, sondern auch bei der Behandlung nach Vollzug derselben sorgfältig zu Werke zu gehen und dem Vogel die Neigungen abzulauschen. Da dieser Vogel fast nur beim Neste zu fangen ist, so erhält man ihn zur Zeit, wo frische Ameisenpuppen vorhanden sind, welche die Eingewöhnung erleichtern.

Neben den bei der Nachtigall geschilderten Vorkehrungen zur Eingewöhnung wird man Rücksicht nehmen müssen auf einen Standort des Käfigs, wo der Vogel möglichst ungestört bleibt und Vertrauen gewinnt zu den ab- und zuwandelnden Personen. Wenn auch vorzüglich die aufgezogenen Steindrosseln es sind, welche große Neigung zum Erschrecken bekunden, und davor streng behütet werden müssen, so verträgt doch auch der Wildfang jähe Störungen nicht, und ungewohnte Erscheinungen können auch ihn in die größte Angst versetzen. Von Natur ist die Steindrossel äußerst scheu und wild. Ihr abgesondertes Leben auf den alten Burgen veranlaßte den Namen: „einsamer Spatz." Zeit und Bedachtsamkeit erfordert ihre Zähmung, und nur wer Geduld, Liebe und Sanftmuth in Wartung und Behandlung zeigt, bringt es in mehreren Jahren dahin, den Wildfang zu zähmen. Dann erst erntet der Besitzer die vollen Früchte seiner Bemühungen; denn nun singt die Steindrossel fleißig und vertraut und erhält ihr schönes Kleid unverletzt.

Werthvoll sind auch viele aufgezogene Steindrosseln, einmal dadurch, daß sie außerordentlich zahm werden und wie durch ihr prangendes Gefieder, so durch ihr unterhaltendes Betragen den Vogelfreund ergötzen, dann aber auch in Folge ihres bedeutenden Talentes, Lieder pfeifen zu lernen. Ihre Flötenstimme eignet sich hierzu sehr. Der Unterricht wird nicht anders ertheilt, als es bei der Schwarzamsel oder dem Dompfaffen geschieht. Nur soll der Lehrer immer Bedacht nehmen auf den Eigensinn, die Reizbarkeit und die Laune der Steindrossel. Aergerniß versetzt viele

aufgezogene Steindrosseln sofort in Krampfzustand. Sie müssen deshalb sehr schonend und sanft behandelt und dürfen durch Lehren nicht ermüdet werden. Sobald sich der Lehrer dem Käfig naht, muß er den Vogel durch Zuruf darauf vorbereiten, um ihn nicht zu erschrecken. Dieselbe Vorsichtsmaßregel findet bei der Fütterung des Vogels oder beim Säubern des Käfigs statt. Die Lehre hat nur Erfolg, so lange sich die Steindrossel vollkommen gesund fühlt. Darum achte man auf ihr Befinden und störe sie nicht, wenn sie sich auch nur wenig unpäßlich fühlt. Eine gar sonderbare Erscheinung ist das plötzliche tolle Hin- und Herrennen der Steindrosseln, namentlich der Wildfänge, zur Zug- und Brutzeit, und unerklärlich erscheint oft das Erschrecken der aufgezogenen Steindrosseln, wenn man keine Veranlassung hierzu entdecken kann. Manchmal mag die Ursache im Zimmer vermuthet werden, während sie draußen zu suchen ist, wo vielleicht durch das Fenster vom Käfig sichtbar ein Raubvogel sich zeigte oder eine befremdende Erscheinung anderer Art die Nerven des reizbaren Käfigbewohners erschütterte. Die gelehrte Steindrossel trägt mit sichtbarem Vergnügen ihrem Pfleger das erlernte Lied vor, und es scheint oft, als wolle sie sich durch ihren unermüdlichen Fleiß die besondere Gunst desselben erwerben. Sie erkennt ihn schon am Tritt, ehe er ihr sichtbar wird; das verräth sie durch ihre freudige Aufregung, durch ihr gespanntes, erwartungsvolles Hin- und Herlaufen und durch den sofortigen Vortrag des Liedes. Neben diesem Liede läßt sie aber auch den Wildlingsgesang, freilich in unvollendeter Form, vernehmen, auffallender Weise aber meistens nur dann, wenn sie allein ist und sich unbeobachtet weiß. Auch sie nimmt gleich dem Wildling Töne und Gesangstheile aus Liedern der sie umgebenden Vögel mit Leichtigkeit an. Schon in den Sommermonaten des ersten Jahres beginnen die jungen aufgezogenen Steindrosseln mit Gezwitscher, welches sehr bald in lauten Gesang übergeht, und zwar lassen sich neben den Männchen auch die Weibchen hören, letztere jedoch nur bis zum neuen Jahre, wo sie mit einem Mal verstummen. Nur wenige Weibchen singen auch in der Folge noch. Will man sich zeitig vom Geschlechte der jungen Steindrosseln überzeugen, so zieht man ihnen einige Federn auf dem Unterrücken aus. Wenn da graue statt weiße nachwachsen, so hat man unzweifelhaft ein Weibchen vor sich.

Unserer Erfahrung nach, und wir werden in unserer Ansicht von

trefflichen Kennern und Liebhabern der Steindrosseln vollkommen unterstützt, wählt man zum Aufziehen junger Steindrosseln kein anderes Futter, als frische Ameisenpuppen, welche natürlich durchaus rein und weiß gehalten werden müssen. Wir bezweifeln zwar nicht, daß es auch gelingt, sie mit gemischtem Nachtigallenfutter gesund und kräftig zu erhalten, allein wir möchten rathen, diese Nahrung erst von dem Zeitpunkt an zu reichen, wo die Steindrosseln schon allein fressen. Besser ist es jedenfalls, wenn auch alsdann noch frische Ameisenpuppen bis zum Herbste fortgegeben werden. Die Wintermauser wird von den aufgezogenen Steindrosseln sehr leicht überstanden. Sie erneuern vollständig ihr Kleid, während die Wildfänge in der Gefangenschaft oft nur wenige Federn erneuern oder sogar ganz im alten Kleide bleiben. Man braucht aber darum keine Besorgniß zu hegen und zu keinerlei künstlichen Mitteln zu schreiten, vielmehr läßt man der Natur freien Lauf, und die Folge wird lehren, daß das Ausbleiben des Federwechsels bei den Wildfängen ohne Nachtheil ist. Der Eigensinn des Vogels erfordert doch in gewissen Fällen ein künstliches Einschreiten von Seiten des Pflegers. Wie Graf von Gourcy in Brehm's Werk über Stubenvögel richtig bemerkt, nehmen Steindrosseln zuweilen, wahrscheinlich in Folge des Erschrecktwerdens, viele Tage kein Futter zu sich und würden unfehlbar dem Hungertode erliegen, wenn man ihnen nicht Nahrung einstopfen wollte. Dies darf aber nur mit der größten Vorsicht geschehen, indem man nämlich beim Herausnehmen des Vogels aus dem Käfige hastiges Zufahren vermeidet und die nöthige Ruhe und Sanftmuth behauptet, und beim Einstopfen jeder Verletzung vorbeugt, sowie die Portionen in angemessener Weise wählt. Ehe man sich jedoch zu solchem gewaltsamen Einschreiten entschließt, versuche man, den trauernden Vogel durch Mehlwürmer und sonstige auserwählte Lieblingskost zum Fressen zu bewegen. Und wenn auch acht, ja vierzehn Tage darüber hingehen, ehe er andere Nahrung, als Mehlwürmer, Spinnen und erreichbare Kerfe annimmt, so warte man nur in Geduld den Zeitpunkt ab, wo der Genesende wieder in das alte Gewohnheitsgeleise einlenkt. Eine solche naturgemäße Behandlung ist jeder anderen weit vorzuziehen. Nur im äußersten Nothfall möchten wir das Stopfen für zulässig erklären. Lieber gebe man dem das Futter verschmähenden Vogel ein lauwarmes Bad, trockne sein Gefieder einigermaßen oder fast ganz in warmem Flanellappen und setze ihm dann Lieblingsfutter vor.

Das Bad weckt und belebt den Appetit, ändert und hebt oft die Stimmung des Vogels außerordentlich rasch. Es scheint, als ob die Magennerven der Steindrossel ganz besonders empfindlich wären; dafür zeugen schon die Gewölle, die nichts als unverdaute Bestandtheile sind. Aus diesem Grunde sollte man außer Gelberüben auch sonstige schwerer zu verdauende Zugaben von dem Winterfutter weglassen. Mehlwürmer, in süßem Mandelöl getränkt, leisten zur Herstellung der Verdauung recht gute Dienste. Ist die Verstimmung der Magennerven hartnäckig, so erscheinen kleine Stückchen rohen, gesalzenen Speckes, die man allerdings gewaltsam eingeben muß, sehr empfehlenswerth, weil sie Oeffnung verschaffen und die Verdauungsthätigkeit fördern. Bei sorgfältiger, naturgemäßer Wartung und richtiger Behandlung dauert die Steindrossel viele Jahre in der Gefangenschaft aus.

Die Schwarzamsel. (Merula vulgaris s. atra Mülleri.)

Unter günstigen Witterungseinflüssen schreitet die Schwarzamsel schon so frühe zur Brut, daß man Ausgangs März Junge in ihrem Neste findet. Die Erfahrung beweist, daß die Jungen der ersten Brut denen der zweiten vorzuziehen sind, wenn es sich darum handelt, die Männchen Lieder pfeifen zu lehren oder sie zu schlagenden Nachtigallen zu hängen. Erstlich sind im Allgemeinen Vögel der ersten Brut kräftiger, und hiermit hängt gewöhnlich auch eine vorzüglichere Begabung zusammen, dann aber hören sie die Weise, welche sich ihrem Gedächtniß einprägen soll, bis zur eintretenden Mauser länger, als die später geborenen, was von wesentlichem Einfluß ist, oder, wenn die Aneignung des Nachtigallenschlags beabsichtigt wird, so dürfte es von Vögeln der zweiten Brut kaum möglich sein, ihnen im Laufe des Sommers noch hinreichende Gelegenheit zu geben, das zu Lernende in sich aufzunehmen, da selten eine Nachtigall länger als bis zur zweiten Hälfte des Juli schlägt. Die jungen Amseln werden am besten halb flügge mit dem Neste genommen, und auf gleiche Weise wie die jungen Singdrosseln behandelt. Von Natur rauhere und von mannigfaltigerer Nahrung, als die Drossel lebende Vögel, sind sie auch leichter als diese aufzuziehen. Dennoch möchten wir kein anderes Futter für sie empfehlen, als Semmel, Ameisenpuppen und befeuchtende Milch, wenn man mit Ameisenpuppen

nicht allein füttern kann. Sobald die Kleinen in einem engeren Behälter nicht mehr bleiben mögen und, aufgedeckt, auf den Rand des Kastens springen, die Flügel heben und im Wirbel schwingen, um einen Flug in die Stube hinein zu unternehmen, sind sie von einander zu trennen und durch künstliche Erzeugung neuer Federn mittels Ausrupfens der alten an einigen Stellen des Halses und der Brust ihrem Geschlechte nach zu prüfen. Sehr oft zeichnen sich die Männchen schon im Neste durch ein viel dunkleres Gefieder vor den Weibchen aus, allein es gibt auch hellere Männchen, welche sich durch nichts als solche herausfinden lassen, dunklere Weibchen, die den voreilig Wählenden trügen, und darum ist das erwähnte Mittel zur vollkommenen Sicherheit als unerläßliche Bedingung zu empfehlen. Nach zwei Wochen sind bereits die neuen Fähnchen zum Theil so weit aus den Kielen hervorgewachsen, daß man an der helleren oder dunkleren Färbung derselben das Geschlecht des Vogels erkennen kann. Uebrigens färbt sich die neue Feder erst nach und nach entschiedener, so daß es anzurathen ist, die Wahl bis zu einem Zeitpunkt zu verschieben, der über jeden Zweifel erhebt. Hat man nun mit völliger Sicherheit ein Männchen ausgewählt, so weist man ihm an einem abgeschiedenen Orte, wo weder Menschen noch Thiere seine Aufmerksamkeit zerstreuen, seinen Platz an. Der Standpunkt darf nicht zu helle, also nicht zu nahe am Fenster sein. Förderlich ist ein leichter Dämmer in der Stube. Wir wollen hiermit nicht sagen, daß unter solchen Bedingungen allein die junge Amsel mit Erfolg gelehrt werden kann, sondern wir geben diese Behandlung nur als die unstreitig zweckentsprechendste an. Der Besitzer und Lehrer des Vogels pfeift ihm von vornherein das ganze Liedchen, das jedoch in einer nicht zu langen, einfachen Melodie bestehen muß, von A bis Z vor, ohne innezuhalten, abzusetzen und theilweise zu wiederholen. Mit dem Gesichte rückt er möglichst nahe, so daß die Amsel durch seine Erscheinung ganz und gar gefesselt ist. Sechs, acht, auch zehn Mal wiederholt er das Lied aus voller Brust; fühlt er jedoch eine gewisse Trockenheit der Lippen, welche das Pfeifen erschwert und den Ton benachtheiligt, so wartet er lieber eine günstigere Stunde ab, als daß er unrein vorpfiffe. Zu jeder Tageszeit darf gelehrt werden, nur muß man sich hüten, den Vogel zu ermüden. Je behaglicher und zum Anhören geneigter er sich zeigt, desto mehr faßt sein Gedächniß auf. Für die Amsel ist es nicht gut, wenn hinter dem

Liede drein noch ein Triller oder ein kurzer Nachpfiff sonstiger Art folgt; denn ihre Neigung läßt sie solche abgebrochene, auffallend hervortretende Weisen mit großem Eifer aufnehmen, und ihr gespanntes Merken auf das Lied wendet sich ab. Anders ist es, wenn das Lied einmal bei ihr ganz festsitzt, dann läßt sich noch ein An- oder Nachpfiff oder auch beides anbringen, und die Amsel ist selbst noch im zweiten Jahre fähig, Derartiges zu lernen. Da sie aber nur zur theilweisen Erlernung der vorgepfiffenen Melodie gerne hinneigt, so darf der Vortrag auf keine Weise überladen werden. Morgens und Abends, selbst noch bei Licht und in der Nacht haben wir unseren jungen Amseln vorgepfiffen und dadurch guten Erfolg gehabt. In der ersten Zeit scheint es, als nähme die Amsel von dem Liede gar nichts in sich auf. Sie beginnt mit dem bei allen jungen Männchen wahrzunehmenden Gezwitscher, welches später durch einzelne laute Töne unterbrochen wird. Ohne Rücksicht hierauf pfeift man immer in der angegebenen Weise fort, und bald wird sich herausstellen, daß das leise Zwitschern des Vogels mehr und mehr zu einer bestimmteren Form sich gestaltet; man erkennt den Anfang des Liedes oder eine andere Strophe desselben, welche mitunter grell ausgestoßen und unmittelbar darauf mit einem wilden, wirren Durcheinander begleitet wird. Je mehr sich die Nächte kürzen, desto lauter wird der Vortrag, und desto mehr rundet er sich ab. Die Amsel singt die Hälfte, Zweidrittheile der Melodie, aber immer noch schwatzt sie daneben Allerlei, was die jungen Wildlinge draußen auch hören lassen. Endlich pfeift sie die ganze Melodie, aber noch nicht vollkommen, das heißt: sie pfeift die Strophen zerstreut mitten im Zwitschern alle. Unbeirrt pfeife der Lehrmeister fleißig die Melodie nie anders als ganz in einem Zug. Der Gesangstrieb, welcher im Frühling einen sprechenderen Ausdruck verlangt, vereinfacht und kürzt das Gezwitscher nach und nach so, daß das Lied sich deutlicher, klarer, zusammenhängender und lauter heraushebt. Noch kurze Zeit alsdann — und der Lehrer sieht sich am Ziele seiner Bemühungen: die Amsel pfeift mit voller Flötenstimme das Lied in einem Zuge bis zu Ende. Wir reden hier jedoch nur von besonders begabten Exemplaren; denn es gibt nicht wenige, welche fast nichts lernen, viele sogar, welche nur Theile eines Liedes lernen und dasselbe noch verderben durch eigenthümliche Töne, welche durch keinerlei Vorkehrungen zu verhüten sind. Hat man aber eine Amsel zum exacten, lauten und fleißigen Vortrag eines Liedes

gebracht, so ist's staunenswerth, mit welcher Fülle des Tones und welcher Treue der Wiedergabe sie ihre Aufgabe löst. Wohl nimmt sie auch als älterer Vogel noch Rufe und sonstige Töne der sie umgebenden Vögel an, aber sie vergißt darüber die erlernte Weise nicht, obgleich während und nach der Mauser dieselbe stets von Neuem einzuschärfen ist. Sie ist durch ihren Fleiß einer der dankbarsten Vögel, auch trägt sie, natürlich je nach der Jahreszeit laut oder leise, ihr Liedchen fast während des ganzen Jahres vor. Dazu kommt ihre außerordentliche Zutraulichkeit und Zähmbarkeit. Die aufgezogene Amsel nimmt Leckerbissen aus der Hand ihres Freundes, läßt sich an das Aus- und Einfliegen innerhalb der Stube gewöhnen, zeigt viel Verständigkeit in Bezug auf gewisse Gewohnheiten ihres Herrn, spielt sehr gerne mit der dargebotenen Hand, faucht, beißt, zerrt und schreit in neckendem Spiel, wobei sie oft in leidenschaftlichen Zorn ausbricht. Ueberhaupt ist sie zu Tändeleien vielfach aufgelegt. Sandbröckchen schleudert sie im Käfig umher, bearbeitet Drähte, Steinchen und sonstige Gegenstände mit Schnabelhieben, und während sie also spielt, zwitschert oder singt sie leise vor sich hin. Dann hebt sie den klugen Kopf, äugelt durch das Gitter und wird durch eine Erscheinung erregt. Hoch schnellt sie den gefächerten Schwanz und schmettert ihre laute Zankstrophe, die allen geläufig ist und zuweilen sehr oft und heftig ausgestoßen wird. Auffallende und befremdende Erscheinungen können die Amsel sogar in wahre Raserei versetzen. Sie stürmt angstvoll im Käfig hin und her und geräth in Gefahr, sich an den Drähten oder Käfigwänden zu verletzen. Selbst ihr bester Freund vermag ihr durch sehr einfache Mittel großen Schrecken einzujagen. Wenn ich (R. M.) Sonntags mein Ornat anzog, um zu predigen, schien meine aufgezogene Amsel wie besessen, ihr Toben und Rennen nahm erst ein Ende, wenn ich aus der Stube gegangen war. Sie sah mich nur dann gerne, wenn ich mich kleidete wie andere Leute. Sehr gerne neckte sie andere Vögel. Wir hatten eine Hecke einst durch eine Bretterwand in zwei gleiche Abtheilungen geschieden; in der einen saß eine aufgezogene Drossel, in der andern jene Amsel. Die Wand schloß sich nicht ganz dicht an das Gitter an, und so war die Gelegenheit beiden Insassen gegeben, sich mit den Schnäbeln zu begegnen. Immer war es die Amsel, welche herausforderte und neckte, oft auch alles Ernstes derb zuhieb.

So schön auch die Amsel ein Lied vortragen mag, so ist sie doch nicht

zu vergleichen mit einer solchen, welche sich den reinen Nachtigallenschlag angeeignet hat. Wir haben uns hinlänglich von der Möglichkeit überzeugt, daß eine gelehrige junge Amsel im Stande ist, einen großen Theil des Schlages einer Nachtigall sich anzueignen und ihn herrlich vorzutragen. Aber freilich müssen wir hierzu bemerken, daß die Lehrmeisterin eine Nachtigall war, welche den ganzen Sommer und Herbst hindurch ausnehmend fleißig sang. Die Amsel, welche wir durch sie heranbilden ließen, hörte ihren Vortrag volle fünf Monate lang. Wir begingen damals den Fehler, ihr auch noch ein kleines Liedchen vorzupfeifen und daran einen langen melodischen Triller anzuhängen. Letzteren lernte sie wunderschön wiedergeben, von dem Liede dagegen behielt sie nur eine Strophe, welche sie gewöhnlich dem Vortrag mehrerer Nachtigallenstrophen folgen ließ. Im Januar fing diese Amsel an, sich auszubilden. Zuerst war es jener Triller, den wir aus dem Gezwitscher heraus vernahmen und verstanden, bald traten auch einige Flötenpartien des Nachtigallengesanges und gegen Ende Februars schon mindestens zehn Strophen desselben hervor. Von Woche zu Woche vervollkommnete sich der gelehrige Vogel, und von Zeit zu Zeit gesellte sich ein neuer Theil des im Gedächtniß aufbewahrten Schlages und dabei auch der Anfang des vorgepfiffenen Liedchens hinzu. In rascher Folge trug sie stets ihre Strophen vor und, in der That! mit einer solchen Treue, daß selbst unser geübtes Ohr keinen Unterschied zwischen Nachtigall und Amsel zu entdecken vermochte. Anfangs April fing die über der Amsel im Käfige sich befindliche Nachtigall wieder an zu schlagen, und nun war es uns stets zweifelhaft, ob wir den Meister oder den Schüler hörten. Eines Morgens ertönte der Schlag, der übrigens noch immer gedämpft gehalten wurde, so entzückend schön, daß wir uns durch ein rasches Vorbeugen hinter dem uns bergenden Möbel hervor mit einem Blick auf die Vögel überzeugen wollten, ob auch wirklich die Amsel und nicht die Nachtigall sänge. Dadurch erschreckten wir erstere so sehr, daß sie augenblicklich von Krämpfen befallen wurde und eine geraume Zeit darin verharrte. Von diesem Zeitpunkt an zwitscherte sie nur noch ganz leise und gerieth fast täglich in Krampfzustand. Schon nach wenigen Wochen sahen wir uns genöthigt, dem abzehrenden Vogel das Leben zu nehmen. Was würde aus ihm geworden sein, wenn dieser Uebelstand nicht eingetreten wäre! Der Schlag war noch nicht zu seiner vollen Entwickelung gelangt, und doch klang er schon so rein, so herrlich.

Im Sommer hörten wir einmal in einer Straße Frankfurts a. M. eine Amsel, welche einige Strophen des Nachtigallenschlages sehr getreu und außerordentlich voll und laut vortrug. Sie belebte die ganze Umgebung und füllte einen weiten Raum mit ihren markigen Tönen aus. Wir glauben, daß hauptsächlich Nachtschläger unter den Nachtigallen zu Lehrmeistern sich eignen.

Ausgezeichnete Eigenschaften besitzt auch die Schwarzamsel als Wildfang in der Stube. Zu zähmen ist sie zwar nicht; denn stets wird sie das scheue, mißtrauische Wesen, welches sie in der Freiheit verräth, auch in dem Käfig größtentheils behalten, allein während z. B. die Singdrossel (wir reden hier von Wildfängen) bei Annäherung eines Menschen stürmisch hin- und hereilt, schreit und flattert, drückt sich die Schwarzamsel still und regungslos an ein Plätzchen nieder oder verharrt in vorgebeugter Stellung, in der sie eben die Erscheinung wahrgenommen, unverwandt, bis dieselbe wieder verschwunden ist. Dann springt sie allerdings, wenn sie sich noch nicht lange Zeit im Käfig befindet, unruhig auf und ab und flattert auch gegen das Gitter, aber sie sitzt bald wieder still und benimmt sich in der Gefangenschaft überhaupt besonnener, als die Singdrossel. Auch schont sie ihr Gefieder mehr als diese und hält ihre Füße, obgleich sie sich auf dem Boden des Käfigs viel aufhält, sehr rein. Die im Winter gefangene Amsel wird nicht sogleich, am besten gar nicht in das erwärmte Zimmer gebracht. Ohne weitere Vorkehrungen besonderer Art steckt man sie in einen Käfig, welcher in Form und Größe mit dem der Singdrossel übereinstimmt, stellt ihr vorläufig auf den Boden des Schiebers Futter und Wasser und läßt sie an düsterem Plätzchen ungestört allein. Besitzt man gedörrte Ameisenpuppen in Menge, so setzt man ihr diese mit untermischtem gekochtem Fleisch vor, wozu zum Zwecke des Anlockens einige Mehlwürmer gesellt werden mögen. Uebrigens haben wir die Erfahrung gemacht, daß die Amsel die einmal angenommenen Ameisenpuppen nicht mehr entbehren wollte und eigensinnig jedes andere Futter eine Zeit lang verschmähte, so daß wir wirklich unsere Last bekamen, die bereits Trauernde nach und nach an Semmel und Möhren zu gewöhnen. Mehrere Tage hatten wir immer wieder Ameisenpuppen unter das Futter zu mischen, um unseren Zweck zu erreichen. Es dürfte sich darum empfehlen, der im Winter gefangenen Amsel sogleich Möhrenfutter, zerschnittene Aepfel, Beeren und dergleichen

mehr vorzusetzen. Sie nimmt gewöhnlich mit Allerlei vorlieb, und es bekommt ihr dies auch recht gut, insbesondere das Möhren- oder Gelberübenfutter, welches mit Ausnahme der Sommermonate ihre Hauptnahrung sein muß. Fängt man im Sommer eine alte Amsel, so wird sie mit frischen Ameisenpuppen bis zum Herbste gefüttert und an einem einsamen Orte vor dem Fenster draußen oder im Hause ungestört gelassen. Wir haben gefunden, daß sie vor dem Fenster viel unruhiger als im Hause ist und auch dort weit weniger singt. Im zweiten Jahre und später singt sie jedoch auch an der frischen Luft sehr fleißig. Wie schon erwähnt, beträgt sich die Amsel besonnen und umsichtig. Starr sitzt sie vor dem ihrem Blick ausgesetzten Beobachter eine Viertel-, ja eine halbe Stunde, bis das zuweilen gierig betrachtete Futter den Hunger siegen läßt über die große Scheu und Angst. Sie schlägt den Schwanz in die Höhe, „tackt" einigemal und naht sich zögernd dem Freßnapf. Ueber dem Fressen aber veranlaßt sie eine auffallende Bewegung ihres beobachtenden Besitzers plötzlich wieder regungslos sitzen zu bleiben, oft in wahrhaft unbequemer Stellung. Sobald sie sich gesättigt hat, und Niemand von ihr in der Stube gesehen wird, beginnt ihre Unruhe und ihr Bemühen, dem Käfig zu entrinnen. Nach Verlauf von acht bis vierzehn Tagen aber läßt sie mehr und mehr von solchen Versuchen ab, fängt bald an zu zwitschern und erhebt im April schon laut ihre Flötenmelodie. Wie der Gesang der Drossel wird auch das Amsellied gegen Abend und sogar noch in der Dämmerung besonders feurig und laut vorgetragen. Wir haben eine im Winter gefangene Amsel durch Nachahmung ihrer Melodie im April zu einem förmlichen Wettkampf veranlaßt, wenn sie gegen Abend laut zu singen begonnen hatte. Unsere Amseln erhielten im ersten Jahre immer auf der Hausflur ihren Standort, in dem Zimmer waren sie durch den Verkehr zu oft gestört, und der Geruch ihres Käfigs war uns unangenehm. Zudem nimmt sich ihr Lied aus geringer Entfernung besser aus, als in unmittelbarer Nähe. Sobald Jemand in das Haus ging oder aus demselben hinaus an dem Käfig der Amsel vorbei, schwieg sie, eine Minute darauf fing sie aber wieder an. Nur ungesehen und im Gefühle ihrer Abgeschiedenheit singt die alte Amsel im ersten Jahre ihrer Gefangenschaft, selbst in späteren Jahren hält sie eine nie zu überwindende Schüchternheit zurück, nahe bei Menschen laut und fleißig zu singen. Ausnahmen mag es wohl geben, sicherlich aber nur seltene.

Besonders scheue, unzähmbare Amseln gibt es, die nie laut singen. Nicht selten hilft es, wenn sie an einen Ort versetzt werden, wo sie fortwährend von tumultuirenden Erscheinungen umgeben sind. Wir haben überhaupt manchen Vogel in der Werkstätte des Schusters, Schreiners, namentlich aber des Holzdrechslers zähmen lassen. Die im Sommer gefangene Amsel singt in demselben Jahre nicht mehr laut, wohl aber leise, und auch im Herbste läßt sie sich kurz nach der Mauser hören.

Im Winter erfreut die Amsel in der Stube durch ihr Gezwitscher, welches häufig theilweise aus drosselartigen Tönen besteht und an Rufe und Liedertheile anderer Vögel erinnert, sowie durch ihr leises Flötenlied, welches mit der Zunahme der Tage immer klarer und lauter hervortritt. Manche Amseln tragen die Melodie mit besonderer Innigkeit und mit Variationen vor, und je geschickter sie hierin sind, desto höher stehen sie. Dadurch wird dem Amselliede das Eintönige und Ermüdende benommen. Im frühen Lenz, wann draußen vor dem Hause höchstens ein Buchfink seinen Schlag einübt, singt manche Amsel schon trotz der rauhen Luft laut vor dem Fenster ihres Pflegers. Sie verträgt während des ganzen Winters die Kälte der Hausflur und verdaut gerade da vortrefflich. Die Ausdauer einer Amsel ist bei guter Behandlung außerordentlich. Je schwärzer das Gefieder des Wildfangs draußen erscheint, desto älter ist sie. Man findet oft sehr bedeutende Unterschiede der mehr oder weniger intensiven Färbung des Gefieders bei vereinigten Amselmännchen im Winter auf Sträuchern, die noch Beeren tragen.

Der Pirol. (Oriolus galbula.)

Wenn man junge Pirole aufziehen will, so nimmt man das Nest sammt der Zweiggabel, an der es hängt und befestigt ist. Die Jungen dürfen noch nicht zu flügge sein, sonst sperren sie nicht gerne und vertragen die veränderte Pflege nicht so gut, als wenn sie halb flügge sind. Das beste Futter für sie sind und bleiben frische Ameisenpuppen, denen höchstens nur eine kleine Beigabe von eingeweichter und ausgedrückter Semmel untermischt werden darf. Die Brut muß fortwährend warm gehalten werden, weshalb sie nach der Fütterung jedesmal zuzudecken ist. Als gefräßige Vögel geben sie natürlich auch eine große Menge von Unrath von sich, der

immer sorgfältig entfernt werden muß, wenn die Thierchen nicht naß, schmutzig und krank werden sollen. Diese Vögel neigen so außerordentlich zur Herbergung von Ungeziefer hin, daß gewöhnlich schon das Nest von Schmarotzern heimgesucht wird. Um so mehr thut Reinhaltung der Vögel in jeder Hinsicht noth. Darum vertheilt man die Jungen auch, sobald sie einigermaßen flugfähig geworden sind, in verschiedene Käfige und untersucht öfters ihren Körper. Sobald man Schmarotzer wahrnimmt, wird der Vogel gebadet, sorgfältig abgetrocknet und warm gehalten. Der Käfig, von der Größe des Amselkäfigs, muß durchaus rein gehalten und mit angefeuchtetem Sand alle zwei bis drei Tage versehen werden. Zur Zeit wo der junge männliche Pirol allein gesetzt wird, beginnt man mit dem Vorpfeifen eines kurzen, einfachen Liedchens. Es ist nicht nöthig, daß er so achtsam wie die Amsel vor Zerstreuung bewahrt bleibe, weil er viel trägerer Natur ist und an den Außendingen keinen so regen Antheil nimmt. Dem Liedchen lauscht er jedoch bald mit großer Aufmerksamkeit. Mitten im eifrigen Fressen aus dem Napfe, an welchem er oft und lange sitzt, läßt er sich sogleich zum gespannten Aufhorchen bewegen, sobald die Melodie ertönt. Diese haftet in seinem Gedächtniß recht gut, und wenn die Zeit seines Einstudirens kommt, so macht man die Erfahrung, daß er sich weniger, als die Amsel mit wildem Gezwitscher befaßt und directer auf den Vortrag des Liedes sein Streben richtet. Nur wenige scharf herausgestoßene Töne sind dem aufgezogenen Pirol von Natur eigen. Die Amsel bringt auch viel längere Zeit mit Einübung der Melodie hin, als der Pirol. Dieser trägt das Erlernte, sei es auch erst ein kleiner Theil der Melodie, alsbald deutlicher und abgerundeter vor. Seine Stimme eignet sich in ihrer Fülle und flötenartigen Eigenschaft ganz besonders zu getragenen Melodien. Kurze, rührende Volksliedchen klingen namentlich in möglichst tiefer Stimmlage aus der Kehle des Pirol ausnehmend schön. Es gibt übrigens nicht wenige Pirole, die ein noch so kurzes Liedchen nur zum Theil pfeifen lernen, solche sogar, die allen Unterrichts spotten und durch ihre Trägheit und Freßgier höchst unangenehm werden. Im März beginnt die schwer von Statten gehende Mauser, welche bei diesem Vogel durch Baden und Anspritzungen mit Wein und Wasser befördert werden darf, jedoch hat man sich wohl zu hüten, daß der Gebadete sich nicht erkältet. In der Nähe des warmen Ofens wird das mit Flanell schon zum Theil getrocknete Ge-

fieder sehr bald ganz trocken. Der Schnabel des Pirol ist unaufhörlich beschäftigt, die dadurch in Unordnung gebrachten Federn zu ordnen und zu glätten. Wir haben übrigens, wie bei andern schwer mausernden Vögeln, auch bei der Behandlung des Pirol das Ausziehen der festsitzenden Federn dem Baden vorgezogen und sind mit den Erfolgen in den meisten Fällen vollkommen zufrieden gewesen. Die Mauser wird durch gute Wartung des Pirol mehr, als durch künstliche Mittel befördert; darum füttere man den gefräßigen Vogel mit kraftgebender Nahrung. Fleisch, Ameisenpuppen, getrocknete Beeren, die in Wasser erweicht werden, und Obst aller Art machen dieselbe aus. Von Jahr zu Jahr färbt sich der aufgezogene Pirol, wie der Wildling draußen, schöner und reiner gelb, so daß er im dritten Jahre eine wahre Zierde für den Käfig ist. In Bezug auf Benehmen bietet er keine anziehende Unterhaltung dar, wiewohl er außerordentlich zahm wird.

Unter den Wildfängen gibt es wenige, welche sich in der Gefangenschaft vollkommen behaglich fühlen, es sei denn jedesmal zur Zeit, wo sie am Freßnapf verweilen, dem sie ganz unbändig zusprechen. Wir haben uns immer die besten Pirole im Sommer unter vielen Männchen einer Gegend ausgesucht und das Nest zu erkunden uns bestrebt. Die Liebe der Eltern zu den Jungen ist so groß, daß es nicht gerade schwierig ist, erstere beim Neste zu fangen. Naht man sich demselben, so schreien und umflattern einem die Eltern voller Verzweiflung und folgen dem Räuber ihrer Brut noch eine weite Strecke. Mit größeren Schwierigkeiten verbunden ist der Fang durch Leimruthen auf Kirschbäumen, welche sie der Frucht halber besuchen. Schon die Eingewöhnung des Wildfangs macht in der Regel viel zu schaffen. Viele trauern um den Verlust der Freiheit so tief und verweigern die Annahme der Mehlwürmer und frischen Ameisenpuppen so hartnäckig, daß große Umsicht und Erfahrung dazu gehört, sie endlich zum Fressen zu bringen. Kein Mittel führt eher zum Ziel, als dasjenige, welches überhaupt bei Vögeln anzuwenden ist, welche das Futter verschmähen, nämlich sie in ein Kästchen zu setzen, auf dessen Boden das Futter ausgestreut liegt, und das mit grünem Tuch überspannt ist. Dem Vogel kommt so das Futter nicht aus den Augen. Wild und stürmisch beträgt sich der Pirol noch lange, nie wird er ganz zahm, und selten singt er laut und fleißig, wie in der Freiheit. Der beste Standort seines Käfigs ist ein sehr heller, unmittelbar an den Fensterscheiben in der Stube, wie ihn die Baumlerche auch

so sehr liebt. Das herrliche Lied, mit flötender Stimme vorgetragen, zeichnet sich durch seine Fülle, Reinheit und seinen ächten Waldcharakter aus. Ein guter Pirol läßt drei bis vier Variationen in seinen melodischen Weisen vernehmen. Das häßliche Krähen und Katzengeschrei, welches in der Freiheit häufig ertönt, wird in der Gefangenschaft von ihm nur selten ausgestoßen.

Die schwarzköpfige Grasmücke oder der Schwarzkopf, der Mönch. (Sylvia atricapilla.)

Wer das zutrauliche Wesen des Schwarzkopfs seinem Gesange vorzieht, der wählt unstreitig am besten ein vor der Mauser gefangenes junges Exemplar, oder er zieht sich ein Nest voll halb flügger Jungen groß. Das Letztere hat aber seine bedeutenden Schwierigkeiten, weil die meisten sehr bald erkranken und sterben. Man kann von Glück reden, wenn ein völlig gesundes, schönes und munteres Männchen als das einzige unter den Brüdern erhalten bleibt. Kein Futter kommt den frischen Ameisenpuppen gleich, welche jedoch vor allem Moder und Verwesungsgeruch streng behütet werden müssen. Semmel vertragen die Thierchen nicht gut, und eine Beigabe von befeuchtender Milch fördert den Durchfall, zu dem sie ohne dies so sehr hinneigen und wodurch sie entkräftet werden. Das Verfahren bei der Fütterung junger Drosseln findet im Wesentlichen auch seine Anwendung auf diese Vögel. Sicherer geht man, wenn das alte Paar sammt den Jungen in einen geräumigen Käfig gebracht wird, wobei letztere weit gesünder und kräftiger bleiben. Die alten Vögel füttern in ziemlich kleinen Portionen und öfter, als es durch menschliche Hand geschieht. Ihre Sorge und Pflege um die Jungen bewähren sich durch rührende Treue. Das Männchen trägt zuweilen den Ueberschlag laut vor und lockt mit leise schnurrendem Pfeifton. Zitternd hält es die Flügel etwas vom Leibe und liefert die Gabe an die Sperrenden ab. Seine Liebe zu ihnen kommt der des Weibchens in den meisten Fällen gleich. Am wenigsten droht ihnen die Gefahr des Erkrankens, wenn sie recht flügge aus dem Neste genommen werden, weil sie dann im Käfige auf den Sitzstangen Platz nehmen und sich reinlicher halten als die unbehülflichen, der Erwärmung noch bedürftigen jüngeren Nestlinge. Da aber die jungen Schwarzköpfe frühzeitig das Nest zu verlassen geneigt sind,

sobald nur irgend welche Störung an demselben oder in dessen unmittelbarer Nähe eintritt; so kann man die flüggen Jungen, welche in dem dünnen und engen Neste nicht mehr Platz genug haben und sich auf den Nestrand und die an denselben grenzenden Zweige drängen, nur durch Beobachtung großer Vorsicht und schnell ausgeführten sicheren Handgriff decken. Die Alten gehen, durch das Locken der Jungen bewogen, sehr gerne auf das Springholz des Schlaggarnes. Ausgeflogene und selbstständig gewordene Junge lassen sich durch rothe und schwarze Hollunderbeeren gar leicht berücken. Wer aber auf den Gesang des Schwarzkopfs das gebührende Gewicht bei seiner Wahl legt, der wird sich, hat er Erfahrung oder will er unserem Rathe folgen, nie entschließen können, einen jungen Vogel zu nehmen, denn ein solcher steht dem alten Wildfang weit nach. Wohl trägt der nach der Mauser oder selbst während derselben gefangene junge Schwarzkopf bisweilen den flötenden Ueberschlag rein und schön vor, aber sein Gezwitscher bietet weder Abwechslung noch Schönheit dar. Lohnender ist es daher für den Kenner, welcher den Urschlag des Vogels oben an stellt, ein altes Männchen zu wählen; aber auch da kann er Erfahrungen machen, welche ihn sehr unbefriedigt lassen, wenn er nicht seine Wahl auf einen vorzüglichen Schläger lenkt. In Wäldern oder Parkanlagen, wo viele Paare nebeneinander nisten, überzeugt man sich von dem verschiedenen Werthe der Männchen. Wie bei der Nachtigall und Drossel, so ist es hinsichtlich der Gesangsunterschiede auch bei der schwarzköpfigen Grasmücke, doch sind die Abänderungen des Ueberschlags nur nach Gegenden, nicht nach Gemarkungen oder Districten wahrzunehmen. Reist man aber stundenweit, um Beobachtungen hierüber anzustellen, so entdeckt man je nach den Gegenden eine ganz auffallende Abwechslung des Tonsatzes im Ueberschlag. Was den übrigen Theil des Vortrags anlangt, so besteht derselbe außer einzelnen Zwitscherstellen, die wir überall wiederfinden, in einem Gemisch von angeeigneten Rufen, gewöhnlich nur aus Strophen-Theilen, seltener aus ganzen Strophen. Je lauter, deutlicher und getreuer diese Nachahmungen sind und je mehr sie durch Mannigfaltigkeit und melodischen Klang fesseln, desto werthvoller erscheint der Vogel. Das Zanken und Wettern der Schwarzdrossel, der Ruf des Pirols, der Singdrossel und des Raubvogels, Töne des Finken, der Lerche und des Rothkehlchens — diese und andere erborgte Weisen hört man nicht selten von guten Sängern täuschend vortragen.

Nach derartigen Kundgebungen und nach der vollständigen Ausführung und mehrmaligen Wiederholung des Ueberschlags ist der Schwarzkopf zu wählen. Ganze Gegenden aber sind oft an solchen Sängern von vorzüglichen Eigenschaften arm, und man hat sie anderwärts zu suchen. Der Schwarzkopf ist aber im Frühjahr und Sommer, bei den Jungen ausgenommen, nicht zu fangen, es sei denn, daß die Versuche alsbald nach seiner Ankunft an kalten Tagen gelingen, wo er gerne die niederen Büsche und den Boden besucht und nicht selten den Mehlwurm angeht. Nur zur Zeit, wo die rothen Hollunderbeeren reif sind, fällt der Fang nicht schwer, wenn eine Anpöschung des Vogels vorher stattgefunden hat. Ein erfahrener Vogelkenner merkt sich den Standort des guten Schlägers genau, und kommt oft sehr bald zu seinem Ziele, wenn nicht junge Rothkehlchen, junge Schwarzköpfe und Baumrothschwänzchen den Fang dadurch verderben, daß sie im Angesichte des alten Schwarzkopfs das Zuschlagen des Netzes veranlassen und dadurch ihn scheu und mißtrauisch machen.

Im Frühjahre gewöhnt sich der Schwarzkopf nicht so leicht ein, als im Sommer und Herbst, wo neben den frischen Ameisenpuppen die Beeren ihm die Annahme des Futters erleichtern. Doch sind niemals große Schwierigkeiten zu überwinden, wenn der Besitzer des Vogels von dem Verfahren, welches bei Behandlung der Nachtigall und Drossel nöthig ist, nicht wesentlich abweicht. Im Herbste braucht man nur das Möhrenfutter mit einigen Beeren und etwas gekochtem Rindfleisch vorzustellen, der Gefangene wird schon in der ersten Stunde mit großem Appetit darüber herfallen. Hastig verschluckt er die Beeren und daneben einen ganzen Schnabel voll Möhren, Semmel und Fleisch. Zwei oder mehrere Männchen in einem Käfig vertragen sich sehr wohl, regen sich gegenseitig zum Fressen an und locken, als ob sie ihre Jungen führten. Friedlich drücken sie sich auf den Sitzstangen nebeneinander an und fühlen sich so, wie es scheint, sicherer und behaglicher. Sie sind wahre Rüben-, Obst- und Beerenvögel, gierig verschlucken sie große Stücke und verdauen eben so rasch als gut. Kein Futter bekommt ihnen besser, als solches. Im Frühjahre und Sommer ist es freilich anders. Erstlich sind da die Rüben oder Möhren nicht mehr zart und frisch, und dann bedarf auch der Vogel zur Aneiferung im Gesang einer kraftvolleren Nahrung. Darum setzt man ihm, sobald man es nur ausgesetzt durchführen kann, nur frische Ameisenpuppen vor. Mehlwürmer

läßt er bei solchem Futter gerne liegen, im Winter dagegen gibt man ihm womöglich täglich einige. Für ihn wählt man Sitzstangen von der Dicke eines kleinen Fingers. Sehr gerne legt er sich, um zu ruhen und zu verdauen, mit dem Leibe auf dieselben nieder, beugt den Kopf herab und drückt den Schwanz dicht an die Stange an. Die Bauchfedern breitet er über die Füße, so daß diese gänzlich unsichtbar werden. So nimmt er sich aus wie ein aufgeblasener Federball. Eine Störung läßt ihn zunächst den Kopf heben und wach um sich blicken, allmälig legen sich die Federn glatt an, nur die Füße bleiben noch bedeckt und der Leib liegt noch auf. Endlich erhebt er sich und wird völlig munter. Steht er auf um zu fressen oder zu trinken, so streckt er öfters zuvor einen Flügel und Fuß nach dem andern nach hinten aus, zuckt dann im Vorgeschmack des Futters freudig mit dem Schwanz und springt schnell, wenn auch plump und mit vorgebeugter Brust auf den Napf zu. Fällt ihm eine befremdende Erscheinung auf, so sträubt er die schwarzen Scheitelfedern und fängt an zu gätzen und dreht sich mit dem Hintertheil hin und her. Dabei sieht er recht stolz und schlank aus. Bei niedrigem Standpunkt seines Käfigs und ruhiger, sanfter Behandlung wird er auch nach und nach zahm, am ersten wohl dann, wenn er sich mitten im bewegten Treiben der Hausbewohner befindet. Bei Kerzenlicht sind die meisten Schwarzköpfe ziemlich oder ganz ruhig, ebenso Nachts, zumal wenn sie längere Jahre in der Gefangenschaft gelebt haben. Zur Zugzeit quält sie die Unruhe lange nicht in dem Maße wie die Nachtigallen. Uebrigens machen sich auch unter den Schwarzköpfen individuelle Unterschiede nach dieser Richtung hin geltend. Es ist nicht nöthig, daß das Zimmer, in welchem der Schwarzkopf überwintert, geheizt wird, aber seine Lage darf doch auch nicht zu kalt sein. Will indessen sein Besitzer zu guter Zeit den Wintergesang des immerhin im geheizten Zimmer sich wohler fühlenden Vogels hören, so sorgt er für Erhaltung der gewöhnlichen Stubenwärme. Das eben macht ja den Besitz des befiederten Hausgenossen gerade in den rauhen Wintermonaten so empfehlend, daß auch da schon seine, wenn auch noch gedämpfte Stimme sich erhebt. Die meisten Schwarzköpfe fangen erst nach Weihnachten, viele erst im Februar an zu singen. Späterhin ertönt der Ueberschlag deutlicher und bei Getöse sogar schon laut. Im April singen manche schon so laut, daß die Ueberschlagtour für das Ohr des Hörers in der Stube kaum zu ertragen ist.

Eine Versetzung des Käfigs in die Hausflur erscheint dann rathsam. Ende Aprils gestattet es auch die Witterung, den Käfig mit dem Sänger vor das Fenster zu hängen. Hier aber muß ein Ort gewählt werden, wo der Wind den Vogel nicht so leicht treffen und die Ungunst der Witterung ihn nicht zu empfindlich berühren kann. An stillgeborgenen Plätzchen läßt er zum Ergötzen der Vorüberwandelnden seinen frischen, ächten Frühlingsgesang erschallen. Sehr viele Schwarzköpfe lassen sich aber zu fleißigerem Vortrag bewegen, wenn sie unter Dach bleiben, und da ist wegen ihrer schallenden Töne die Hausflur immer der Stube vorzuziehen. Je größer und geräumiger diese nun ist, desto schöner nimmt sich der Gesang aus. Die Dauer der Singzeit ist auch bei diesem Vogel von der individuellen Neigung und Anlage abhängig, nicht aber, wie Manche es hinsichtlich der Sänger überhaupt annehmen, von dem früheren oder späteren Eintritt der Mauser. Bei weitem die meisten Schwarzköpfe schweigen wochenlang vor Beginn des Federwechsels, wenige nur halten bis zu dieser Katastrophe an. Es kommt freilich vor, daß die Mauser ungewöhnlich früh eintritt, und dann kürzt sie allerdings als abnorme Erscheinung den Gesang ab. Eine Nachtigall z. B., welche jahrelang erst Ende Juli's zu schlagen aufhörte und bald darauf regelmäßig ihre Federn wechselte, verlor in einem Jahre schon unerhörter Weise bei uns im April ihr altes Kleid und legte bis zum Ende des Mai ein vollständig neues an. Natürlich wurde dadurch ihr Schlag um Monate abgekürzt. Das sind aber Ausnahmsfälle, welche nur bei solchen Vögeln vorkommen, die viele Jahre im Käfige gelebt und unter dem Einfluß der umwandelnden naturwidrigen Verhältnisse mannigfacher Art gestanden und gelitten haben. An schönen Herbsttagen zwitschern die ausgemauserten Schwarzköpfe zum Theil noch recht anmuthig und erheben den Ueberschlag leise wie im Traume. Es gibt wenige Vögel, welche in der Gefangenschaft so wenige Ansprüche hinsichtlich der Wartung machen und so lange gesund und kräftig ausdauern, als der Schwarzkopf, und eben so wenige sind deren, welche so leidlich und liebenswürdig unter milden, verständigen Zähmungsbemühungen sich betragen. Der Herbst und der eigentliche Winter sind zwar die Zeiten, wo der Vogel durch Trägheit und die Neigung, sich unter sorgfältiger Selbstpflege ein Fettbäuchlein anzulegen, den Beschauer seines Wesens gleichgültiger läßt, wiewohl er auch da zeitweise ergötzt, indem er plötzlich in stürzendem Geflatter herüber und hinüber eilt

und sich so recht eigentlich aus seiner Faulheit herausrüttelt, und seine Erregung durch Sträuben der Scheitelfedern und gätzende Töne zu erkennen gibt. Während der Singzeit aber wird er lebendiger und munterer, wiewohl er auch da niemals das heitere Leben des Insectenfressers führt, welches ihn im Frühling und Vorsommer in den Kronen der Bäume als rastlosen Hin- und Herwandernden im Vergleich zu seinem Herbstleben auszeichnet, sondern zu den ruhigen und stillsitzenden Stubenvögeln gezählt werden muß.

Die graue Grasmücke. (Sylvia hortensis.)

Noch unbefriedigter, als der aufgezogene Schwarzkopf, läßt uns diese aufgezogene Grasmücke, die obendrein noch schwerer durchzubringen ist, weil sie viel zarter und empfindlicher sich zeigt und namentlich während der ersten Mauser stirbt, wenn sie auch die ihr gefährlich werdenden Spätherbsttage glücklich überstanden hat. Was ist der Gesang eines solchen Vogels anders, als ein ganz unbedeutendes Gezwitscher, welches durch seine Einförmigkeit und, wir möchten sagen, Charakterlosigkeit wahrlich des Anhörens nicht werth ist. Viele solcher Vögel zwitschern nicht einmal, sondern piepen nur, auch ist ihnen die Gabe der Nachahmung versagt, sonst wäre nach dieser Seite hin vielleicht noch Ersatz zu erwarten. Warum also sich der großen Mühewaltung unterziehen und das Leben eines Vogels auf das Spiel setzen, der nur in der Freiheit zum ächten Sänger sich heranzubilden vermag? Bietet er doch als äußerst träger Bewohner des Käfigs und starker Fresser auch nichts Anziehendes und Verlockendes. Selbst die im Herbste gefangenen selbstständig gewordenen Jungen, welche Beeren verschlingend und Raupen lesend Büsche, Bäume, Kraut- und Rübenländer mit den alten Grasmücken und vielfach in Begleitung des Mönchs, des Weißkehlchens und der Klappergrasmücke durchwandern, und die sich mitunter schon im Strahle der Herbstsonne zwitschernd vernehmen lassen, taugen als Sänger nun und nimmermehr. Vergeblich wartet der Besitzer dieser Vögel auf Besserung des kaum nennenswerthen Gesanges, der keine Spur von der ursprünglichen Begabung des Stimmorganes verräth. Der Winter vergeht, der Mai kommt heran, der Sommer zieht ein, und immer waltet noch die alte Armuth, Langweiligkeit und Schwäche der Töne. Nur die

alte graue Grasmücke ist als Stubenvogel zu empfehlen. Ihr eilendes Gezwitscher, ihre dahinrollenden vollen Töne, ihre flötenden Gesangspartien, welche zuweilen auffallend und täuschend an den Ueberschlag des Mönchs oder an einen Theil des Amsellliedes erinnern, sind bedeutend genug, um sie zu einem beliebten Stubenvogel zu erheben. Dazu kommt ihre Zähmbarkeit und Ausdauer im Käfige, wenn sie einmal den ersten Winter überstanden hat und die Bedingungen einer richtigen Behandlung und Pflege erfüllt werden. Aber wir müssen gestehen, daß der Gesang dieser Grasmücke nach und nach seiner geringen Abwechslung wegen, die selbst bei vorzüglichen Sängern dieser Art sich geltend macht, ermüdet, um so mehr, da viele derselben einen ganz außerordentlichen Fleiß bewähren und bis in den späten Sommer hinein im Gesange anhalten. Ausgesöhnt wird man freilich wieder dadurch, daß sie es ist, welche uns noch unterhält, während ihre Stubengefährten längst verstummt sind. Auch leistet sie als anregender Sänger der sie umgebenden Vogelwelt treffliche Dienste. Dennoch möchten wir sie der Stube entlassen und dem Wald oder Garten übergeben wissen, weil ihr Gesang erst draußen von durchgreifender Wirkung ist. Kann man einen guten Sänger vor das Fenster nach einem Garten hin anbringen, so ist dies angenehmer, als das ewige Einerlei der in einem fortgehenden Weise in geschlossenem Raume hören zu müssen. Um eine alte graue Grasmücke zu erhalten, muß man entweder naßkalte Tage nach ihrer Ankunft im Mai benutzen, um sie mittels des Schlaggarns, an dessen Zunge ein Mehlwurm befestigt ist, zu fangen, oder man muß zu dem grausamen Mittel greifen, das Männchen beim Neste sich anzueignen, während das Weibchen dem allerdings treulich fortgesetzten Geschäfte der Auffütterung seiner Jungen allein überlassen bleibt. Sicher geht der Kenner auch im Nachsommer, wenn er rothe Hollunderbeeren anwendet, um das eine oder andere noch singende Männchen zu berücken. Die gefräßige Grasmücke nimmt das dargereichte Futter im Käfige alsbald an, zumal wenn ihr Mehlwürmer oder frische Ameisenpuppen geboten werden. Aber auch gekochtes Fleisch und untereinandergemengtes Möhren- und Semmelfutter läßt sie nicht stehen. Beide Eltern füttern ihre Jungen sehr sorgsam im Käfig, ja das Weibchen ist oft so fütterungslustig, daß es in seinen Käfig gesetzte andere junge Grasmücken sogleich mit hungerstillenden Gaben zu befriedigen sucht. Sehr bald nach seiner Gefangennehmung läßt sich das

alte Männchen Morgens in der Frühe bei unruhigem Hin- und Herhüpfen strophenweise und zwar laut und abgebrochen vernehmen, in späteren Tagesstunden bei ruhigem Sitzen anfangs leise, von Tag zu Tag aber lauter. Zu völlig lautem Vortrag wie in der Freiheit schicken sich jedoch nur wenige Männchen an. Ihr Feuer wird unterhalten und angefacht durch den Genuß frischer Ameisenpuppen, welche ihnen im Sommer ausschließlich ohne jede Zuthat vorgesetzt werden. Im Herbst reicht man ihnen rothe Hollunderbeeren und allerlei Obst, selten schwarzen Hollunder und sonst nichts, als geriebene Möhren und darunter gemengte Semmel in geringer Quantität. Dieses Futter allein gibt sichere Bürgschaft für die lange Erhaltung ihres Lebens und ihrer Gesundheit. Kein Vogel, selbst den Schwarzkopf nicht ausgenommen, kann so wenig die Möhren in seiner Gefangenschaft entbehren, als dieser. Gedörrte Ameisenpuppen, die ein den Insectenfressern im Allgemeinen während des Winters unersetzliches Futter abgeben, taugen für die graue Grasmücke nicht, eben so wenig darf ihr Semmel und Milch gereicht werden, weil sie nur selten dabei ausdauert. Ihrer Gefräßigkeit wegen hat der Pfleger ihren Käfig öfter als diejenigen vieler anderer Stubenvögel zu reinigen. Sie neigt stark zu Fettansatz, insbesondere im Herbst und Winter, weshalb ihr um so mehr Gelegenheit zur Bewegung in geräumigem Käfig gegeben und eine zeitweise Gabe zerhackter Vogel- und Eibischbeeren dem Futter beigegeben werden möge. Da ihre Mauser in den Februar fällt, so versteht es sich von selbst, daß sie um diese Zeit, vorzugsweise während der Nacht warm gehalten wird. Mit ihr nimmt man künstliche Mittel zur Beförderung des Federwechsels nicht vor, vielmehr beschränkt sich der Pfleger am besten auf gute Wartung und Erkältung verhütenden Schutz.

Das Rothkehlchen. (Sylvia rubecula.)

Dies allerliebste Thierchen hat sich mit Recht in unserem Vaterlande den volksthümlichsten Ruf vor allen Stubenvögeln erworben. Denn nicht unter der Zuckerpflege des Salons im glänzenden, unbequemen Staatskäfige erblickt man es; nein! da, wo es sich von jeher am liebsten eingewöhnt, in der Stube des Bauers, des Handwerkers und Taglöhners, mit welchen es in gleicher Genügsamkeit das tägliche Brod, die Kartoffeln und Käsematte

verzehrt, denen es gar oft mit seinem traulich sanften Gezwitscher und feierlichen Liede die harte Arbeit verkürzt.

Das Halten des Thierchens von Seiten Solcher, die vielfältig in die Stube gebannt sind, hat eine Berechtigung. Kein Vogel gewöhnt sich leichter an das Stuben- und Käfigleben, wie unser zutrauliches, schön gefärbtes, anmuthiges, äußerst genügsames und so anstelliges Rothkehlchen. Da ist bei dessen Eingewöhnung von einem stürmischen, tobenden Wesen selten die Rede. In die Stube oder den Nachtigallenkäfig gesetzt, betragen sich die meisten gleich so, als wären sie schon Monate lang an gewohnten Plätzen. Sein anstelliges Wesen läßt ein Widerrennen an die Fensterscheiben, wie es so viele andere Wildfänge thun, gar nicht zu. Hier in der ländlichen Hütte sind die Trockenleisten über dem Ofen oder dessen Rohr, dort die Stange des altväterlichen Bettvorhanges, da wieder Schrank, Tisch und Stuhl, worauf das eingesetzte Vögelchen sogleich leicht und gewandt fußt. Mag es sich auch eine Zeit lang, wie manchmal alte Wildfänge thun, in eine dunkle Ecke drücken und befremdet dem Treiben in der Stube zusehen, auch anfangs nur schüchtern in dem Gezweige voll Pfaffenhütchen und Hollunderbeeren über dem Spiegel oder hinter dem Schranke den Zehnten nehmen oder das Trinkwasser in der Tasse auf dem Schranke heimlich besuchen; — es währt nicht lange, so knappt es eine nahe vorbeischwärmende Fliege, welcher That alsbald ein immer weiter gehender Ausflug nach Mücken an Decke und Wänden erfolgt. In kurzer Zeit hat der Vogel den oberen Theil des Zimmers vom Geziefer befreit und äugt nun, vertrauter geworden, mit schiefgehaltenem Köpfchen nach den Fliegen auf dem Tische und an den Fenstern. Der Jagdeifer bringt das Thierchen unter Bücklingen und Wippen des Schwanzes immer weiter in die Stube herunter, bis es, auch da zutraulicher, den Boden besucht. Hier liest es die Brottrümchen und andere Abfälle des Tisches auf, entdeckt wohl auch mit den großen, aufmerksamen Augen unvermeidliche Schmarotzer und vertilgt sie mit Emsigkeit. So scheuert der niedliche Gast flugs Decke, Wände und Boden von den Plaggeistern des Sommers, zu welchem alleinigen Zwecke ihn nicht selten Sommers mancher Großbauer vom Handwerker oder Taglöhner fangen läßt, um ihn im Herbste dann wieder fliegen zu lassen. Bald ladet der Eßtisch das Vögelchen ein, näher zu den Stubengenossen zu rücken, deren Haupt es der ganzen Familie als ein kleines Heiligthum anempfiehlt und durch freundliche Behandlung

und Ködern von Leckerbissen zu dem kleinen verzogenen Liebling im Hause heranleitet, dem Alles dient und zu Gefallen lebt. Von nun an kommt es regelmäßig zur Essenszeit an den Tisch heran, um sich von dem Käppchen und der Haube des Elternpaares auf Köpfe und Schultern der Kinder des Hauses zu schwingen und immer dreister sich den Antheil von Tisch und Schüssel zu langen. Der kluge, aufmerksame Pommer hat es schon seinem Herrn abgesehen, wer das Gelittenste im Hause ist, und läßt das kecke rothe Bürschchen unbehelligt auf seinem zottigen Rücken fußen, woselbst es ihm zum Danke für seine Duldung die Schmarotzer wegfängt; selbst die Katze nimmt sich ein Beispiel an den Andern, verleugnet ihre Räubernatur und schließt Freundschaft mit dem Vogel, ja überläßt mit dem Pommer dem verwöhnten Gästchen die Vorkost aus dem Freßtroge am Ofen. Ist es ein Wunder, wenn das Thierchen, das sich bei allen Hausbewohnern in ein so lebendiges Freundschaftsverhältniß gesetzt hat, eines Tages das freigeöffnete Fenster zum Entwischen verschmäht, wie es bisweilen schon geschehen? Jeder erfahrene Vogelkenner weiß dies; man weiß eben so gut und jeder Vogelwirth kann es bei angemessener Behandlung an einem und dem andern Pfleglinge selbst erfahren, daß ihm der freigelassene, wie dies im Vogelsberge vorgekommen ist, zur Winterzeit an das Fenster zurückkehrt, um Einlaß zu begehren, oder daß ein besonders zahm und zutraulich gewordener Liebling durch's offene Fenster frei aus- und einfliegt.

Das Alles kennzeichnet unser Thierchen nicht allein als einen der ersten Stubenvögel, sondern es liefert auch einen schlagenden Beweis von seinem Wohlbehagen in der Gefangenschaft.

Das Leben und Verhalten des Rothkehlchens im Käfig ist nur sozusagen ein Miniaturbild des in der Stube geschilderten. Man gibt ihm den Nachtigallenkäfig oder ein Finkenbauer inne und reicht ihm das beschriebene Möhrenfutter, dem man zur Abwechslung manchmal aufgequellte getrocknete oder frische schwarze Hollunder- oder Vogelbeeren beimengt, läßt aber bei seiner Zähmung den von ihm außerordentlich beliebten Mehlwurm eine hervorragende Rolle spielen. Nur in seltenen Fällen kommt es vor, daß das Thierchen sich nicht allsogleich in seine Lage schicken will. Gewöhnlich nimmt es bald nach dem Einsetzen in den Käfig das Universalfutter an, dem man zum unfehlbaren Erfolg der alsbaldigen Eingewöhnung in den ersten Tagen Mehlwürmer oder Ameisenpuppen beimischen kann. Oefteres,

ja zeitweise tägliches Baden ist ihm Bedürfniß, weshalb ihm der Badenapf eigentlich selten oder gar nicht entzogen werden darf. Sehr munter und gesund hält es sich in einem geräumigen Käfige in der Stube, der durch einen Gang in der Wand oder durch einen Schieber im Fenster mit einem Außenkäfig in Verbindung gesetzt werden kann, besonders wenn der letztere mit Wein oder Epheu umrankt ist, wie wir dies bei einem Freunde in der Wetterau gesehen haben. Auf den Ton, der mittels eines über einer Nußschale ausgespannten feinen Holzstäbchens dem „Pst" des Rothkehlchens täuschend nachgeahmt wurde, kam das zutrauliche Thierchen aus seinem beliebten Weinlaubversteck draußen in den Käfig der Stube herein und nahm die dargebotenen Mehlwürmer aus der Hand. Die Farbe an dem schon mehrere Jahre gehaltenen Vogel war sehr frisch und seine Haltung, wie die eines Wildfanges, nett und hoch aufgeschürzt.

Dem Mehlwurme vor dem Sprenkel kann selbst das älteste Rothkehlchen selten widerstehen, obgleich es das erfahrene an dem Kunstgriffe nicht fehlen läßt, den Sprenkel mittels Flatterns vor dem Mehlwurme zuzuschlagen und dann den Köder von dem Stocke zu schnappen. Dennoch gelang es uns einstmals, zwei alte Exemplare, die den Mehlwurm auf diese Art öfters weggeschnappt hatten, das eine am Flügel, das andere an der Zehe dadurch zu fangen, daß wir zwei Sprenkel mit den Stellhölzern schief gegenüber stellten und den Köderstock dazwischen steckten. Wählt man den Sprenkel als den von jedem einigermaßen Kundigen selbst zu fertigenden Fangapparat, so muß statt eines Holzes vorn am Doppelfaden ein Stück steifen Zunders und zum Faden statt schneidenden Zwirnes mit Wachs bestrichenes Baumwollengarn genommen werden, damit der zartbefußte Vogel beim Fange keinen Schaden nimmt. Sicherer und schneller fördernd ist hingegen das Nachtigallengarn. Im Nachsommer fangen sich häufig ausgemauserte junge Exemplare, beim Zuge im Herbste erlangt man schon eher ältere. Das beiderseits der rothgelben Kehle hinziehende Blaugrau der jungen Männchen ist bei den älteren lebhafter und mehr in's Olivengrüne spielend, deren Rücken und Mantel ebenfalls mehr diesen Farbenanflug trägt. Das entschiedenste Merkmal für die Männchen sind aber die dunkleren Füße. Der gewöhnliche Lockton des Rothkehlchens ist ein feines „Pst", welches es Morgens und Abends besonders häufig und mehrmals rasch hintereinander hören läßt. Bei einer

überraschenden Erscheinung und im Schreck stößt es ein hohes „Zieh" aus; beim Anblick des Mehlwurmes gluckst es behaglich und macht Bücklinge. Sein Gezwitscher, das es, außer der Mauser, fast das ganze Jahr über in der Stube hören läßt, klingt gar wohlthuend träumerisch, und die zitternde Strophe hebt sich schon im Winter mit den tieferen Lauten aus dem leisen Geschwätze deutlich hervor. Gegen den Februar hin verstärkt sich das Lied, um im März theilweise schon voll und klar hervorzutreten, bis es im April in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und Kraft erklingt. Gute Sänger setzen an das Tremulo noch eine tiefe glockenförmige Schlußtour; auch bemerkt man in dem Gesange mancher von anderen Vögeln Entlehntes. Der Charakter des Liedes ist ein äußerst wohlthuend friedlicher und feierlicher zu nennen. Das Rothkehlchen ist einer derjenigen Tagsänger, dessen Lied in der Freiheit am spätesten noch in der Abenddämmerung erschallt. Wenn Drossel und Amsel schon eine Weile verstummt sind, ertönt die anheimelnde Weise des lieben Waldvögelchens noch aus den Büschen und von den Bäumen der Heegen.

Merkwürdigerweise verträgt sich das im Ganzen so sanft und zutraulich erscheinende Rothkehlchen nicht sonderlich mit Seinesgleichen und anderen Arten. Man hängt es deswegen womöglich gerne allein oder so, daß es seine Stubengenossen nicht sieht. Zwei benachbarte Männchen feuern sich zum fleißigsten, ausgiebigsten Gesange gegenseitig an, der an Eindruck sehr gewinnt, wenn mehrere Paare abwechselnd ihn erheben. Auch bei Kerzenlicht singen manche sowohl frei in der Stube als im Käfig gehaltene Männchen ausnehmend lieblich für das Gehör und unsere Einbildungskraft. Es ist dann bisweilen, als tönten von ferne Silberglöckchen.

Das Aufziehen der jungen Rothkehlchen im Mai mit frischen Ameisenpuppen unterliegt keinen besonderen Schwierigkeiten. Der Pfleger erzieht auf diese Art einerseits wohl die zahmsten, artigsten Stubenvögel, welche er alle an das Ausfliegen in's Freie, sogar an seine Begleitung auf Ausgängen gewöhnen kann; auf der andern Seite erhält er aber nur mittelmäßige oder stümperhafte Sänger. Die Eingewöhnung der Wildlinge verdient jedenfalls um so mehr den Vorzug, als die Zähmung des Vogels in der Regel ja so außerordentlich erfreuliche Resultate liefert, wie das getreue Bild, das wir von seinem Leben in der ländlichen Hütte entworfen haben, sprechend gezeigt haben wird.

So wollen wir denn diesen volksthümlichsten heimathlichen Sänger allen Naturfreunden und angehenden Vogelwirthen zu liebevoller Pflege auf's Wärmste empfohlen haben.

Das Blaukehlchen. (Sylvia cyanecula.)

In den letzten Tagen des März und Anfangs April erscheinen die Blaukehlchen bei uns auf dem Zuge, und es unterliegt keiner Schwierigkeit, sie mit dem Schlaggarn zu fangen, an welchem Mehl oder Regenwürmer befestigt sind. Letztere sichern mehr noch als erstere den Erfolg, denn es gibt Blaukehlchen, welche mit Gleichgültigkeit den Mehlwurm betrachten und in der Nähe des Garns Insecten fangen oder Regenwürmer aus der Erde ziehen. Es kommt beim Fang mittels Mehlwürmern sehr auf die Witterung an; bei vorhandenem Futtermangel wird ihnen kein Blaukehlchen widerstehen. Man trifft die liebenswürdigen Vögel an Bachufern im Gebüsch, an Teichen, sumpfigen Gräben und Wiesen, in Feldhecken, welche an Wiesen angrenzen, und in Vorhölzern der Wälder, die sumpfig gelegen sind, an. Sie lassen sich auf das Schlaggarn zutreiben, und wenn sie anbeißen wollen, so lassen sie sich eine Strecke vom Garn entfernt nieder und laufen dann auf den zappelnden Wurm los. Am leichtesten fängt man sie an einzeln stehenden, schmalen Hecken, wo sie nicht seitwärts ausweichen können, wenn man sie vor sich hertreibt.

Das gefangene Blaukehlchen benimmt sich im Käfig artiger, als irgend ein anderer Vogel, es verlangt keinen besonderen heimlichen Standort, braucht nicht an den Flügeln gebunden zu werden und bedarf keines verhüllenden Tuchs am Gitter des Käfigs. Dieser letztere muß mindestens 0,75 Meter lang sein, die Napfgehäuse nicht mitgerechnet, weil das Blaukehlchen auf dem Boden des Käfigs gerne eine größere Strecke geradeaus läuft, auch müssen die Springhölzer in gleicher Höhe neben einander liegen, damit solcher Neigung auch bezüglich dieser Einrichtung vollständig entsprochen wird. Der Sand des Käfigs darf nicht rauh und ungleich sein und muß sehr oft erneuert werden, weil die Füße des Vogels zart und empfindlich sind und in Folge von Anstößen und Schmutzansätzen zu starken Entzündungen und Geschwüren neigen. Ein großer Wassernapf in abgesondertem Gehäuse wird dem Blaukehlchen täglich mit frischem Wasser

zum Baden hingestellt. Dadurch reinigt es seine Füße selbst, was besser ist, als wenn dies durch menschliche Hand geschieht. Demohnerachtet kommt es vor, daß man in die Nothwendigkeit versetzt wird, die sich lösenden Schuppen vorsichtig mit lauem Wasser zu entfernen. Da zur Zeit des Zugs der Blaukehlchen noch keine frischen Ameisenpuppen zu haben sind, so muß man mit einem großen Vorrath von Mehlwürmern versehen sein, will man die gefangenen Thierchen für die Stube erhalten. Das sogenannte Universalfutter wird von ihnen hartnäckig verschmäht, und in den seltenen Fällen, wo es angenommen wird, bekommt es ihnen gewöhnlich auch noch schlecht, so daß sie nicht eher ganz kräftig und munter werden, bis frische Ameisenpuppen gegeben werden. Hunderte und Tausende von Blaukehlchen starben elend dahin, weil ihre Besitzer es nicht verstanden, sie einzugewöhnen. Sie stellten ihnen ganze und zerschnittene Regenwürmer vor, die sie wohl sogleich gierig verschlingen, aber deren Genuß sie auch sicher innerhalb weniger Tage tödtet. Nichts kommt der ausgezeichneten und einzig sicheren Behandlungsweise gleich, ihnen bis zum Erscheinen der frischen Ameisenpuppen nur Mehlwürmer zu reichen. Man hat dann den schönen Lohn, schon nach kurzer Zeit das gefangene Blaukehlchen singen zu hören, denn wenige Vögel werden so schnell zahm, als das Blaukehlchen. In den ersten Tagen läuft oder springt es wohl bei Annäherung des Menschen unruhig hin und her, aber bald gewöhnt es sich an den Anblick der Vorüberwandelnden, sieht sie neugierig an und läßt sich nur dann aus seiner Behaglichkeit und Ruhe stören, wenn ihm das menschliche Angesicht zu nahe kommt. Den Mehlwurm nimmt es schon nach wenigen Wochen, wenn er nicht mehr seine ausschließliche Nahrung ist, aus der Hand seines Pflegers. In den Morgenstunden hört man seinen eigenthümlich schnurrenden, aus Rufen und Strophen anderer Sänger gebildeten Gesang vorzugsweise. Einige singen auch, besonders dann, wenn der Käfig draußen vor dem Fenster hängt, zu jeder Stunde des Nachts. Die mondhellen Nächte regen hauptsächlich das Blaukehlchen zum Singen an. Die meisten Sänger sind aber im ersten Sommer ihres Gefangenlebens lange nicht so fleißig, als in späteren Jahren. Zur Mauserzeit, welche im Juli und August binnen 5 bis 6 Wochen gewöhnlich leicht von Statten geht, schweigen sie ganz, nach derselben hört man jedoch zuweilen wieder leises Gezwitscher. Der Uebergang von frischen zu dürren Ameisenpuppen ist keineswegs gefährlich,

das Blaukehlchen langt gierig zu und frißt nun auch gerne gekochtes Rind-, Kalb- und zartes Schweinefleisch. Täglich müssen ihm aber dennoch sechs bis acht Mehlwürmer gereicht werden. Im Herbste und Winter ist es sorgfältig vor Zug, Kälte und Rauch zu behüten. Sein Käfig erhält in der Nähe des Fensters seinen Standort, womöglich so, daß in den Frühstunden einige Sonnenstrahlen hineinfallen können; denn das Vögelchen wird durch dieselben ungemein erheitert und belebt. Es schlägt das Schwänzchen ziemlich gefächert über die Flügelspitzen empor, „tackt" und springt dann in eilendem Spiele hin und her, wippt, ruhiger geworden, mit dem Schwanze wie die Bachstelze, an welche es auch laufend erinnert, steckt den Kopf durch das Gitter und blickt nach dem goldenen Morgenhimmel, dann setzt es sich auf sein Lieblingsplätzchen und maultrommelt seine Weise, ein kleiner Savoyarde. Schnurrend und pfeifend beginnt es in der Regel mit dem charakteristischen ursprünglichen Gesangestheil aller Blaukehlchen. Hieran schließt sich in buntem Durcheinander, was es aus der Tonwelt anderer Vögel zufällig aufgefangen und im Gedächtniß aufbewahrt hat. In den Sümpfen hat es den Kibitz, die Beccassine, den Frosch, die Ralle belauscht, in den Wäldern die Singdrossel und Amsel, im Felde die Lerche, im Garten die Nachtigall und Grasmücke, die Meise, Schwalbe und andere Sänger und Schreier.

Selbst Stimmen aus dem Hofe des Federviehs sind manchmal eingemischt in das Allerlei seines Vortrags. Seine Stimmwerkzeuge sind nicht bedeutend, daher vermag es volle und klangvolle Rufe und Strophen nur schwach und unvollkommen wiederzugeben, dagegen haben seine schwatzenden und kreischenden Tonpartien oft täuschende Aehnlichkeit mit den Vorträgen der belauschten Urheber derselben. Unfähig ist das Blaukehlchen, das ganze Lied eines Vogels oder größere Strophen von Gesängen vollendet vorzutragen. Nur kleine Stellen vermag es wiederzugeben. Immerhin aber bietet der Gesang eines Meisters viel Unterhaltendes. Häufiger, als gute Sänger, findet man jedoch unter den Blaukehlchen mittelmäßige und schlechte, die nur ihres lieblichen Wesens wegen gehalten zu werden verdienen.

In der That aber empfiehlt sich das Betragen und die Schönheit des Thierchens in hohem Grade. Es gibt solche, welche gar keinen Stern im blauen Felde der Kehle und Brust tragen, andere haben einen weißen, wieder andere einen zimmtrothen. Diese Veränderlichkeiten lassen weniger

auf das Bestehen verschiedener Arten, als auf Ergebnisse äußerlich einwirkender Einflüsse schließen. Klima und sonstige Gegendbeschaffenheit, sowie das Alter der Vögel mögen die Hauptursachen abweichender Erscheinungen in Färbung, Größe, Schnabel- und Kopfbildung sein. Alle Blaukehlchen sind schöne, flinke, zarte und sanft aussehende Vögel. Zutraulichkeit ist ein Hauptzug in ihrem Charakter. Sie lernen ihren Herrn kennen und lieben, sie begrüßen ihn mit Gesang und lebhaften Bewegungen.

Schade nur ist es, daß von Jahr zu Jahr das schöne Blau der Brust mehr und mehr verschwindet und in Bläulichgrau übergeht. Das Prangende desselben geht schon durch die erste Mauser im Käfig verloren. Mit den Jahren wird auch das Blaukehlchen zur Kränklichkeit geneigt. Es entstehen an den Füßen leichter Entzündungen und unten an und zwischen den Zehen bilden sich Anschwellungen, Buckel, welche gewöhnlich den Tod nach sich ziehen. Oft hinken die armen Thierchen noch lange umher, legen sich auf den Leib, um die schmerzhaften Stellen nicht zu reizen, bald aber zehren sie ab und geben zu erkennen, daß das Uebel mit innerem Leiden in Verbindung steht. Diesem Uebelstande möglichst vorzubeugen, haben wir unseren Blaukehlchen immer die daumendicken Springhölzer mit Tuch umwickelt, und zwar so, daß wir den Tuchstreifen mit Kleister oder Mehlpappe bestrichen und nun in engem Anschluß um das Holz legten. Durch dieses Verfahren verhütet man den Zwischenraum zwischen Holz und Tuch, der eine Herberge des Ungeziefers sein würde. Im Herbste oder Spätsommer, wo sich die Blaukehlchen auf dem Rückzuge befinden, ist um deswillen der Fang derselben nicht zu empfehlen, weil man da selten zu einem alten Männchen gelangt. Ueberall entdeckt man nur junge, welche sich untrüglich durch die gelben Flecken an den hintersten Schwungfedern verrathen. Die alten halten sich auf dem Herbstzuge heimlicher, als die jungen, und lassen sich auch nicht so allerwege nieder, wie diese. Es hat dies seinen Hauptgrund in dem Reichthum von Nahrung, der geboten ist. Im Frühjahre muß schon der dürftigeren Nahrung wegen manches Plätzchen gegen die angeborene Neigung besucht werden. Junge, im August auf dem Zuge gefangene Blaukehlchen leisten im Gesange nur Unbedeutendes. Sie nehmen wohl das Eine und Andere der Töne in ihrer Umgebung an, aber sind und bleiben Stümper. Die alten Blaukehlchen sind auch in

späteren Jahren noch fähig, Weniges zu ihrer bereits geläufigen Weise hinzuzulernen. Dies beschränkt sich aber nur auf Rufe und Locktöne.

Der Zaunkönig. (Troglodytes punctatus.)

Der Zaunkönig nimmt durch seine niedliche Gestalt, sein ewig heiteres Wesen und seinen schönen, für den kleinsten der europäischen Vögel wahrhaft bedeutenden Gesang den Freund der Vogelwelt so sehr ein, daß der Wunsch, ihn in der Stube als ständigen unterhaltenden Gast zu besitzen, natürlich erscheint. Unstreitig wäre er einer der beliebtesten Stubenvögel, wenn er sich nur für die Gefangenschaft eignete und den mühevollsten Versuchen, ihn einzugewöhnen, nicht in den meisten Fällen mit unüberwindlichem Eigensinn Trotz böte. Aeußerst selten und fast nur mit frischen Ameisenpuppen und Mehlwürmern, die sich noch obendrein frisch gehäutelt haben müssen, vermag der verständige Pfleger ihn für den Käfig zu gewinnen. Und dieser Käfig muß ganz besonders hergerichtet sein, sonst klemmt sich der Kleine entweder mit dem Kopf zwischen den Drähten ein, oder er zwängt den ganzen Körper unter hartnäckiger Anstrengung durch und fliegt dann gegen die Fensterscheiben. Eine angeborene Unruhe, welche durch das Bewußtsein, eingesperrt zu sein, durch das ihn beherrschende Gefühl der Beengung noch gesteigert wird, treibt den eben Eingefangenen im Käfig unabläßig hin und her, auf und ab. Wo ein Lichtstreifchen durch eine Fuge fällt, probirt er mit dem pfriemenförmigen Schnabel, an dem Drahtgitter klettert er umher und macht Entrinnungsversuche bald hier, bald da, verletzt sich die Stirne und die Umgebung der Schnabelwurzel nach und nach so, daß die Federchen abgestoßen werden und Blut aus den Verwundungen tritt, und durch das ungestüme Anrennen gegen das Gitter und die Wände des Käfigs tritt sogar Bluterguß in das Gehirn auf, wovon man sich bei Section eines auf diese Weise gestorbenen Zaunkönigs überzeugen kann. Es muß also ein besonderer Käfig für ihn angefertigt werden, welcher ringsum aus Linnenwänden besteht und nur an den Ecken haltgebende Säulen von Holz hat, von denen aus Springhölzer durch den Raum des Käfigs laufen. Drahtgitter taugt durchaus nicht, selbst wenn man es mit Tuch umspannt, weil der Vogel ungeachtet dessen geneigt ist, seinen Kopf zwischen die Drähte zu stecken. Wenn man den also hergerich-

teten Käfig so stellt, daß das beobachtende Auge aus dem Hintergrund der Stube nach dem Fenster gerichtet wird, so kann der Gefangene recht gut gesehen werden, ohne daß er selbst seinen Beobachter wahrnimmt. Futter und Wasser werden vorläufig auf den Boden des Käfigs in Näpfchen niedergestellt, damit Beides dem Vogel beständig vor Augen steht. Die zappelnden Mehlwürmer, welche am ersten Tage das einzige Futter ausmachen, werden einen unwiderstehlichen Reiz auf den lüsternen Zaunkönig ausüben. Hastig verschlingt der Vogelzwerg selbst die großen, nachdem er ihnen einige Schnabelhiebe versetzt und sie in die mundgerechte Lage gebracht hat. Einen Augenblick bleibt er dann wohl stille sitzen, aber in der That nur einen Augenblick, dann aber setzt er eifrig die Wanderung im ganzen Raume seines Gefängnisses fort. Zuweilen ordnet er auch sein verwirrtes Gefieder, doch schnell unterbricht die innere Unruhe, die ihn umhertreibt, auch diese Beschäftigung wieder. Bald hängt er sich oben an der Decke, bald neben an der Wand an, klettert, hüpft und fliegt abwechselnd nach allen Seiten hin. Zuweilen läßt er auch einmal sein „Zrrr . . ." vernehmen und macht auf einem Springholz seine beliebten Bücklinge, indem er dabei das aufrecht stehende Schwänzchen noch straffer anspannt. Am zweiten Tage werden ihm statt der ganzen zerschnittene Mehlwürmer vorgesetzt, die er ohne Zögern annimmt. Noch an demselben Tage mischt man ihm frische Ameisenpuppen unter dieselben. Diese wird er jedoch anfänglich liegen lassen oder wegschleudern. Hat man eben aus einem Ameisenhaufen genommene, mit einigen lebenden Ameisen vermischte zur Hand, so entzieht man ihm die Mehlwürmer ganz und reicht ihm die Puppen. Die sich und einzelne Puppen bewegenden Ameisen locken den Zaunkönig an, und es erleichtert dieses Verfahren die Annahme des noch verschmähten Futters. Jetzt darf um keinen Preis der Vogel unbeobachtet bleiben. Will er nicht fressen und fängt er an auffallend unruhiger zu werden, oder bläst er gar die Federn auf und fängt an zu trauern, so müssen sofort wieder zerschnittene Mehlwürmer in sättigender Menge in den Käfig gebracht werden. Es dauert oft viele Tage, bis der Zaunkönig die Ameisenpuppen annimmt, und muß das oben angeführte Verfahren unter fortwährender Beobachtung des Vogels so lange beibehalten werden, als die Annahme verweigert wird. Nach Erreichung des Zweckes müssen aber täglich noch sieben bis acht Mehlwürmer geopfert werden. Viele

Zaunkönige sterben indessen, trotzdem sie das Futter nicht verschmähen. Sie sind eben gar zu zart, können die veränderte Lebensweise nicht vertragen, leiden unter stürmischem Sehnsuchtsdrang nach der verlorenen Freiheit und reiben durch ihre Unruhe ihre Kräfte auf. Wenn im Sommer schon die Eingewöhnung dieser Vögel so schwierig und mühsam ist, wie viel häufiger muß erst im Herbst, Winter und Frühjahre, wo keine frischen Ameisenpuppen zu haben sind, die mit aufopfernder Besorgniß geübte Behandlung fehlschlagen. Wer nicht große Töpfe voll Mehlwürmer besitzt und wochenlang sich die Mühe nicht verdrießen läßt, sie dem kaum an die gedörrten, in lauer Milch erweichten Ameisenpuppen zu gewöhnenden Vogel vorzusetzen, der soll nie einen Versuch machen, ihn zu fangen und in den Käfig einzukerkern. Geneigter zeigt sich der Zaunkönig, Ameisenpuppen sogleich nach seiner Gefangennehmung zu fressen, wenn er vorher in der Freiheit damit gefüttert worden ist. In aufgestellten Meisenkasten kann dies tage-, ja wochenlang geschehen. Der kleine Gast stattet seine regelmäßigen Besuche ab, und läßt sich die Gaben, die ihm draußen vortrefflich bekommen, recht gut schmecken. Aber ist nun auch wirklich die pflegende Hand, die sorgsamste Wartung zu dem erwünschten Ziele gelangt, hat sich der Zaunkönig an das sogenannte Universalfutter, bestehend in erweichten Ameiseneiern, gehacktem Rinderherz und Hühnerei, sowie in gequetschtem Hanf, vollkommen gewöhnt, ist er sehr bald zahm geworden, so daß er jetzt in einen Gitterkäfig mit überall engem Verschluß gebracht werden kann, so drohen ihm neue Gefahren. Viele befällt die Auszehrung gegen welche alle Mittel und noch so reiche und auserwählte Futtergaben erfolglos bleiben. Andere verletzen sich am Fuße oder schwächen und ermüden durch Toben ihre Füße derart, daß in der Folge Beulen zum Vorschein kommen, welche unausbleiblich den Tod bewirken. Wenige, äußerst wenige nur dauern zwei, im höchsten Fall drei Jahre aus, und unter solchen Umständen erlebt man an den allerliebsten Thierchen wirklich große Freude. Zu ihrem Wohlbehagen und ihrer Neigung gemäß, sich in dunklen Winkeln zu verkriechen, um darin Nachtruhe zu halten, baut man ihnen Doppelkäfige, welche durch runde Schlupflöcher in der Scheidewand verbunden sind, und deren einer Theil die düster gehaltene Schlafstätte bildet. Mit der größten Genauigkeit hält der Zaunkönig sein Schlafplätzchen inne, das er übrigens nach unserer Erfahrung lieber im Hauptkäfig auf einer

Sitzstange wählt. Diejenigen Zaunkönige, welche lieber in dem Hinterhause schlafen, sind zum größten Theile aufgezogene. Sehr unterhaltend ist aber der Zaunkönig, wenn er die ihm besonders erbaute Schlafkammer benutzt. Der hiesige (Alsfelder) Bahnhofinspector, Herr Hofmann, hat seinen Zaunkönigen in große, heckenartige Käfige Felsenpartien von steifem Papier mit allerlei Schlupfwinkeln erbaut und das Material mit Sand überklebt, so daß die Thierchen bei ihren Klettertouren einen guten Halt bekamen. Wenn man Raum für derartige Anlagen hat, so sind sicherlich dem Zaunkönig Reisigbündel und moosreiches Gestein sehr angenehm. Gewöhnlich wird der Zaunkönig mit Annäherung des Abends besonders unruhig und springt erregt im Tagkäfig auf und ab, schnellt lebhaft mit dem Schwanze, sträubt ein wenig die Scheitelfedern, schüttelt das ganze Gefieder, lockt, namentlich wenn Witterungswechsel bevorsteht, oft anhaltend: „zrrrr . . . ." und singt, wenn er einmal längere Zeit seinen Gesang gepflegt hat, sein Abendliedchen. Dann begibt er sich lange vor Eintritt der Dämmerung durch das Schlupfloch auf das gewohnte Plätzchen, wo er zur Sommerzeit zuweilen noch in Absätzen sein Lied leise wiederholt, was wahrhaft rührend ist, und steckt endlich das niedliche Köpfchen unter den Flügel. Es geschieht auch, daß er sich zu frühe zur Ruhe begibt und dann noch einmal hervorkommt, um zu trinken oder zu fressen. Auch begibt er sich während des Tages manchmal in den heimischen Schlupfwinkel. Neugierig sieht er aus, wenn er aus einem Schlupfloch herauslugt oder etwas, das ihm in dem Zimmer auffällig erscheint, aufmerksam mit Blicken verfolgt. Er kommt dicht an das Gitter, um sich das Ding genauer zu betrachten. Einen auf dem Tische oder Stubenboden laufenden Mehlwurm möchte er durchaus haben. Possirlich ist er da in seiner Erregung, die ihn allerlei Versuche machen läßt, um die Schranken zu überschreiten. Endlich wird sein Wunsch erfüllt, der Leckerbissen wird ihm hingehalten, und pfeilschnell bemächtigt er sich seiner. Das Wassernäpfchen dient dem Zaunkönig auch zum Baden, er thut dies oft und purrt sehr gerne im Sande, weshalb ihm dieser niemals fehlen darf und recht oft frisch gereicht werden muß. Einzelne Zaunkönige fangen schon im November, die meisten aber erst im Februar an zu singen. Zuerst lassen sie sich nur in den Frühstunden, später bis zum Mittag, selten auch Nachmittags, und erst im Sommer theilweise Nachmittags und Abends hören. Ihr Vortrag ist im Käfige meistens ebenso laut wie draußen

zu vernehmen, den Winter ausgenommen. Der Gesang hat einige Aehnlichkeit im Charakter mit dem des Canarienvogels, nur klingt er sanfter und feinstimmiger. Flötende und schmetternde Töne bilden den kurzen, aber doch wirksamen Vortrag. In der Mitte ist ein Triller angebracht, der von guten Männchen sich am Ende wiederholt und so den Schluß bildet. Erst im Nachsommer schweigen die guten Sänger, und in diese Zeit fällt der Federwechsel.

Die Bastardnachtigall oder der gelbe Spötter. (Sylvia hippolais.)

Die Bastardnachtigall ist ein so zarter, gegen rauhe Witterungseinflüsse so sehr empfindlicher Vogel, daß es uns nicht wundern darf, wenn er in der Gefangenschaft die aller sorgfältigste und aufmerksamste Pflege erfordert. Seine späte Ankunft deutet schon auf diese Eigenschaften hin, und wenn im Mai nach seinem Eintreffen kalte Nächte eintreten, so macht das Vögelchen am Morgen, wo ihm die Ernährung durch Insecten schwer fällt, den Eindruck einer geknickten Blume. Kein Wunder auch, daß die jungen Bastardnachtigallen äußerst schwierig aufzuziehen sind. Wendet man auch einzig und allein, was das Beste ist, frische Ameisenpuppen an, um sie gesund und kräftig zu erhalten, dennoch bringt man selten das eine oder andere Junge eines Nestes durch die mancherlei Stadien der ihnen drohenden Gefahr. Mit strenger Gewissenhaftigkeit müssen die Thierchen warm und trocken gehalten werden. Aber sie sind unruhige, gefräßige Pfleglinge, welche unangenehm schreien und das Nest zu verlassen streben. Auch neigen sie sehr zum Durchfall hin, den sie bei der geringsten Erkältung sowohl, als auch in Folge säuerlichen Futters oder einer Zugabe von Milch und Semmel bekommen. Täglich und stündlich werden sie dann schwächer, elender und hinfälliger, und eine krankhafte Freßgier läßt sie heißhungrig das Futter verschlingen und in den Federkiel beißen. Eine förmliche Lähmung der Füße tritt ein, so daß die armen Vögelchen nicht mehr aufstehen können, und dadurch Verunreinigung ihrer Federn erfolgt. Eins nach dem andern stirbt hin, während man vergeblich auf Mittel der Herstellung sinnt, deren es keine gibt. Außerordentlich zahm werden die jungen Bastardnachtigallen, wenn man sie glücklich großgezogen hat, und ihr Gefieder nimmt eine recht schöne und sogar entschiedenere Färbung an, als dies in der Freiheit der Fall ist. Einen weiteren Vortheil aber wird

noch Niemand erzielt haben, denn keine Bastardnachtigall, die jung aus dem Neste genommen wurde, hat jemals das Ohr ihres Besitzers entzückt. Um der Gefahr willen, in welcher die kleinen Geschöpfe schweben, und in Rücksicht auf den unbedeutenden Gesang aufgezogener Bastardnachtigallen hält sich der Kenner lediglich an die Wildfänge. Leichter sind die Jungen im Käfige groß zu ziehen, wenn man das alte Paar, das eine große Liebe zu ihnen offenbart, diesen beigesellt. „Deterοi" und „Deterä" lauten die Lock- und Warnetöne der Alten, welche sie auch in der Gefangenschaft bei den Jungen oft hören lassen. Gelingt es, eine solche Familie möglichst früh zu erhalten, so kann man auch noch den Gesang des Männchens in der ersten Zeit seiner Betheiligung am Fütterungsgeschäft hören. Aber auch dieser Unternehmung können wir keineswegs das Wort reden, weil nicht allein das Leben der jungen Bastardnachtigallen selbst unter der Pflege der Eltern immer noch sehr gefährdet ist, sondern auch in Bezug auf künftige Gesangesleistungen die Aussichten nicht verbessert werden.

Einen Wildfang zu erhalten, gelingt ohne besondere Schwierigkeit nur zur Zeit der Brut. Der Fangversuch hat in der Regel schon Erfolg, wenn das Paar sein Nest baut oder das Weibchen brütet und von dem Männchen gefüttert wird. Abgesehen von dem Fang mit Leimruthen, gibt es noch ein anderes Mittel, beider habhaft zu werden. In der Nähe des Nestes befestigt man Mehlwürmer an Zweigen, welche alsbald von den Bastardnachtigallen entdeckt und verzehrt werden. Allmälig gewöhnt man sie bis zur Erde, nachdem die Mehlwürmer immer tiefer angebracht wurden. Endlich entscheidet das Schlaggarn. Zu den Jungen haben beide Eltern ungefähr gleich große Liebe, in vielen Fällen ist jedoch das Weibchen, in ebenso vielen das Männchen aufopfernder und hingebender. Sonderbarer Weise gibt es Weibchen, welche ihre Jungen bei längerer Störung und bei Fangversuchen verlassen, während dies von dem Männchen nicht zu erwarten ist. Mit Erfolg wendet man im Mai kurz nach der Ankunft der Bastardnachtigall auch die Leimruthen an, welche auf dem Käfige eines singenden und lockenden Wildfangs an ihrem Standorte angebracht werden. Hierdurch wird der Vortheil erzielt, daß der um diese Zeit gefangene Sänger sich während des Mai's und Juni's in der Stube, oft sogar recht fleißig, vernehmen läßt, vorausgesetzt, daß man ihm fortwährend frische Ameisenpuppen und Mehlwürmer reicht. Dieses Futter nimmt die Bastard-

nachtigall ohne längeres Zögern im Käfige an, wie sie denn überhaupt sich zum Fressen sehr geneigt zeigt. Während der ersten acht oder vierzehn Tage beträgt sie sich noch wild und flattert scheu im Käfige umher. Der Besitzer muß selbst beurtheilen können, in welchen Fällen er dem Vogel zu seiner Erleichterung und schnelleren Eingewöhnung die Flügel zu binden hat. Im Allgemeinen ist dieses Mittel bei der Bastardnachtigall überflüssig. Bald gewöhnt sie sich an die fremde Umgebung und neue Lebensweise. Sie erwählt sich irgend ein Springholz zum Lieblingssitz, wo sie singt oder der Verdauung in Ruhe und Behagen sich hingibt, und wenn Jemand ihrem Käfige, sie aufscheuchend, nahe kommt, fliegt sie, ein flinkes, gewandtes Vögelchen, einige Mal schwebend im Käfige umher, ehe sie zum Auf- und Abspringen Fuß faßt. Vor Ermüdung oder gar Erschöpfung muß jetzt und später der zarte Vogel behütet werden. Besonders nachtheilig wird ihm dieselbe, wenn er einmal von bedeutenderem Fettpolster umgeben ist, zu dessen Anlage der starke Fresser sehr neigt, und weshalb wir auch gestoßenen Hanf in seinem Winterfutter nicht empfehlen mögen. Wenn es dahin kommt, daß die geängstete Bastardnachtigall den Schnabel öffnet und in schnellen, den Leib erschütternden Athemzügen ihre Erschöpfung zu erkennen gibt, so ist sie mehr, als fast alle anderen Sänger der Gefahr ausgesetzt, krank zu werden oder plötzlich zu sterben. Die Zähmungsversuche sind von schnellem Erfolg begleitet, und es ist recht ergötzlich, zu sehen, mit welcher Gier das liebliche Thierchen nach dem hingehaltenen Mehlwurm blickt, nach demselben schnappt und in Eifer und Unruhe geräth, wenn er ihm eine Zeit lang vorenthalten wird. Wer besonderes Gewicht darauf legt, den im Mai gefangenen Sänger fortwährend vor Augen zu haben und in den nächsten Wochen ihn schon als zahmen Vogel vor sich zu sehen, der kann getrost sogleich mit seinen Zähmungsunternehmungen beginnen, ohne Gefahr zu laufen, den Vogel zum Schweigen zu bringen. Daß der Gesang fleißiger und anhaltender ertönt, wenn ein stilles Plätzchen zum Standort des Käfigs erwählt wird, liegt in der Natur der Sache, und vorzuziehen ist es darum, mit der vollständigen Zähmung bis zur Zeit des Schweigens zu warten. Am ungestörtesten erhebt der Vogel den Gesang, wenn ein leichtes Tuch vor den Käfig gespannt wird, letzterer jedoch einen recht hellen Standort einnimmt. Während des Sommers wird die Bastardnachtigall beim Genuß des bereits erwähnten Futters gesund und munter

bleiben. Auch wird der Uebergang von dem Sommer- zu dem Winterfutter keine Schwierigkeit verursachen, wenn nur die Möhren weggelassen und gedörrte Ameisenpuppen, gehacktes Rinderherz und Hühnerei nicht gespart werden. Dagegen wird der Spätherbst immer eine gefahrdrohende Zeit sein, und wer nicht genau beobachtend zu Werke geht und leichtsinnig seinen Vogel der Erkältung aussetzt, der verliert ihn sicherlich. Die Nebelschauer, welche Morgens durch das geöffnete Fenster in die Stube eindringen, die kalte Luft, die vom Hausgang durch die Thüre weht und unmittelbar den empfindlichen Vogel berührt, sie sind ihm nachtheilig. Sehr wohl thut ihm dagegen die Herbstsonne, die ihre Strahlen zur gewissen Tageszeit in den Käfig wirft. Dessen freut sich der Ermunterte und wohlthätig Erwärmte, schnellt mit dem Schwänzchen, sträubt wohl auch ein klein wenig die Scheitelfedern und erinnert dabei an seinen feinen, liebenswürdigen Verwandten, den großen Weidenzeisig oder Fitis. Fliegen, welche um das Futternäpfchen schwärmen oder in den Käfig sich verirren, werden von dem ächten Insectenfresserschnabel mit lautem Knappen gefangen. Doch ist hierbei die Neigung des Sängers zu einer gewissen Trägheit, welche das Gefangenleben nach sich zieht, nicht zu verkennen. Eine kühne Flugbewegung, um die Fliege zu erhaschen, mag er nicht vornehmen, sitzend schnappt er lieber nach der Vorbeischwirrenden oder der ihn Umtanzenden. Im Eifer beugt er sich jedoch nicht selten so weit vor, daß seine Füße der Sitzstange entgleiten und er genöthigt wird, die Schwingen zu gebrauchen, um möglichst sanft zu Boden zu kommen. Wenn das Fettpolster nicht zu dick wird, so schadet es dem Vogel nicht, es gibt vielmehr einen Beweis für den guten Stand der Ernährung und sein Gedeihen. Während des ganzen Winters gehört der Käfig der Bastardnachtigall an einen warmen Ort. Die allzu große Nähe des Ofens sowohl wie der Zimmerdecke muß gemieden, eine gleichmäßige Wärme unterhalten werden. Rauch und Dunst schaden ihr und dem Sumpfschilfsänger ungemein. Sind die Nächte sehr kalt, so ist ein Verhängen des Käfigs mit Tuch oder sein Versetzen in die Nähe des Ofens, namentlich des Porzellanofens, der die Wärme lange anhält und gleichmäßig abgibt, anzurathen. Eine täglich zu wiederholende reiche Gabe von Mehlwürmern darf nicht versäumt werden. Sehr große sind in Stücke zu zerschneiden, damit die Anstrengung des mühsamen Würgens verhütet werde. Die Zeit der Mauser

verpflichtet zwar zu doppelter Beobachtung und Pflege, aber die Gefahr ist weit größer geschildert worden, als sie die Erfahrung lehrt. Hat sich die Bastardnachtigall unter den gewissenhaften Anordnungen ihres vernünftigen und theilnehmenden Freundes wohlgenährt durch den kalten Winter geschafft und tritt während des im März stattfindenden Federwechsels keine Erkältung ein, wird überhaupt kein Fehler in der Wartung und Pflege gemacht, dann bleibt sie gewöhnlich gesund und kräftig genug, um diese Katastrophe zu überstehen, ja sogar während derselben ihren Gesang zu beginnen oder fortzusetzen. Wollen einzelne oder ganze Gruppen von Federn an den Schwingen oder dem Steiß nicht ausfallen, so kann man sie unbedenklich alle nach einander vorsichtig und ruckweise ausziehen. Da aber das Ergreifen den Vogel immer in Furcht und Schrecken versetzt, so sucht man dies Verfahren erst anzuwenden, wenn zu erwarten steht, daß der Federwechsel an den genannten Theilen nicht von selbst erfolgt. Anspritzungen mit Wein und Wasser können unter Umständen vorgenommen werden, wiewohl dieselben hauptsächlich nur auf den Wechsel der kleineren Federn wesentlichen Einfluß haben. Von größerem Werthe zur Erhaltung der Gesundheit der Vögel überhaupt und namentlich zur Beförderung der Mauser, als Viele glauben mögen, ist die Anfeuchtung der Zimmerluft durch verdunstendes Wasser.

Der Gesang beginnt entweder kurz vor oder während der Mauser. Zuerst vernimmt das Ohr eines Morgens leise ausgestoßene, abgebrochene Töne, nach und nach erkennt es Theile bekannter Strophen, gewisse Rufe, Gezwitscher und dergleichen mehr, was alles von Tag zu Tag in größeren Zusammenhang gebracht wird. Erst gegen Ende Aprils oder Anfangs Mai treten die Strophen und Rufe laut und abgerundet hervor. Aber auch da noch beschränkt sich hauptsächlich der Gesang auf den Morgen und die ersten Nachmittagsstunden. Sehr wenige Sänger sind vor Ende Mai fleißig, noch wenigere lassen sich auch Nachts hören. Der Nachtgesang der Bastardnachtigall in der Gefangenschaft gleicht dem Vortrag des Repetirvogels unter den Nachtigallen. Nur dann läßt sie sich einigermaßen zusammenhängend vernehmen, wenn man im Mai den Käfig vor das Fenster hängt und eine milde, stille Mondnacht sie anregt. Die Singzeit währt höchstens bis zu Ende Juni. Viele Bastardnachtigallen hören aber schon zu Anfang oder in der Mitte dieses Monats auf zu singen. Viele

sind auch ihrer geringen Begabung wegen des Futters nicht werth. Es gibt schlechte, mittelmäßige und vorzügliche Sänger. Letztere erlangen eine höchst staunenswerthe Fertigkeit in der Nachahmung und der geschickten Verbindung und Verarbeitung des Angeeigneten mit Eigenthümlichem, Ursprünglichem. Der Vortrag sprudelt wahrhaft, in kurzer Zeit führt uns der interessante Sänger eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Erinnerungen an bekannte Vogelstimmen vor. Rufe der Raubvögel, des Feldhuhns, gewisser Wasservögel, der Dohle, der Schlag der Wachtel, Strophen aus dem Gesang der Grasmücken, der Drosseln, der Schwalben, der Finken und anderer Sänger vernehmen wir zwischen und neben eigenthümlichen, flötenden Tönen, die etwas Besonderes, Charakteristisches haben und durch Anmuth und Schönheit den Eindruck kreischender und wahrhaft gemein klingender Gesangstheile wieder abschwächen. Es läßt sich schwerlich eine Bastardnachtigall ausfindig machen, die nicht hier und da scharfe, rauhe und gerade für die Stube so sehr ungeeignete, die Gehörnerven angreifende und den feineren Geschmack des Hörers verletzende Töne vortrüge. Dieser Umstand und die aufmerksame Behandlung, welche die Bastardnachtigall erfordert, sowie ihre kurze Lebensdauer in der Gefangenschaft trotz aller Pflege der besten Art empfehlen sie wenig als Stubenvogel.

Der Sumpfschilfsänger. (Sylvia palustris.)

Ueber die Behandlung des Sumpfschilfsängers brauchen wir nur wenig zu sagen, da sie mit derjenigen der Bastardnachtigall übereinstimmend ist. Nur läßt sich im Allgemeinen behaupten, daß er von noch zarterer Natur, weit schwieriger mehrere Jahre am Leben zu erhalten ist, als diese. Hauptsächlich gefährlich für sein Leben erscheint die Zeit der Mauser, die ebenfalls in den Ausgang des Winters fällt. Wir wüßten auch durchaus kein Mittel, das die schwer von Statten gehende Federung wesentlich erleichtern könnte. Kommt der Vogel durch, so ist dies als ein Ausnahmefall zu betrachten. Die meisten Gefangenen sterben, wenn nicht schon im Spätherbste oder Vorwinter, im Februar oder März. Alles, was der Besitzer zur Erhaltung des Lebens eines Sumpfschilfsängers thun kann, besteht in der Beobachtung der Maßregeln, welche für die Bastardnachtigall angegeben worden sind. Viel besser ist es aber für denjenigen Besitzer dieses Vogels,

der jedes Jahr in Besitz neuer Exemplare gesetzt werden kann, wenn er ihm nach Ablauf der Singzeit wieder die Freiheit schenkt. In Gegenden, wo er nicht nistet, sondern nur im Mai auf dem Zuge, und zwar spärlich, vorkommt, hat der Vogelsteller wohl acht zu geben, daß er die wenigen Tage, wo er sich zeigt oder hören läßt, nicht versäumt. Im Hasel oder Erlengebüsch läßt er sich, obgleich noch schwieriger, als die Bastardnachtigall, mit dem Schlaggarn durch Mehlwürmer berücken. Da er aber Lieblingssitze zum Singen sich ausersieht, so wird der Vogelleim mit sicherem Erfolge angewendet. Nicht mühsamer als die Eingewöhnung der Bastardnachtigall ist diejenige des Sumpfschilfsängers. Gierig verschlingt er die Mehlwürmer und frischen Ameisenpuppen. Seine Gestalt ist noch schlanker, seine Bewegungen sind geschmeidiger und zierlicher, als bei dem vorhergehenden Sänger, und schneller noch fühlt er sich im Käfig heimisch. Davon zeugt sein Gesang, den er bald nach seiner Gefangennehmung nicht blos am Tage, sondern auch Nachts anhaltend ertönen läßt. Es gibt Sumpfschilfsänger, die in milden Sommernächten mehr und schöner als am Tage singen. Vor das Fenster gebracht, entzückt er den Hörer in stiller Nacht wahrhaft durch seinen Reichthum von Tönen. Was will gegen ihn die Bastardnachtigall sagen? Sie schwatzt im Vergleich zu diesem großen Dichter albernes Zeug und reicht nur in ihren ausgezeichnetsten Vertretern bis zu seiner Höhe hinan. Die vorzüglichsten Sumpfschilfsänger werden aber nie von der Bastardnachtigall nur annähernd im Gesange erreicht. Nicht Theile aus dem Reiche der Gesänge anderer Vögel nur trägt er vor, nein, auch ganze herrliche Gesänge, und zwar oft fertiger noch als die Meister, denen er dieselben abgelauscht hat. Wir haben Sumpfschilfsänger gehört, welche in einem Athemzuge, wie man zu sagen pflegt, fünfzehn, zwanzig und noch mehr Gesangstheile und ganze Gesänge und Schläge vortrugen. Mit außerordentlicher Schnelligkeit reiht sich Theil an Theil; wie ein stürzendes Waldbächlein unaufhörlich murmelt in rastloser Eile, so tönt wunderbar rasch dieses Vogels Gesang an unserem Ohre vorüber. Wo wäre ein Sänger der bekannteren einheimischen Arten, welcher nicht wenigstens durch einen Lockton uns vorgeführt würde? Und diese Reinheit des Tones, dieser Silberklang, diese unbeschreibliche Gewandtheit und Geschmeidigkeit im Vortrag, dieses immer Neue und doch Bekannte, welche Zaubermittel für den feinen Hörer! Aber dennoch anders klingt die tiefende,

schmetternde oder lullende Strophe der Nachtigall aus ihrer Kehle, als aus der seinigen, anders der Schlag des Edelfinken von diesem selbst, anders und doch dieselbe Melodie singt die Amsel. Es ist merkwürdig, daß die Nachahmung sich auf das Aeußerliche hauptsächlich beschränkt. Die Empfindung, welche im Nachtigallenschlag sich ausprägt, die Frühlingsfrische, die dem Edelfinkenschlag eigen ist, den elegischen Charakter des Amsseliedes vermag der kleine Tausendkünstler bei allen seinen trügerischen Fertigkeiten nicht wiederzugeben. Im Uebrigen stellen wir keinen Sänger der Welt ihm in Ansehung der Reproductionsbefähigung zur Seite, vorausgesetzt, daß hier die ausgezeichnetsten Vertreter des Sumpfschilfsängers in's Auge gefaßt werden. Denn es gibt allerdings auch sehr mittelmäßige Sänger dieser Gattung, welche sich nicht blos innerhalb eng gezogener Grenzen bewegen, sondern auch in der Ausbildung des Tones und Vortrags sich mit ihren hochbegabten Brüdern nicht messen können. Seltener jedoch sind solche Unvollkommene, als die Stümper unter andern Sängern. Der Sumpfschilfsänger liebt es sehr, wenn sein Käfig mit gazeartigem Tuch an der Vorderseite bedeckt ist, und darum läßt man ihn während der Singzeit beständig verhüllt vor dem Fenster stehen, wo er gesund und kräftig bleibt, so daß nichts zu befürchten steht, wenn er Anfangs Juli wieder in den Bereich der Haselstöcke, Erlen, Binsen und sonstigen Wasserpflanzen rücksichtsvoll von seinem Pfleger entlassen wird.

Der rothrückige Würger. (Lanius collurio.)

Wenn irgend ein Stubenvogel den Kenner der Vogelwelt in hohem Grade befriedigt und niemals durch seinen Gesang ermüdet, so ist es der rothrückige Würger, vorausgesetzt, daß unter den verschiedenen Sängern ein hervorragender ausgewählt wurde. An den aufgezogenen oder in der Jugend gefangenen Würgern erlebt man, ob sie gleich sehr zahm werden und allerlei Töne aus ihrer Umgebung sich aneignen, wenig Freude. Nur der Wildfang ist Meister, und zwar unvergleichlicher Meister. Um mit Sicherheit eine vorzügliche Wahl zu treffen, begibt sich der Kenner sogleich nach der Ankunft des Würgers, welche in die erste Hälfte des Mai's fällt, an Ort und Stelle. Gewöhnlich haben mehrere Männchen neben einander in Gärten, an Rainen oder in Waldungen, vorzüglich in Vorwäldern, ihre

Standorte, und bald machen sie sich dem Auge und Ohre des Forschenden bemerkbar, dem Ohre freilich auf verschiedene Weise, indem einige nichts als Kreischtöne und im Zickzackfluge ein scharfes Gezwitscher nach Art der erregten Rauchschwalbe hören lassen, andere dagegen ihren Gesang eifrig pflegen. Ist die Gegend an guten Sängern reich — und die Erfahrung lehrt, daß es Gegenden gibt, wo fast alle rothrückigen Würger herrlich singen, während andere meist schlechte aufweisen — so braucht man nicht lange Beobachtungen anzustellen, um seine Wahl zu treffen. Am besten ist es übrigens, wenn ein schöner Morgen hierzu ausersehen wird. Der Fang geht in der Regel gut von Statten, wenn an der Zunge des Schlaggarns Käfer so angebracht werden, daß sie sich auffallend genug bewegen können, und dasselbe da aufgestellt wird, wo der Würger sich vorzugsweise gerne niedersetzt, um sich nach Beute umzusehen oder zu singen. Oft ist auch mit einem zappelnden Mehlwurm der Zweck zu erreichen. Der Würger betrachtet einen Augenblick gespannt die Lockspeise und fliegt dann auf die Erde ganz in die Nähe des Garns, blickt von Neuem scharf nach dem Käfer oder Mehlwurm und rückt nun in plumpem Sprunge dicht heran, um anzubeißen. Im nächsten Augenblick deckt ihn das Garn. Wird er durch einen mißlungenen Versuch des Vogelstellers mißtrauisch gemacht, so fängt er mitunter an zu gätzen und durch Emporschnellen und charakteristische seitliche Stellung des Schwanzes seine Stimmung auszudrücken. An naßkalten Tagen, die den Würger empfindlich berühren und an denen er sich stets niedrig an den Rändern der Gebüsche und Hecken hält, fängt man ihn am leichtesten. Sehr verschieden ist das Betragen der gefangenen Wildfänge im Käfig. Es gibt stürmische Vögel, welche unaufhörlich flattern und gegen das Drahtgitter anrennen, sie müssen durchaus in den beruhigenden Dämmer eines den Käfig verhüllenden Tuches gesetzt werden. Die erste Speise, die ihnen vorzusetzen ist, besteht in Mehlwürmern und Käfern, die frei in einem Schüsselchen sich bewegen. Nach und nach reicht man ihm getödtete, später zerschnittene und schließlich auch unter Stückchen rohen Fleisches gemengte. Der Beobachtung darf der Vogel in den ersten Tagen nicht entzogen werden. Hat er sich einmal angeschickt, gehörige Portionen Mehlwürmer und Käfer den Tag über zu verschlucken, so nimmt er auch die Fleischbrocken an, und dann hat der Besitzer gewonnenes Spiel. In Ermangelung von Käfern genügen Mehlwürmer; gar manche Exemplare lassen sich auch sogleich an rohes

Fleisch gewöhnen, von dem sie oft mehrere kleinere Brocken auf einmal hinabwürgen. Hat man es mit einem Würger zu thun, der sich in den ersten Tagen schon artig beträgt und heimisch fühlt, so regt ihn ein Standort in der Nähe des Fensters, wo das Licht unmittelbar in seinen Käfig fällt und zu gewisser Tagesstunde selbst einige Sonnenstrahlen ihn beleuchten, sehr an, so daß er seinen Gesang leise vernehmen läßt. Wir haben Würger erhalten, die schon am dritten Tage ihres Gefangenlebens ein wenig sangen. Andere fingen erst nach Verlauf von 8—14 Tagen an. Sehr angenehm ist es dem Fremdling in der Stube, wenn unmittelbar vor seinem Käfig ein Blumentischchen mit Pflanzen steht. Der gutartige Gefangene wird sehr bald den ruhig sitzenden Menschen in dem Zimmer nicht mehr scheuen und nur durch Geräusch und auffallende Bewegung sich stören lassen. Zur Verdauung und zum Singen wählt sich der Würger schon in der nächsten Zeit ein beliebtes Plätzchen auf einer Sitzstange. Während des Gesanges wechselt er öfters auf diesem Plätzchen seine Stellung, indem er sich bald zur Rechten, bald zur Linken des Käfigs auf dem Holze durch einen Sprung wendet, bis er endlich zum bequemen Sitz gekommen ist. In der Regel singt er einen Theil seiner erborgten Weisen in einem Zuge in rascher Folge. Zur Zeit, wo er arglos und eifrig sich dem Vortrag hingibt, kramt er aber seinen ganzen Vorrath aus und beschäftigt das Ohr des Beobachters durch unermüdlichen Fleiß. Staunenswerth ist zunächst die täuschende Nachahmungsgabe, welche der rothrückige Würger durch hervorragende Repräsentanten bekundet. Er gestaltet nicht etwa, wie die Bastardnachtigall, die Rufe und Gesänge anderer Vögel so um, daß man meinen sollte, sie bildeten den eignen ursprünglichen Gesang des Vogels, er verwebt das alles nicht zu einem kauderwelschen Liede, sondern treu gibt er wieder, was er gehört, und ordnungsmäßig läßt er Eines nach dem Andern folgen. Eines ist freilich nicht so täuschend als das Andere, oder vielmehr nicht so vollendet. Hier trägt er einen kurzen Vogelgesang präcis und fertig vor, dort nimmt er nur den Anfang oder eine Strophe aus der Mitte eines längeren Liedes, hier deutet er charakteristisch nur an, da malt er förmlich aus und gibt Licht und Schatten, schafft vor unserer Seele ein ganzes lebensvolles Bild. Kein Spötter vermag die Empfindung, welche sich im Liede ausspricht, so treffend wiederzugeben, als der Würger. Wohl steht ihm an Kraft, Reinheit und Fülle des Tones der Sumpfschilf-

sänger und auch die Bastardnachtigall weit voran, aber ungeachtet der rauhen Begleitung, einer gewissen Heiserkeit der Stimme, legt er am meisten Seele in seinen Gesang. Nie haben wir z. B. das Lied des auf- und niederschwebenden Baumpiepers in Anbetracht des hinsterbenden Diminuendo's wahrhaft reizender singen hören, als von einem Würger. Zur Wiedergabe schmetternder Nachtigallenstrophen oder des melodisch flötenden Amsfelliedes reicht seine Stimme nicht aus, auch die Rufe der Singdrossel entbehren, von seiner Kehle gebildet, des Markigen, der Raum beherrschenden Metallfülle; aber es weht uns doch wie aus weiter Ferne der Waldeinsamkeit der Zauber dieser Frühlingsboten an, über die Berge kommen Lied und Ruf sehnsuchterweckend zu uns herüber, der leise Ton ist der Klang der Erinnerung, die im Dämmer und in der Ferne ihre poetische Weihe findet. Ja, der Würger ist unter den Spöttern der einzig gemüthliche, wahrhaft sinnige Sänger. Mag der Sumpfschilfsänger immerhin noch mehr Kunst besitzen, in Staunen zu versetzen, man kann sich an seinem Vortrag nicht so behaglich erwärmen, als an den Leistungen seines Rivalen. Sehr störend sind leider gewisse Schreitöne, scharfe, rauh klingende Stellen, welche die rothrückigen Würger ohne Ausnahme mehr oder weniger in ihren Vortrag einfügen oder demselben anhängen. Man möchte diese üble Eigenschaft der Würgernatur mit Stumpf und Stiel ausrotten, und ein gewisser Aerger bemächtigt sich des Hörers unwillkürlich, wenn er sich plötzlich mitten in seinem andächtigen, hingebenden Lauschen von einer wahrhaft frivol klingenden Strophe ernüchtert fühlt. Doch nimmt man gern oder ungern diesen Mangel mit in Kauf, wenn man sich im Besitz eines vorzüglichen Sängers weiß. Wahrlich, ein solcher Vogel ladet den Hörer und ächten Vogelkenner zu einem großen Rundgang ein. Er führt ihn im Geiste hinauf in das Gebirge, auf die Haide, und läßt über dem Märzschnee das Silberglöckchen der Baumlerche läuten, er stellt ihn in den Forst, wo unter den Schauern des einziehenden Lenzes Amsel und Drossel die Einsamkeit beleben. Jetzt läßt er ihn das „Trüb trüb" des Buchfinken hören, als ob der Himmel sich umwölkt habe und die feuchte Luft schon erfrischend ihm entgegenwehe, dann wird es nach einem Strichregen wieder sonnig, denn der helle Finkenschlag dringt ihm zu Ohr. Nun wieder versetzt ihn der Rohrsänger an den Bach und den Teich, und der Kibitz in den Bereich der Wiesen; die Nachtigall lockt, schnalzt, knarrt, tieft und trillert im Blüthenmeere der

Apfelbäume, der Pieper steigt vor ihm in die Höhe und läßt sich leise verhallend auf dürrem Aste der Buche oder Eiche am Waldrande nieder; vom blühenden Dornstrauch eines Raines im wogenden Kornfelde hebt sich im Zickzackfluge die Dorngrasmücke mit sommerlichem Allegrogesang empor und kehrt endend in das Gesträuch zurück; aus dem Sommer führt der Künstler ihn mit einemmal in den Spätherbst, und eine Schaar ziehender Meisen und Goldhähnchen führt er an ihm vorüber, „zihihihihi" ruft die Blaumeise auf der Spitze des Birn- oder Apfelbaumes, „zivü" und „pink", tiefer gehend die Kohlmeise, es schnurren und klatschen die tanzenden und gaukelnden Schwanzmeisen, es zankt die Sumpfmeise, und hinten drein locken die Goldhähnchen „sisisi". Wir haben die theuren, trauten Orte der Erinnerung nicht alle genannt, an die uns der beste Würger, den wir je besaßen, durch seine Zaubermittel zu führen vermochte.

Wenn wir sagen, daß es nahezu 30 verschiedene Vögel waren, denen er theils das Lied, theils Strophen, theils Rufe, theils Locktöne abgelauscht hatte, und die er täuschend nachahmte, so kann sich der Leser einen Begriff machen von dem Reichthum dieser Würgerkünste. Wir gaben ihm starke Aeste des Schwarz- und Weißdorns in seinen Käfig, wodurch wir nicht nur ihm selbst Vergnügen bereiteten, sondern auch seinen beobachtenden Zuschauern eine angenehme Unterhaltung verschafften. Er spießte oft eine ganze Reihe von Fleischbrocken an den Dornen an, und wann dies geschehen war, so nahm er lieber von diesen wieder einen der Bissen weg, um seine Freßlust zu stillen, als sich an den Napf zu begeben. Um größere Brocken zu verspeisen, spießte er sie an und riß kleine Stückchen ab. Dazu nahm er gerne einen Fuß zu Hülfe, wenn er merkte, daß der Brocken loszureißen drohte. Verzehrte er auf der Sitzstange ein dickes Stückchen Fleisch, so nahm er es stets unter die Zehen eines Fußes und bekundete dadurch seine Raubvogelnatur. Dornen lassen sich aber nur dann in Anwendung bringen, wenn der Würger längere Zeit im Käfig zugebracht hat und zahm geworden ist, sonst kommt es vor, daß er sich an denselben die Haut verletzt oder die Füße schindet. Kein anderes Futter darf ihm gegeben werden, als Käfer, Mehlwürmer, dann und wann frische Ameisenpuppen und als ständiges tägliches Hauptmahl rohes Fleisch. Letzteres muß ihm stets frisch gereicht werden. Gerupfte und klein geschnittene Vögel frißt er sehr gerne, mit besonderer Vorliebe das Gehirn. Nachtigallenfutter taugt

gar nicht für ihn, jämmerlich läßt sich wohl unter solcher Wartung sein Leben wochen- und monatelang fristen, sicherlich aber stirbt er im Laufe des ersten Winters schon an Entkräftung. Hinsichtlich des Schutzes vor Erkältung paßt auf ihn, was bei der Bastardnachtigall gesagt wurde, denn er ist ein sehr empfindlicher Vogel, der auch bei der besten Pflege nur 2—3 Jahre ausdauert. Sollte einmal ein Würger in der Gefangenschaft länger leben, so bildet das eine Ausnahme. Während der Mauser, welche im Januar und Februar eintritt, ist besonders gute Pflege nöthig, weil viele Würger sie nur schwer überstehen und selbst die gesündesten zuweilen während derselben sterben. Gegen Ende der Mauser beginnt gewöhnlich leise und abgebrochen der Gesang. Nächst der Ruhe, die dem Würger fortwährend gelassen werden muß, ist ihm Reinlichkeit ein Erforderniß. Die Fleischnahrung bedingt ein tägliches oder doch zweitägliches Säubern des Schiebers und frischen Sand, der aber nicht zu feucht sein darf, weil der Würger Feuchtigkeit durchaus nicht liebt und verträgt.

Die Feld- oder Ackerlerche. (Alauda arvensis.)

Wer den Gesang dieser Lerche im Käfig schon im ersten Frühjahre und Sommer ihrer Gefangenschaft fleißig und anhaltend hören will, der muß, um sicher zu gehen, schon Ende Februars oder Anfangs März auf den Fang sich begeben. Zu dieser rauhen Jahreszeit bemerkt man unter den Ankömmlingen noch wenige Weibchen, die übrigens der Kenner unfehlbar an ihrer geringeren Größe, an den Sporen und dem Betragen von den Männchen unterscheidet. Es fällt durchaus nicht schwer, an Plätzen, wo die Lerchen vorzugsweise gerne einfallen, sie mit Leimruthen zu fangen. Gewöhnlich wird der Fang durch Schneefall oder Frost erleichtert, wo die Thierchen die offenen Quellen aufsuchen und da sich in großer Anzahl sammeln. Leicht, wie der Fang, ist die Eingewöhnung der Lerche. Wäre sie ein bloßer Insectenfresser, so würde man zu dieser Jahreszeit dabei auf Schwierigkeiten stoßen, da sie sich aber auch von allerlei Sämereien und Fruchtkörnern nährt, so genügt es, ihr diese vorzusetzen, wiewohl ihre Vorliebe für gedörrte Ameisenpuppen und Mehlwürmer nicht zu verkennen ist. Es ist indessen nicht zu befürchten, daß eine anfänglich mit letzterem Futter genährte Lerche bei plötzlicher Entziehung dasselbe sehr vermissen und das

vorgestellte Samen-, Körner- oder Semmelfutter verschmähen werde. Der ächte Vogelwirth wird jedoch die beste Regel befolgen, indem er die Lerche sogleich an das Nachtigallenfutter gewöhnt, dem geriebene Möhren beizumischen sind, da diese Wartung die Gesundheit des Vogels fördert und erhält. Gleich nach ihrer Gefangennehmung setzt man die Feldlerche in einen für sie besonders bereiteten Käfig, dessen Einrichtung mit der des Baumlerchenkäfigs übereinstimmt und eine recht weite Bewegung des Vogels zur Rechten und Linken gestattet. Viele Feldlerchen sind sehr scheu und stürmisch in ihrem Betragen und schlagen erschreckt heftig an die Leinwanddecken des Käfigs an. Ihnen muß ohne Weiteres ein Flügel beschnitten werden, was ihren Gesang nicht beeinträchtigt, wohl aber sie vor Verwundungen an den Schwingen und vor nachtheiligen Erschütterungen des anstoßenden Kopfes schützt. Dieselbe Reinlichkeit ist bei ihr zu handhaben, wie bei der Baumlerche. Frischer angefeuchteter und doch lockerer Sand muß ihr alle paar Tage gegeben, Wasser in ziemlich großem Gefäße in abgesondertem Napfgehäuse zum Trinken und Baden täglich frisch gereicht werden. Die Sporen sind von Zeit zu Zeit an den Nägeln zu beschneiden, weil diese zu einer Länge anwachsen, welche eine Beschädigung der Füße durch Verwickelung oder Hängenbleiben verursachen kann. Wird der Käfig vor dem Fenster angebracht, so geschehe dies so, daß der Schieber von hinten herausgezogen werden kann, damit der Käfig nicht von dem Platze genommen zu werden braucht. Im Uebrigen ist große Ruhe zu empfehlen und ein Standpunkt für den Käfig, der sich durch seine Höhe und einen natürlichen oder auch künstlich anzubringenden Schutz den mancherlei Störungen, welche die scheue, die Freiheit sehr vermissende Lerche empfindlich berühren könnten, hinreichend entzieht. Manche Lerchen lassen gleich den Wildfängen anderer Vogelarten nicht lange auf ihren Gesang warten, andere sind eigensinniger und lassen viele Wochen vergehen, ehe sie leise beginnen, wieder andere schweigen mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit. Werden mehrere Lerchen zugleich in einen Nothkäfig gesetzt, so kommt es vor, daß ein hitziges Männchen, von den Locktönen der mitgefangenen Brüder angeregt, einen Theil seines Liedes schon in den ersten Tagen ziemlich laut vorträgt. Sehr verschieden zeigt sich da auch das Verhalten der Männchen unter sich. Oft sind alle einig bis auf einen unverträglichen Hahn, der sofort aus der Gesellschaft zu entfernen ist. Der Regel nach singen diejenigen Lerchen bald laut, welche frühe beginnen,

während die spät anfangenden den ganzen Sommer hindurch gedämpft singen. Erstere haben den unbestreitbaren Vorzug, daß der Besitzer sich in kurzer Zeit von dem größeren oder geringeren Werthe des Sängers überzeugt. Denn auch unter den Feldlerchen stufen sich die Leistungen in gar mancherlei Vorzügen oder nachtheiligen Eigenschaften des Gesanges auf das Feinste ab, wiewohl gerade diesen Sängern gegenüber eine feinere Unterscheidungsgabe des Hörers erforderlich ist.

Der Lerchengesang hat schon an und für sich etwas Einförmiges, was ihn charakterisirt, und wenn man nun so wenig glücklich gewesen ist, ein Männchen sich ausgesucht zu haben, welches eines Tages dem Lauschenden verkündigt, daß sein Lied nichts Anderes ist, als ein ewig fortgehendes langweiliges Schwirren, das nur dann und wann von einigen flötenden Tönen unterbrochen wird, so bedauert man ärgerlich die schlechte Wahl. Und wie täuschen sich so oft die unerfahrenen Lerchenliebhaber, wenn sie unter 10 und 20 Lerchenmännchen das beste auszuwählen meinen, bestochen von der Größe, der Haltung, der Länge der Sporen und sonstigen vermeintlichen untrüglichen Anzeichen! Ein verachtetes, nach ihren Grundsätzen allem Anscheine nach werthloses Exemplar wird dem ersten besten Nachbarn gegeben, vor dessen Fenster der verkannte Vogel durch sein herrliches Lied vielleicht schon nach 8 -14 Tagen seiner Verächter spottet. Aber welche Unterschiede walten denn im Lerchengesang? wird der Laie befremdet fragen. Viele und große, antworten wir, wovon sich jeder überzeugen kann, der es versteht, einem Vogel mit Hingebung zuzuhören. Im Allgemeinen gilt der Satz, daß die größte Mannigfaltigkeit und schönste Modulation in Gebirgsgegenden gefunden wird; denn da nähert sich der Gesang der Feldlerche demjenigen der Baumlerche. Da hört man oft ganze Strophen, die so lebhaft an die Baumlerche erinnern, daß man für den Augenblick zweifeln möchte, eine Feldlerche über sich zu hören.

Es soll damit den Sängern der Ebene durchaus keine Mannigfaltigkeit und Schönheit des Vortrags abgesprochen werden, denn auch sie hat ihre Virtuosen und Meister. Aber der Vogel ist vielfach das Kind seiner Umgebung, im Gebirgslied spiegelt sich wieder so viel von dem ganzen Charakter der Gebirgssänger überhaupt ab, und umgekehrt im Lied der Ebene der Grundton der Felder, Wiesen und kleinen Remisen, daß ein

Unterschied für das feine Ohr nicht zu verkennen ist. Der Leser darf hier natürlich den Unterschied nur im großen Ganzen nehmen. Thut er dies, so wird er zugeben müssen, vorausgesetzt, daß er die Charakteristik unserer Sänger überhaupt genau kennt, in der Ebene walte im Lerchengesang als Grundton das Schwirren bei weitem mehr vor, als im Gebirge, wo Flöten- und Glockentöne denselben verschönern. Je reicher nun die Lerche mit klangvollen Partien ihr Lied ausschmückt, je geschickter sie gewisse Reminiscenzen mit demselben verwebt, je interessanter ihre Wendungen und ihre Formenbildungen sind, desto höher steht ihr Werth. Sie tritt in einzelnen Vertretern als ein so hervorragender Sänger auf, daß von einer Monotonie, die gewöhnlich dem Lerchengesang zum Vorwurf gemacht wird, nicht mehr die Rede sein kann. Hunderte von Lerchen hört man übrigens, ehe man einen Meister der Art entdeckt. Auswahl ist also hier mehr, denn sonst, geboten. Diese kann aber nur geschehen, wenn das Ohr stunden-, ja tagelang prüft. Zur Zeit aber, wo die Lerche ihre volle Stimme gebraucht und den ganzen Werth ihres Vortrags offenbart, fällt der Fang nicht leicht. Ein mit Leimruthen an den Flügeln versehenes Männchen ist oft das einzige Mittel, den gewünschten Sänger zum Kampf herauszufordern und ihn zu berücken. Leichter zum Ziel kommt der Vogelsteller beim Neste mit Jungen durch das Schlaggarn oder durch Pferdehaare, welche in die im Gras oder Getreide sichtbaren Gänge der alten Vögel gelegt werden. Von so spät gefangenen Lerchen hat man übrigens in demselben Jahre keinen Gesang mehr zu erwarten, es sei denn ein leises Gezwitscher nach der Mauser an sonnigen Herbsttagen.

Die meisten Wildfänge bleiben lange Zeit scheu. Erst in den Wintermonaten werden sie vertraulicher, wenn ihr Pfleger es versteht, mit Geduld und Ruhe sie an seinen Anblick zu gewöhnen und durch Mehlwürmer an sich zu locken. Fremde, besonders auffallende Erscheinungen können eine große Bestürzung, ängstliches Hin- und Herrennen, Emporflattern und Anschlagen des Vogels an das Gitter oder die Säulen des Käfigs veranlassen. Hunde und Katzen bringen manche Lerche in wahre Verzweifelung. Der Schreck schnellt sie jäh empor, dann drückt sie sich, wie draußen hinter eine Scholle, am Boden des Käfigs an, hart und schnell klopft ihr Herz, und im Blick verräth sich unbeschreibliche Angst. Da, wo sie diese Thiere oft oder gar täglich sieht, werden sie ihr gleichgültig, kommt aber ein fremder

Hund herein, so lugt sie am Drahtgitter neugierig und wohl auch für ihre Sicherheit besorgt, sträubt die Holle, geht hoch aufgerichtet im Käfig auf und ab und verräth ihre Erregung durch ihr ganzes Betragen. Eben so erregt erscheint sie, wenn ihr Pfleger den Mehlwurm von ferne ihr zeigt: da kann sie wahrhaft außer sich kommen. Ueberhaupt ist diese Lerche voller Leidenschaft. Die aufgezogene, recht zahme kräht und schreit ihrem Pfleger häßlich entgegen, beißt heftig den dargebotenen Finger oder kühlt ihre Leidenschaft durch Hämmern mit dem Schnabel und Zerren an dem Gitter. Außerordentlich beweglich ist die Holle, ihre Stellung verräth den Grad der Bewegung ihres Gemüthes. Bald lüftet sie dieselbe nur kaum merklich, bald etwas höher, bald zur hochaufgerichteten Haube. Im Zorn stehen auch die Federn am übrigen Körper, wie ein aufgeblasener Bolzen. Im Sande purrt und badet sie sich gerne. Ein behagliches Gefühl ist es namentlich den Wildfängen, die Körner über den Rücken und durch die Federn rieseln zu lassen. Je mehr die Lerche hierzu neigt, desto besser ist es für ihre Reinhaltung. An den Füßen darf kein Schmutz geduldet werden. Zum Erbarmen sehen diese oft an solchen Lerchen aus, die in der Stube umherlaufen. An den langen Sporen bleibt Wolle, Garn, Haare und allerlei Gewebe hängen und wickelt sich als hemmender Knäuel um die Füße, daß diese krank werden oder sich verrenken. Ob die Stube auch noch so reinlich gehalten werden mag, die Lerche darf nicht in ihr umherlaufen, sie muß im Käfig bleiben.

Sehr liebt die Feldlerche einen beharrlichen Standort ihres Käfigs, deshalb wechsele man denselben nicht, mit Ausnahme des Frühjahres, wo er vor das Fenster versetzt wird. Wesentlichen Vortheil bringt die Ruhe. Anmuthige Scenen gibt es dann im Käfig der immer zutraulicher werdenden Lerche. Im Gefühle ihres Wohlbehagens spielt sie zuweilen mit sich selbst, wie ein glückliches Kind, das vor sich hinplaudert, eilt wie besessen auf und ab, schwingt die Flügel, öffnet den Schnabel und lockt und piept. Lange liegt sie aber auch im Sande und singt leise. Leise hebt ihr Lied mit dem beginnenden Jahre an oder auch erst im April, und es kommt ein eigenthümlich sommerliches Gefühl über den gemüthvollen Hörer mitten im Winterstübchen, wenn diese Töne an den blauen Himmel und die wogende Saat ihn erinnern. Später wird der Gesang für die Nähe dadurch unangenehm, daß der Tonansatz etwas rauhe Begleitung hat, die nur durch die Ferne schwindet. Bei manchen Lerchen ist es ein förmliches Schrillen,

welches dem Ohre wehe thut. Die frühe beginnenden Lerchen beenden ihren Gesang meist schon im Nachsommer, während die später anfangenden gewöhnlich bis tief in den September hinein singen und dann in die Mauser kommen. Veränderungen treten durch Einfluß der Witterung, vorzüglich aber auch durch das Alter des Vogels ein. Auch hier zeigt sich wieder, wie die lange Jahre in der Gefangenschaft lebenden Singvögel ihre Singzeit sowohl auszudehnen, als auch ihren Fleiß im Vortrag zu mehren geneigt sind — ein Beweis, daß ein Heimisch- und Glücklichfühlen des Vogels einen starken Beweggrund zum Gesange bildet.

Außerordentlich dankbar ist mitunter das Aufziehen junger Lerchen oder auch das Einfangen flügger, dem Neste entlaufener, die bereis allein fressen. Halbflügge Junge werden unschwer mit Semmel und Milch und einer Beigabe von frischen Ameisenpuppen durchgebracht, vorausgesetzt, daß die Regeln streng befolgt werden, welche beim Aufziehen junger Vögel überhaupt gelten. Die aufgezogene oder in ihrer Jugend gefangene Lerche besitzt die Gabe der Nachahmung in hohem Grade. Von fast allen sie umgebenden Stubenvögeln eignet sie sich das Eine oder Andere an. Uebrigens ist hierzu die eine Lerche mehr als die andere befähigt. Staunenswerthe Leistungen haben wir an zwei Exemplaren erlebt. Vor vielen Jahren stehen wir Morgens in einem Städtchen, das wir auf einer Reise berührten, am Fenster und finden Gelegenheit, den Reichthum der Sänger des in der Nähe gelegenen parkähnlichen Gartens zu bewundern. Es war Anfangs Juli, und wir freuten uns, noch einzelne Strophen der Nachtigall zu hören. Wir nahmen den lauten Ueberschlag des Schwarzkopfs wahr, den vollendeten Gesang des Zaunkönigs, das Rollen der Grasmücke; der Stieglitz, der Bluthänfling und der Edelfink sangen einen Theil ihres Liedes, es zankten und lockten die Meisen, es zirpten die Sperlinge, und der Wendehals rief, als ob es eben erst Frühling werden wollte. Unsere Bewunderung für den Urheber der Gesänge war, als wir erfuhren, daß in der Nähe eine Lerche im Käfig singe, so groß, daß wir dem Besitzer keine Ruhe ließen, bis er sie uns verkaufte. Wir brachten sie unserem Vater als rara avis mit, gaben ihr einen geräumigen Käfig, dasselbe Futter, welches sie bisher erhalten hatte, und warteten acht volle Tage auf ihren Gesang. Vergeblich! Die Lerche schwieg, schwieg den ganzen Winter hindurch, schwieg sogar im Frühjahre und starb. Offenbar that ihr die Veränderung wehe, ob sie gleich vorher in einem kleinen, elenden,

von Schmutz angehäuften Käfig steckte. Was thut nicht alles die liebe Gewohnheit!

Eine zweite aufgezogene Lerche, die Vorzügliches leistete, erhielten wir von einem Dorfe. Sie trug nicht nur viele Vogelgesänge vor, sondern ahmte auch Töne der Hühner, Enten und selbst vierfüßiger Thiere nach.

Auch die Wildfänge nehmen nicht selten Fremdartiges in der Gefangenschaft an und vermengen es mit ihrem ursprünglichen Gesange. Dies geschieht aber mehr in den späteren, als in früheren Jahren ihres Gefangenlebens. Am schönsten singen immer reinerhaltene Wildfänge, die mit Sorgfalt ausgewählt werden.

Die Baumlerche. (Alauda arborea.)

Es war im April des Jahres 1865, als durch hohen Schneefall die Baumlerchen in der Gegend Alsfeld's in eine sehr beklagenswerthe Lage versetzt wurden. Ueberall, auf den Wegen nach den umliegenden Ortschaften, in diesen selbst und sogar auf den Straßen der Stadt hörten wir über uns die lieblichen Locktöne umherirrender Trüppchen dieser edlen Sänger. Sie sahen sich in hoher Luft nach entblößten Stellen um, und da diese nur auf Miststätten der Ortschaften zu entdecken waren, so ließen sich manche geradezu innerhalb des bewegten Treibens nieder. Viele wurden bald so elend, daß zu befürchten war, sie würden alle nach einander sterben müssen, und es werde unsere an Lerchen so reiche Gebirgsgegend an diesen liebenswürdigen Bewohnern nun gänzlich verarmen. Fütterungsplätze wurden zwar von manchem mitleidigen Freunde der Vögel eingerichtet, aber theils streute man für die Baumlerchen nicht geeignetes Futter aus, theils zeigte man sich in der Anlage solcher Plätze höchst unpraktisch. Da fanden auf der außerhalb der Stadt liegenden Besitzung eines Bierbrauers die hungernden Thierchen genügende Nahrung. Eine Wiese, welche rings von Hecken eingefriedigt war, wurde großentheils vom Schnee entblößt, und was von Malzabfällen nur entbehrt werden konnte, streute die rettende Hand aus. Massenweise ließen sich Sperlinge, Goldammern, Finken, Feldlerchen und auch Baumlerchen auf dem Futterplatz nieder. Letztere kamen in kleinen Trüppchen an und flogen oft aus bedeutender Höhe in bogenförmigen Ab-

sätzen herab, sich gegenseitig durch den öfters wiederholten Lockton führend und lenkend. Die auf dem Boden sitzenden und laufenden Lerchen lockten und antworteten den in der Luft vorüberziehenden, und so ward bald den Baumlerchen weit und breit die Wiese an der Brauerei das Ziel ihrer täglichen Wanderungen. Doch traten mancherlei Uebelstände auf. Es fiel neuer Schnee, der das Futter begrub und neue Bemühungen nöthig machte, es kamen die auf dem Zuge befindlichen Raubvögel und stießen auf die bunte Vogelschaar, fast niemals ohne Beute davon fliegend. Wir sahen uns also veranlaßt, möglichst viele Baumlerchen zu fangen, um sie bei eintretendem mildem Wetter wieder fliegen zu lassen. Eine große Menge erhielten wir denn auch nach und nach mittels Leimruthen und gaben die edlen Sänger später der Haide und den Wäldern wieder. Einige muntere recht kräftig gebaute Männchen wurden zurückbehalten. Allen banden wir sorgfältig die Flügel, mit Ausnahme der wenigen, die wir in Käfigen unterbringen konnten, und ließen sie im Zimmer umherlaufen. Sobald sie darin losgelassen waren, sträubten sie ihre Scheitelfedern, liefen stolz aufgerichtet einher und begleiteten eine gewisse kokett aussehende Schwenkung des Hintertheils mit dem melodisch klingenden Lockton. Sie nahmen allerlei Sämereien, geschälten Hafer, Semmelkrumen, vorzüglich gern aber gedörrte Ameisenpuppen an. So fütterten wir 20 bis 30 Stück, ergötzten uns an ihrem liebenswürdigen Benehmen und stellten unsere Beobachtungen an ihnen an. Wenn durch ein offenstehendes Fenster der Lockton vorüberziehender Brüder hereindrang, so konnte man die plötzliche Erregung der lebhafteren Männchen in der Stube wahrnehmen, und der antwortenden Lockstrophe wurde dann gewöhnlich noch eine aus hastig ausgestoßenen wenigen Tönen bestehende zweite Strophe angehängt. Die wenigen Weibchen, welche sich unter ihnen befanden, hielten sich still, und erinnerten durch ihre krummrückige Haltung während der Aufnahme des Futters nicht wenig an unsere Wachtel, während die Haltung der Männchen edler, gestreckter und aufrechter erschien. Sie zeichneten sich auch mit Ausnahme einiger sogenannten verkommener Exemplare durch ihre hervorragende Größe vor den Weibchen aus. Verträglich lebten sämmtliche Baumlerchen in der Stube sowohl wie in den Käfigen, und alle befanden sich unter der gegenwärtigen Pflege und Wartung bis zu ihrer schon nach 8 Tagen erfolgenden Freilassung sehr wohl. Die Folge unseres Verfahrens war die, daß

unsere Berge den Sommer über trotz der vielen den strengen Witterungseinflüssen draußen erlegenen Baumlerchen vom Liede dieser Sänger herrlich belebt wurden.

Wir behielten für uns drei auserlesene Männchen, von denen wir das Beste erwarten zu dürfen glaubten. Eines derselben, ein sehr gedrungen gestaltetes mit auffallend dickem Kopf und breiter Schnabelwurzel und von entschieden dunklerer Färbung, als die anderen, gaben wir auf dringende Bitten jedoch wieder weg. Unsere beiden Männchen erhielten 0,75 Meter lange Käfige mit daran grenzenden Häuschen für die Näpfe, ohne Sitzstangen und Bretterwand. Den einen Käfig brachten wir an einem sicheren Orte vor dem Fenster, den andern nahe am Fenster im Zimmer an. Das Futter, welches wir ihnen reichten und das ihnen vollkommen gut bekam, war das für die Nachtigall beschriebene, bekannte Winterfutter. Am frühen Morgen lockten die Thierchen immer sehr viel, vorzüglich dann, wenn die Strahlen der Sonne in den Käfig fielen. Sie liefen dicht am Gitter her, blickten gerne nach dem sonnigen Himmel und setzten sich schließlich in den Sonnenschein, purrten im Sande oder sonnten sich in behaglicher Ruhe. Sie hielten ihre Lieblingsplätzchen mit großer Vorliebe inne. Es vergingen mehrere Wochen, ohne daß wir etwas von ihrem Gesang gehört hatten. Da ward uns gemeldet, daß die verschenkte Baumlerche bisher von ihrem Besitzer sehr nachlässig behandelt worden sei. Wir überzeugten uns sofort selbst von dem Thatbestand und fanden sie in einem kleinen Käfig im Hofe ihres Besitzers als Genossin einer Ackerlerche furchtbar verwahrlost. Haufen von Schmutz, ungeeignetes Futter, nasser Boden, schwere Klumpen von erhärtetem Koth und Sand an den Zehen — das waren die untrüglichen Zeugen einer barbarischen Verpflegung. Schon eine Viertelstunde darauf lief das Thierchen, von allen Hindernissen und nachtheiligen Umständen erlöst, bei uns in einem andern Käfige munter auf und nieder. Es war uns erzählt worden, daß ungeachtet der Mißhandlung diese Baumlerche fast den ganzen Tag über gesungen habe. Schon am nächsten Morgen fanden wir die Wahrheit der Aussage bestätigt; denn der Vogel sang, wenn auch leise, doch herrlich und ziemlich anhaltend. Wir hatten den Käfig vor das Fenster in die Nähe der anderen in unserem Besitz befindlichen Baumlerchen gehängt. Der Mai brachte frische Ameisenpuppen in Menge. Nur mit diesen und selten hingestreutem Samen fütterten wir nun unsere drei Baumlerchen. Nicht

lange, so sangen auch die seither stumm gewesenen leise, vorzugsweise aber nur Morgens früh und Nachmittags von vier Uhr an. Keine der beiden hatte aber auch nur annähernd solchen Klang der Töne, solchen Ausdruck im Vortrag, solche Abwechslung und interessante Wendungen und Stellen, solche Erinnerungen an andere Vogelgesänge, die jedoch vollständig im Unklaren ließen, ob sie wirkliche Nachahmungen oder Eigenthümlichkeiten des Baumlerchengesanges wären, als die neu hinzugekommene.

Wir überzeugten uns aber bald, daß der beste Stand des Käfigs in der Stube unmittelbar vor den Fensterscheiben war. Wir kehrten also das vordere Gitter den Scheiben zu und öffneten nur den einen oberen Fensterflügel. Von dem Tage an, wo dies geschah, sang die vortreffliche Lerche zu gewisser Zeit, wo sie durch etwas Lärm ermuntert war, herrlich laut, während die beiden andern bei demselben Verfahren, obgleich fleißiger als vorher, doch niemals laut sich hören ließen. Weniger durch diesen Umstand veranlaßt, als vielmehr wegen ihres wenig fesselnden, einförmigen Vortrags ließen wir sie fliegen. Unser trefflicher Meister aber unterhielt uns gar manche Stunde des Tags. Nachts hörten wir sie niemals, was mit der Erfahrung im Allgemeinen übereinstimmt, daß die Baumlerche erst im zweiten Sommer ihres Gefangenlebens zum Nachtschläger wird. So oft wir den Käfig an einem Platz anbrachten, von dem aus das Himmelslicht nicht in denselben unmittelbar hereinleuchtete, schwieg die Lerche hartnäckig und zeigte viel Unruhe. Kaum aber hatten wir sie nach mehrtägiger Probe an der Wand im Innern der Stube an das Fenster zurückversetzt, so vernahmen wir wieder ihre süße Stimme. Freudig rannte das neubelebte Vögelchen hin und her, hielt inne, blickte mit schief gehaltenen Köpfchen nach dem Himmel, lockte, rannte wieder hin und her und trieb so das kindisch aussehende Spiel eine Zeit lang fort. Im Nachsommer überstand sie die Mauser sehr leicht, erhielt ein sehr volles, gesundes Gefieder, fing nach derselben oder vielmehr noch während derselben wieder leise an zu singen und – wurde zu unserem Leidwesen von einer fremden Katze, die sich eingeschlichen hatte, geraubt.

Es dauert ziemlich lange, bis die Baumlerche ganz zahm wird. An das täglich sich wiederholende Treiben unter ihrem Käfig gewöhnt sie sich zwar bald und läßt sich dadurch auch wenig im Singen stören, aber den dicht an sie herantretenden Menschen fürchtet sie noch lange Zeit. Hart flattert sie an die Leinwanddecke ihres Käfigs an und stürzt wild und scheu

von einer Ecke zur andern oder verkriecht sich im Napfgehäuse. Die schwer zähmbaren Gefangenen müssen aus diesem Grunde an einem der Flügel beschnitten werden. Auch sind Vorkehrungen an den Napfgehäusen derart zu treffen, daß die Lerche nicht auf das Futter treten kann, weil sonst der Fuß beschmutzt und der Freßnapf verunreinigt wird. Eine Oeffnung, durch welche die Lerche bis an die Brust bequem eindringen und so mit Leichtigkeit an das Futter gelangen kann, genügt. Dadurch erhält man sie gar nett und säuberlich, zumal wenn ihr während der Woche mindestens zwei bis dreimal frischer, etwas angefeuchteter Sand gegeben wird. Reinlichkeit ist eine Grundbedingung ihrer Gesundheit und ihres Wohlbehagens, wovon ja auch das fleißige Singen abhängt. Sollte sich an einer Zehe ein Knöllchen Schmutz ansetzen, so muß es sofort in lauem Wasser gelöst werden. Streng zu bewachen sind alle Fugen und Ritzen des Käfigs, um keine Läuse aufkommen zu lassen, nicht weniger der Vogel selbst. Ungeziefer ist überhaupt mehr zu verhüten, als durch besondere künstliche Mittel zu entfernen. Da, wo dieses überhand nimmt, hat man Nachlässigkeit in der Pflege oder falsche Behandlung, in vielen Fällen auch als Ursache Kränkeln des Vogels zu vermuthen, wiewohl letzteres auch Folge der Schmarotzerplage sein kann. Während der Mauser, die im ersten Jahre von der Baumlerche oft schwer überstanden wird, ist doppelt gute Pflege erforderlich. Frische Ameisenpuppen sind auch für sie das förderndste Mittel. Diejenigen, welche in der Stube einzelne große Federn der Flügel und des Schwanzes nicht verlieren wollen, werden zuweilen in frischer Luft vor dem Fenster dazu gebracht, wo nicht, sind sie der Operation des gewaltsamen, aber vorsichtigen Ausziehens der zu festsitzenden alten Federn zu unterwerfen. Nach vollendetem Federwechsel gewährt man zur Belustigung und zur Stärkung ihrer Gesundheit dieser Lerche jeden Tag den Genuß der frischen Luft und der Herbstsonnenstrahlen, in denen sie sich außerordentlich gerne förmlich badet. Im Winter bedarf sie keiner besonderen Wärme, aber ein greller Wechsel der Temperatur ist ihr wie den Stubenvögeln im Allgemeinen nicht zuträglich. Im erwärmten Zimmer ist es ihr immer am behaglichsten. Hier wird sie in der Gesellschaft von Menschen auch nach und nach recht zahm, so daß sie den hingehaltenen Mehlwurm abnimmt und neugierig ihren Pfleger betrachtet, wenn er sich dem Mehlwurmtopfe nähert, um ihr einen zweiten Leckerbissen zu holen. Ihre anmuthigen Bewegungen, ihre

zierlichen Schritte, ihr lebhaftes Gebahren, sobald irgend ein Umstand sie erregt, dies alles macht sie, abgesehen von ihrer Bedeutung als Sängerin, außerordentlich beliebt. Im ersten Winter beginnen die meisten Baumlerchen gegen Ende des Kalenderjahres oder im ersten Monat des neuen, also im Januar, mit dem Gesang. Im Februar werden von guten Sängern zuweilen schon einzelne Töne ziemlich laut vorgetragen. Immer mehr steigt der Gesang zum ausgeprägteren Liede, und wenn Ende April oder Anfangs Mai der Käfig Tags und Nachts vor oder drinnen in der Stube unmittelbar an dem Fenster hängt, so tönt die silberreine Stimme des Vogels schlagartig und lange in einem fort. Viele singen dann auch Nachts, obgleich weniger, als in den späteren Jahren ihrer Gefangenschaft. Auch wird der Gesang nicht von der Mauser unterbrochen, sondern währt, freilich gedämpft und auch sonst in gewisser Beziehung beeinträchtigt, bis in den October, während er in den folgenden Jahren schon im August oder Ende Juli's verstummt und im Februar oder März erst beginnt. Alljährlich verschönert die Baumlerche durch lauteren Vortrag und ihre größere Neigung, Nachts zu singen, ihr Lied. Eine wahre Wonne ist es dann, ihr in stiller, mondheller Nacht zuzuhören. Man glaubt sich hinauf in die Einsamkeit der Bergeshalde oder auf die Haide versetzt. Gute Sänger bekunden neben dem Silberklang ihrer Stimme einen zauberhaften Schmelz, ein wunderbares Anschwellen- und wieder Sinkenlassen der Töne und eine im Vergleich zu mittelmäßigen Exemplaren reiche Abwechslung der Strophen. Was den Gesang dieser Lerche aber überhaupt vor vielen gerühmten andern Vogelgesängen auszeichnet, das ist das Klangreiche und doch Sanfte, das weithin Flötende und doch in der Nähe immer Erträgliche und Angenehme, das ist die Fülle, Reinheit und Weichheit in einschmeichelnder Harmonie.

Sehr dankbar ist es, die Baumlerche als Nestling zu nehmen und aufzuziehen. Dies geschieht entweder mit frischen Ameisenpuppen allein oder mit diesen und einer geringen Beimischung von Semmel und Milch. Sie besitzt die Eigenschaft des Nachahmens in hohem Grade. Nicht blos, daß sie Stückchen nachzupfeifen fähig wäre, eignet sie sich auch ganze Strophen und Gesänge der sie umgebenden Vögel an. Namentlich sind es die flötenartigen Weisen, welche sie herrlich wiedergibt, z. B. das Lied der Amsel, die tiefenden Strophen der Nachtigall, den Ueberschlag des Mönchs. Streng abgeschieden mit einer guten und fleißigen Nachtigall, wird die junge Baumlerche

unter günstigen Umständen eine staunenswerthe Meisterin. Da sie aber auch in späteren Jahren noch zur Nachahmung hinneigt, so muß man sie, um ihren Schlag rein zu erhalten, fortwährend von den übrigen Stubenvögeln fern halten.

Die Haubenlerche. (Alauda cristata.)

Dieser Sänger ist mit einem ganz vortrefflichen Gedächtniß begabt, welches ihn in den Stand setzt, einen wahrhaft reichen Schatz der Gelehrsamkeit während der Lehrzeit sich anzueignen. Einzelne Exemplare lernen gleichsam spielend mehrere Melodien pfeifen, wenn dieselben nicht zu umfangreich und complicirt sind. Jedoch ist es nöthig, daß ihnen diese Liedchen stets in derselben Reihenfolge vorgepfiffen werden. Die sanft flötende Stimme der Haubenlerche begünstigt sie im Vortrag des Erlernten ungemein. Doch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Begabung unter den aufgezogenen Haubenlerchen eine eben so verschiedene ist, wie unter den Wildfängen. Im Allgemeinen macht sich die Neigung geltend, einzelne Liederpartien oder Liederstellen zu überspringen und in dem Bereich des Gehörten nach Belieben umherzuirren. So setzt sich allmälig die Gewohnheit fest, an gewissen Stellen innezuhalten und eine andere Strophe zu beginnen. Es kann dieser Mangel Folge fehlerhafter Unterrichtung sein, wie dies bei der Behandlung der Schwarzamsel und des Dompfaffen zu lesen ist, allein der beste und consequenteste Lehrer bringt es nicht dahin, die solche entschiedene Neigung zeigenden Haubenlerchen zum regelrechten Durchpfeifen der Lieder zu gewöhnen. Deshalb hüte man sich bei Entdeckung derartiger Mängel vor Ueberfüllung des Gedächtnisses seiner Schüler. Ueberhaupt halte man das unter allen Umständen als Regel fest, lieber ein Lied vollkommen fehlerfrei den Vogel zu lehren, als durch ein zweites die künftige Meisterschaft in Frage zu stellen. Man begnüge sich bei zweifelhafter Befähigung des Vogels mit einem Liede einfür allemal. Hat man jedoch eine sehr talentvolle Haubenlerche im Auditorium, so pfeife man nur getrost mehrere Lieder hinter einander her: sie werden mit Andacht gleichsam verschlungen und prägen sich tief in das Gedächtniß ein, welches nur durch die Mauser allezeit etwas beeinträchtigt wird und darum durch Wiederholung des Lehrcursus aufgefrischt werden muß. Mehr als Staar und Amsel sind die Haubenlerchen geneigt und

befähigt, noch in späterer Zeit neue Weisen zu lernen. Darum kann bei ihnen in der Lehre mehr successive verfahren werden, wie bei jenen, auf welche das Sprüchwort in höherem Grade Anwendung findet: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr." Dagegen ist kein anderer Vogel während der Lehre so streng zu isoliren, wie die Haubenlerche; denn ehe man es vermuthet, ahmt sie die Töne der sie umgebenden Vögel nach, ja sie neigt sogar in hohem Grade hin, auch auffallende Laute vierfüßiger Haus- und Hofgenossen wiederzugeben. Durch derartige Aneignungen werden natürlich die ernsteren Studien empfindlich benachtheiligt.

Will man die Haubenlerche zu einem wahren Spottvogel heranbilden, so versetze man sie unter die Menge der singenden und schlagenden Vogelarten, jedoch immer in solcher Entfernung von ihnen, daß die Ansteckung durch Ungeziefer, welches diese Lerche trotz der reinhaltenden Sorgfalt ihres Pflegers gewöhnlich plagt, nicht stattfinden kann. Wir empfehlen zu diesem Zweck Haubenlerchen, welche im Spätsommer gefangen wurden, als sie schon allein fressen konnten. Sie sind es vorzugsweise, welche vieles Fremdartige in ihren wilden Gesang aufnehmen und dadurch ungemein unterhalten. Dieselbe Beobachtung haben wir an gefangenen ausgeflogenen Feldlerchen in der Folge gemacht. Liebenswürdig und eine werthvolle Sängerin ist aber auch die Haubenlerche als Wildfang im Käfig. Nur schade, daß sie von Ungeziefer allzu sehr bedroht wird. Große Reinlichkeit muß für ihren Versorger die strengste Regel sein. Eine treffliche Vorkehrung fanden wir stets durch sehr geräumigen, luftigen Käfig und hellen Standort desselben. Wir möchten überhaupt für die Lerchen Käfige von bedeutender Länge und Breite empfehlen. Namentlich bedarf die Haubenlerche des weiten Raumes, weil sie während des Gesanges die Flügel ausbreitet und förmlich tanzt. Täglich oder zweitäglich reinige man den Schieber und gebe man frischen, etwas befeuchteten Sand. Etwaige Knollenansätze an den Zehen werden mit lauem Wasser erweicht und vorsichtig mit der Hand entfernt. Das Futter ist das der Haidelerche. Auch ihr bekommt neben Ameisenpuppen eine zeitweise Gabe von Hirse sehr gut. Sehr bald wird auch der Wildfang zahm, lernt seinen Pfleger kennen, belohnt ihn mit fleißigem Singen und überrascht ihn von Zeit zu Zeit mit neuen Rufen und Strophen, die er anderen Vögeln abgelauscht hat. Der wilde, ursprüngliche Gesang steht dem der Haidelerche näher, als dem Feldlerchengesang, wiewohl die

Eigenartigkeit doch wieder wohl unterschieden ist. Gute Sänger haben in ihrem Liede eine reiche Abwechslung. Gerade das sanft Flötende macht dem Vogel zum wohlgelittenen Stubengenossen; denn niemals wird sein Gesang für das Zimmer zu laut. Wir möchten diese Lerche zu den sinnigen Sängern rechnen. Gewöhnlich beginnt der Gesang im Januar und endet mit dem Juli, worauf sehr bald die 5—6 Wochen dauernde Mauser eintritt.

Der Fang fällt nicht schwer. Außer bei den Jungen, berückt man sie mit Leimruthen auf Wegen, wo Pferdemist oder verschüttetes Getreide liegt. Im Winter laufen sie auf den Straßen und Chausseen umher, und wenn Schnee liegt, kann man sie an ihren Lieblingsplätzen sehr leicht ködern. Die Männchen unterscheiden sich untrüglich von den Weibchen durch ihre bedeutendere Größe.

Der Dompfaffe oder Blutfink. (Pyrrhula vulgaris.)

Mit großem Unrecht hat man den so gelehrigen und liebenswürdigen Vogel „Gimpel" getauft. Er ist auch in der Freiheit nicht sonderlich scheu, ja zu mancher Zeit zutraulich, aber dumm gewiß nicht. Das beweist so manches Dompfaffenpaar in der Brutzeit nur zu deutlich, wenn der nach dem ersehnten Gehecke in voreiligem Eifer Busch für Busch durchsuchende lüsterne Blutfinkenzüchter, getäuscht in seiner Hoffnung, für Stunden abziehen und sich auf vorsichtigeres Beobachten der Alten legen muß, um das oft über Mannshöhe in Büschen und sogar auf Bäumen am Stamme oder überhängenden Aesten verborgen angebrachte Nest zu entdecken. In der Regel deckt es ein Fichten-, Tannen- oder Wachholderbusch und verräth sich, wenn die Büsche einzeln auf einer Wüstung oder einem jungen Holzschlage stehen, geübten Blicken leicht; in jungen gleichmäßigen Buchenhegen findet man es schon schwieriger und gewöhnlich hoch in Mannshöhe und darüber gebaut. Diesen Nestern wird in manchen Gebirgsgegenden unseres Vaterlandes, so z. B. im Vogelsberge, in einer wahrhaft handwerksmäßigen Weise nachgestellt. In diesem Gebirge haben sich viele Handwerker und Landleute mit aller Leidenschaft, die nur je Vogelfang und Vogelzucht auf das Gemüth des Volkes auszuüben pflegen, der Erziehung und Lehre des Dompfaffen zugewendet. Von dem Züchter kauft sie der Unterhändler auf und dieser liefert sie an den Haupthändler ab, der sie

in die Städte unseres Vaterlandes, gewöhnlich aber nach England auf den Markt bringt. Am Platze kostet ein gut gelehrter Vogel 3 bis 5 Thaler, in England mindestens das Dreifache. Auf diese Weise wandert eine beträchtliche Anzahl dieser Vögel alljährlich in die Fremde, besonders den Canal hinüber.

Man muß, wie wir, Jahre lang mitten unter diesem Gebirgsvolke gelebt haben, um beurtheilen zu können, wie bedeutungsvoll die Blutfinken-Erziehung in das Leben eines Vogelsberger Handwerkers oder Kleinbauers eingreift. Da schleicht Ende Aprils oder Anfangs Mai der Gebirgsbewohner zum Walde, ahmt den wehmüthig klingenden Lockton seines Waldvogels nach, um sich durch die aus Büschen und Bäumen ertönende Antwort von dessen Anwesenheit zu überzeugen. Ein neues Leben zuckt durch seine Glieder, sobald er den Ruf des Vogels vernimmt, und wie ein Kobold fährt er zur Erde in's deckende Gesträuch. Da hockt der Waldbruder im Versteck an einer jungen Nadelholz- oder Buchendickung und späht und horcht mit den Indianersinnen nach allen Seiten hin, beobachtet genau die Flugrichtung der Paare, bis er zum Ziele gelangt. Hier hat er endlich das vorsichtige dunkle Weibchen, begleitet von dem rothglühenden Männchen, entdeckt, wie jenes mit Reisern im Schnabel auf drei und mehr Büschen vorerst fußt, ehe es in den auserkorenen schlüpft, dessen Dunkel es die Grundlage seiner Familienwohnung anvertraut. In solchem Falle schleicht der Entdecker heimlich und unbemerkt von den Paarvögeln, wie er gekommen, fort. Kein Zeichen am Gezweige, wie es der Laie thut verräth dem Concurrenten die aufgefundene Niststätte. Auch wenn diese in noch so gleichmäßigem Dickichte verborgen, der sichere Compaß der Sinne des Waldbewohners weiß sie wieder zu finden. Dort wieder erspäht er mit Geduld und stundenlanger Aufmerksamkeit das zum legenden oder brütenden Weibchen heimlich schlüpfende Männchen, und hat mit lüsternem Auge endlich das Nest mit dem Gelege entdeckt. Ein ersehnter Fund; aber mit der Freude über ihn kreuzt sich zugleich auch die Sorge um die Erspähung des Nestes von anderer Seite: denn gleich dem Finder schleicht ein Dutzend anderer Blutfinkenzüchter in den Gehegen umher; vielleicht ist er schon über seinem Funde von einem dieser entdeckt und sieht die Früchte seiner heutigen Bemühung gefährdet. Vorsichtig nimmt er unter solchem Verdachte das Gelege aus dem Neste. Mit Vorsorglichkeit hat er an abge-

legenen Orten, oft weit von der gegenwärtigen Fundstelle einige Hänflings- oder andere Finkennester aufgesucht, in welchen er das Blutfinken-Gelege zur Ausbrütung vertheilt. Und dennoch ist er auch hierdurch nicht immer sicher seiner Ernte; denn zuweilen erspäht ein Rivale ein und das andere jener Nester und findet mit Kennerblick unter den Nestgelegen die wohlbekannten unterschobenen Dompfaffeneier heraus, die nun eine zweite Wanderung in andere Nester antreten. Oder er weiß nicht den Grad der vorgeschrittenen Reife der Nestgelege, denen er die Dompfaffeneier zugesellt, und diese bleiben dann oft unausgebrütet. Wir selbst mußten im Vogelsberge einigemal zu künstlichen Mitteln greifen, um zu ersten Bruten, um die es sich hauptsächlich handelt, zu gelangen. Mit Erfolg wandten wir die List an, das Nest mit den eben erst ausgeschlüpften Jungen an eine verborgene tiefe Stelle im Gebüsch der Nachbarschaft zu versetzen und täuschten so glücklich die um die Brut mit uns Concurrirenden. Es läßt sich denken, daß bei solch ausgeklügelter Jagd auf die Blutfinkennester die entdeckten oder unterschobenen Gelege, besonders zur Zeit ihrer Zeitigung, von Seiten ihrer Finder einer beständigen Controle unterworfen werden, und daß oft die noch nackten Jungen zur Pflege in die Hütte des Züchters wandern. In der Familie desselben begegnen wir einer wahrhaften Organisation in Bezug auf die Erziehung der Pflegebefohlenen. Vom Vater und der Mutter bis zum achtjährigen Sohne herunter hat Alles nur Augen und Ohren für die jungen Vögelchen. Der Ofen wird erwärmt für die bloßen Thierchen und diese werden mit dem bedeckten Neste in einem Kästchen der Wärme übergeben. Zu einer dem Kropffutter der Alten ähnlichen Aetzung wird Sommerrübsamen klein gekaut und damit werden die Pfleglinge emsig gefüttert. Nichts wird bei diesen von den Hüttenbewohnern versäumt, und wenn der Vater sich auf Tage entfernen mag, die Erziehung der theuren Blutfinken geht ihren geregelten Gang.

Die nächsten Walddistricte des Vogelsbergs sind manchen leidenschaftlichen und habgierigen Vogelzüchtern schon längst nicht mehr sicher und ergiebig genug; sie dehnen ihre Streifzüge aus dem hohen Gebirge in dessen Vorhölzer herunter aus; ja uns sind Züchter aus Grebenhain und Umgegend, sowie aus dem Orte Hermannstein bekannt geworden, welche zuletzt die Wälder der Wetterau aufsuchten, um dort Tage lang nach Dompfaffenbruten umherzuschweifen und mit guter Ausbeute nach Hause zu kehren.

Der junge Dompfaffe wird zur künstlichen Aufzucht am besten aus dem Neste genommen, wenn er anfängt die Kiele zu stoßen. Die erste Brut im Mai ist die vortheilhafteste für die Lehre, weil sie erstens durchschnittlich mehr Männchen als spätere liefert, zum Andern auch erfahrungsmäßig die kräftigsten, begabtesten Lehrlinge enthält, denen überdies die zu erlernende Weise länger vorgepfiffen werden kann. Selbstverständlich bedarf es zur Zeit der ersten Brut noch bedeutender, sorgsamer Nachhülfe bei den Kleinen. Wie wir gesehen, muß die fehlende Mutterwärme anfänglich eine gleichmäßige, gelinde Ofenwärme ersetzen. In lauwarmem Wasser mehrere Stunden eingeweichter Sommerrübsamen (bei kahlen Jungen in der ersten Woche auch Ameisenpuppen) ist das beste und ausschließliche Futter, das den Pfleglingen bis zu ihrer Selbstständigkeit in Federkielen, deren muldenförmige Spitze von scharfen Kanten befreit wird, oder auf löffelförmig geschnitzten Hölzchen anfänglich in Zwischenräumen von einer Viertelstunde, später bei der Befiederung jede halbe oder ganze Stunde gereicht wird. Sorgfältiges Reinhalten des Nestes der Jungen von deren Losung und Futterabfällen muß Regel sein. Zerfällt das Nest vorzeitig, so ersetzt man es mit einem anderen Finkennneste, damit die Thierchen immer warm sitzen. Die Männchen unterscheiden sich von den Weibchen für den Geübten untrüglich von dem Zeitpunkte an, wo ihnen die Schwungfedern herauszuwachsen beginnen und die unterste Deckfedernreihe der Flügel sich verändert. Diese Ränder zeigen bei den Männchen weiße Spitzen, während die der Weibchen einen trüb rothgelben Anflug besitzen. Wer sich auf dies Zeichen nicht verlassen will, der kann sich eines auch für den Ungeübtesten empfehlenswerthen Mittels bedienen, den Pfleglingen bald nach ihrem Flüggewerden an einigen Stellen der Brust Federn auszurupfen, um bei den in einigen Wochen nachfolgenden neuen Kielen das Geschlecht unterscheiden zu können, indem bei den Männchen rothe, bei den Weibchen dunkelgraue Fähnchen erscheinen. Da bei Bruten aber auch zuweilen ganz schwarze Individuen vorkommen, so erkennt man die Männchen dieser Abart vor den Weibchen an den nachstoßenden dunkleren, schwarzen Fähnchen. Man pflegt nur Männchen der Lehre zu unterziehen, weil die Weibchen erfahrungsmäßig nichts lernen oder Stümper bleiben. Viele Dompfaffenzüchter pfeifen schon während der Aetzungszeit den Jungen das erwählte Lied vor. Ein Schullehrer im Vogelsberg that dies grundsätzlich, und wir müssen gestehen,

daß bisweilen schon frühzeitig im Sommer eine Anzahl vollkommen fertiger Vögel aus seiner Dompfaffenschule hervorgingen; — vielleicht deren mehr, als tüchtige Knaben aus seiner Kinderschule. Wir ließen unsere Zöglinge erst so weit heranwachsen, bis sie allein fressen konnten, und begannen dann erst mit dem Unterricht, weil wir wahrnahmen, daß der Vogel, so lange er noch geätzt wird, der Ernährung seine ganze Aufmerksamkeit zuwendet, der selbstständig gewordene Vogel aber verständig und theilnehmend aufhorcht. Sobald also dieser Zeitpunkt gekommen ist, entfernt man den Zögling von seinen Geschwistern, gibt ihm einen Finkenkäfig inne und bringt diesen an einen dämmerigen Ort in einer abgeschiedenen Kammer, in welcher der Vogel weder von Außenerscheinungen, noch von besonderem Lärm und Tönen gestört und zerstreut werden kann. Man wählt nun zum Einlernen eine kurze, leichtfaßliche Weise, gewöhnlich ein volksthümliches Lied, dessen Tonlage weder zu tief noch zu hoch geht. Stets mit dem besten Erfolge haben wir uns zu diesem Zwecke der kleineren Lieder unseres Vaters, Peter Müller, aus seiner „Anleitung zum Gesangunterricht für Lehrer an Volksschulen" bedient, und wie fortwährend bei der Jugend und dem Volke, so lebten zu Zeiten auch in den kleinen Kehlen unserer Zöglinge jene beliebten, weit verbreiteten Weisen fort.

Die beste Vortragsweise bleibt immer das Vorpfeifen, weil dies unmittelbar vom Lehrmeister selbst ausgeht und darum vom Vogel am liebsten und leichtesten aufgenommen wird. Die Art und Weise des Vorpfeifens ist schon bei der Lehre der Amsel näher erörtert worden. Es sind hier nur noch einige Fingerzeige für den Unterricht des Dompfaffen nöthig. Empfehlenswerth ist, wenn man dem musikalischen Vortrage immer eine anregende Vorbereitung, eine Aufmunterung in Worten und Geberden vorangehen läßt. Es ist dies der einzige Weg, den Vogel an den Vortrag nach Commando zu gewöhnen. Man lasse, wie überhaupt bei der Abrichtung von Thieren, so auch hier den Grundsatz herrschen, den wir in die Worte fassen möchten: belehre durch Belebung. Der Lehrer naht sich zu dem Ende gemach dem Käfige etwa unter den Worten: „Hübsch, mein Männchen! Acht, schön Hanschen!" neigt sich vor ihm in Bücklingen, die ein begabter Zögling später sehr artig ablernt, auch unter einem anregenden Zungenschnalzen und etwa zwei zarten Pfeiftönen, deren erster in einer hohen Lage, der darauf folgende eine Octave tiefer ertlingt. Dem so er-

munterten Vogel wird nun in reinen Noten das gewählte Lied, zur Vermeidung des Anprallens der Töne an die Drahtstäbe etwa zwei Fuß vom Käfige entfernt, in der bereits bei der Amsel erwähnten Weise vorgepfiffen. Vorauszusetzen ist hierbei, daß der Lehrer rein und ausdrucksvoll zu pfeifen versteht und, wenn er die Tonart des Liedes nicht zu treffen vermag, zuvor sich des Anschlags auf einem Klavier oder einer Stimmgabel zur musikalischen Orientirung bedient. Die Gabe des Dompfaffen beschränkt sich im Allgemeinen auf die getreue Wiedergabe des ihm Vorgetragenen, und der Schüler nimmt meist Fehler wie Vorzüge des Vortrages seines Lehrers in seine Nachahmung auf. So bemerkte der eine von uns (A. M.) bei seinem ersten Blutfinken-Unterrichte bald, daß sein Pfeifen durch die Haare des über die Oberlippe reichenden Schnurrbartes beeinträchtigt wurde und half er diesem Mißstande durch ein Beschneiden des Bartes ab. Auch bei trocknen Lippen lasse man das Vorpfeifen; es pfeift sich eben zu jeder Zeit nicht gleich rein, und dem Vortrage des Vogels kann ungleichmäßiges Vorpfeifen schaden. Wer aber des Pfeifens nicht kundig ist, der muß, wenn er aus seinen Lehrlingen Etwas machen will, die Orgel oder die Flöte zu Hülfe nehmen. Anfangs wählt man besonders die Abendstunden, wenn der Zögling noch nicht schläft, aber bereits auf seinem Schlafplatze ruhig zu sitzen pflegt; dann lehrt man zu verschiedenen Stunden und öfters des Tages, doch immer nur dann, wenn man den Vogel zum Lernen aufgelegt findet. Nach unseren langjährigen Erfahrungen erzielt man eine besondere Wirkung nach zwei Richtungen hin dadurch, daß man zuweilen leise an die Stube, worin der Vogel hängt, heranschleicht und vom Gange oder einem Nebengemache aus dem Lehrlinge vorpfeift. Hierdurch wird einestheils eine gesteigerte Aufmerksamkeit bei demselben erweckt, anderntheils bewirkt, daß der Vortrag aus der Entfernung sich reiner und vollkommener anhört. Man vermeide aber in solchen Momenten oder überhaupt unverhofft hereinzutreten, wodurch man das Thier erschrecken kann. Schreck und jähe Ueberraschung müssen beim Dompfaffen ebenso strenge, als Aergerniß durch Neckereien und dergl. vermieden werden; denn der Vogel hat eine sehr empfindliche, reizbare Natur, so daß durch Nichtbeachtung dieser Regeln leicht Fallsucht entsteht. Man glaubt gar nicht, wie oft und schnell durch sanftes, liebevolles Betragen das erwünschte Ziel erreicht wird. Doch machen sich unter den Dompfaffen bedeutende Unter-

schiede in der Auffassungsgabe bemerkbar. Begabte Vögel, die unscheinbar von Gestalt und Haltung sein können, nehmen staunenswerth rasch die vorgepfiffenen Weisen auf; andere, sogar ganze Bruten, ja ganze Jahrgänge bleiben bei sonst gleichmäßiger Lehre Stümper oder stumme Nichtslerner. Uns ist der Fall vorgekommen, daß ein von Natur äußerlich vernachlässigter und darum irrthümlich von uns wenig beachteter Vogel eines Tages uns durch die untadelhafte Wiedergabe zweier Lieder überraschte, welche wir täglich einem besonders schönen und gesunden Exemplare vortrugen. Aus der Ferne hatte der verkannte kleinere Vogel den beiden Weisen gelauscht, sie in seinem geweckten Kopfe aufgenommen, unvermerkt im Stillen einstudirt und schon im Vorsommer überraschend schön wiedergegeben, während sein bevorzugter Bruder erst viel später und bei weitem nicht so vollendet aus der Lehre trat. Die Erziehung des Dompfaffen ist ferner auch häufig von den erfreulichsten Beweisen der Anhänglichkeit an seinen Pfleger begleitet, die Zeugniß ablegt von des Thierchens bildungsfähigem Seelenleben. Wir erzogen einst einen talentvollen Vogel, der uns an den Tritten auf der Treppe erkannte und seiner Freude darüber jedesmal in der Wiedergabe seiner beiden erlernten Lieder Ausdruck verlieh. Einen andern von uns gelehrten Blutfinken übergaben wir unserem Vater. Nach einem ganzen Jahre, in welchem uns das Thierchen nicht gesehen hatte und schon lange Zeit verstummt war, erkannte uns dasselbe in seinem Käfige im Kabinete an unserer Stimme wieder, als wir in die anstoßende Stube traten, und fing in dem Augenblicke sein Trompeterstückchen und das bekannte Lied unseres Vaters: „Hier auf diesen frohen Höhen" zu pfeifen an. Gewiß eine sprechende Thatsache von feinem, rührendem Verständniß eines Thierchens!

Während der Mauser schweigt der Vogel und vergißt nicht selten Theile seines Erlernten. In dieser Zeit muß das Vorpfeifen ganz in der vorigen Weise und mit denselben Stücken wieder beginnen, damit das Erlernte dem Vogel lebhaft in's Gedächtniß gerufen wird. In der Charakteristik des eigensinnigen, launischen Thieres liegt es, daß es manche Menschen nicht leiden mag und nach ihnen den Schnabel zum Beißen öffnet, sie mögen liebkosen und schön thun, wie sie wollen. Ebenso ergeht es Fremden und den Händlern mit Vielen ihres angekauften Vorrathes, wenn sie dieselben zum Vortrag auf Commando bringen wollen. Wird der abgerichtete Vogel früh an fremde Personen gewöhnt, dann verliert er viel von diesen Eigenheiten, die sich

vorzugsweise ausprägen in der Abgeschiedenheit und der ausschließlichen Beschäftigung mit seinem Züchter. Zuweilen hilft bei solchen launischen Vögeln das Mittel der Täuschung, wie es einst in der Nähe von Schlitz von einer Müllerstochter bei einem eigensinnigen Dompfaffen angewandt wurde. Der Vater des Mädchens hatte stets in seiner weißen Müllerstracht den Vogel gelehrt, und er pfiff keinem Andern, als dem Müller. Die Tochter wollte den Trotz des Vogels brechen, es gelang ihr aber lange nicht, bis sie eines Tages in Anwesenheit von Gästen auf den Einfall kam, die weiße Kappe ihres Vaters aufzusetzen und sich damit vor den Käfig des Vogels zu stellen, worauf derselbe schönstens zu pfeifen begann, sogleich aber aufhörte und böse wurde, sobald das Mädchen die Kappe abthat.

Die Nahrung für den gezähmten Dompfaffen ist eine höchst einfache. Vielfältig besteht sie blos aus Sommerreps, dem man aber ohne Bedenken auch etwas Mohn und geschälten Hafer beimischen kann. Tägliches Darreichen von frischem Wasser zum Trinken und Baden ist selbstverständlich. In der Mauser kann man auch zerquetschten Hanf beigeben. Alle Leckerbissen, wie Zucker, Obst, Kartoffeln, Gemüse u. s. w., wie sie ihm hier und da verderblicher Weise in Menge gereicht werden, sind dem zur Fett- und Fallsucht geneigten Vogel nicht zuträglich. Bei der oben angegebenen einfachen Ernährungsweise und ruhiger, freundlicher Behandlung bleibt das Thier gesund und erlebt nicht selten ein Alter von 9—12 und mehr Jahren.

So werthvoll und liebenswürdig der aufgezogene gelehrte Dompfaffe sich erweist, als ein so völlig werthloser Sänger erscheint hingegen der Wildfang, der als Stubenvogel außer seinem sehr schönen Kleide nichts Empfehlenswerthes bietet, indem seine Haltung und Manieren im Käfige etwas unbeholfen erscheinen.

Der Staar. (Sturnus vulgaris.)

Diesen allbekannten Vogel nimmt man — wie schon bei der Schwarzamsel hervorgehoben wurde — zum Aufziehen in der Stube halbflügge von einem ersten Geheck (Ende Aprils), welches man der größeren Wahrscheinlichkeit halber, mehrere Männchen zu erziehen, am besten ganz aushebt. Fütterung und Behandlung sind, dem derben Naturell und der ähnlichen Nahrung des Staares gemäß, dieselben wie bei der Amsel, nur muß man

dem anfänglich mehr Wärme verlangenden Höhlenbrüter bei rauher Witterung die nöthige Ofenwärme nicht versagen. Sind die Federn da, dann hat es keine Noth mehr; denn der äußerst aufmerksame, anstellige und pfiffige Vogel lernt schnell allein fressen. Nun ist es gerathen, ihn von seinen alle mögliche Kurzweil treibenden und sich gegenseitig störenden Geschwistern durch Einzelhaft zu trennen und in regelmäßigen Unterricht zu nehmen. Bei diesem ist mehr, wie bei demjenigen der Amsel und des Dompfaffen, Stille und Abgeschiedenheit, namentlich in der ersten Zeit, vonnöthen: denn der Vogel ist stets zur Zerstreuung und Unterhaltung aufgelegt, ein natürlicher Allerleikünstler, der seinen Vortrag aus einem vielfarbigen, besonders auffallenden und störenden Gemengsel zu sammeln nur allzu bereit ist. Beabsichtigt man also, ihn zu einem Sprech- und Liederkünstler heranzubilden, dann muß er frühe aus jeder lebendigen und störenden Umgebung entfernt werden.

Wählt man ein Lied, dann sei es ein heiteres, ein komisches, es paßt zu der ganzen possierlichen Eigenart des Vogels am meisten, und verfahre man mit dessen Vorpfeifen, wie bei der Amsel und dem Dompfaffen gezeigt wurde. Da die Neugierde eine hervortretende Eigenthümlichkeit unseres Thieres ist, so empfiehlt sich das zeitweilige Vorpfeifen des sich herbeischleichenden, unsichtbar haltenden Lehrmeisters aus einer Nebenstube oder vom benachbarten Gange her als ein Hauptmittel des anregenden, die Aufmerksamkeit des Schülers steigernden Unterrichtes. Die Lehre vom Vorsprechen, wie vom Vorpfeifen fußt auf einem und demselben Grundsatze. Wie das vorzupfeifende Lied sich durch Kürze, Einfachheit und Faßlichkeit auszeichnen soll, so geht die Wahl der zu lernenden Sprechweisen auf kurze, abgebrochene, vocalreiche Sätze, meist auf Namen und Ausrufungen. Der Erfindungsgabe und dem Geschmacke jedes einzelnen Lehrmeisters bleibt natürlich das Nähere bei der Ausführung überlassen; es möchte aber für den Anfänger in solchem Lehramte nicht unwillkommen sein, wenn wir ihm aus der Erfahrung heraus ein lebendiges Beispiel von einem gelehrten Staare vorführen.

Unser Großvater mütterlicher Seits kaufte einst von einem Schuster in Mainz einen Staar, welcher folgende erheiternde Touren sprach: „Halt! — Wer da! — Haha! — Du Spitzbub! — Jakob, hol' die Wacht! — Lottchen, küss' mich!" Nun entstanden ergötzliche Laute vernehmbaren,

etwas schmatzenden Küssens.) — „Marie' koch' den Kaffee! Gretchen, mach' die Thür' zu! Babette, steh' auf!" (Hierauf folgte die Antwort in höherer Lage) „Ja! — Lisel! Röschen! Julchen! Schön' Staarchen!" Außerdem pfiff der Künstler die Melodie eines gefälligen heiteren Liedes und setzte in Pausen eine muntere Pfeiftour ein, auch ahmte er täuschend das pfeifende Geräusch einer auf- und niedergehenden Thürrolle nach. Manchmal ließ er aber auch nach Beendigung seines erlernten Vortrags die grellen Laute seiner freien Brüder hören, die wie eine Unart des Naturkindes übrigens komisch von dem in der Stube Erlernten abstachen.

Nach diesem Mustervortrage — zu dessen ganzer Wiedergabe übrigens ein besonders begabter Schüler gehört — kann man sich gewiß in der Wahl des einem Staare Vorzusprechenden richten. Das letztere wird nun deutlich articulirt und in einer angemessenen, stets sich gleichbleibenden Reihenfolge bewirkt, niemals also die Worte und Sätze versetzt. Von besonderer Wirkung ist es, wenn der Lehrer der Aussprache etwas Komisches, Auffallendes zu geben vermag. Der Lehrer des oben erwähnten sprachkundigen Staares hatte den Stockschnupfen, und seine Aussprache klang deshalb näselnd und heiser. Gerade so sprach der Staar, nur vermöge seiner kleinen Vogelgestalt mit einer dünnen Knabenstimme, was einen außerordentlich komischen Eindruck auf den Hörer ausübte. Vorsprechende Knaben erreichen deshalb nach unserer Erfahrung eine unmittelbarere Nachahmung ihrer Stimmen bei den Lehrlingen. Auch die Beibringung eines gefälligen komischen Dialekts verfehlt bei der Wiedergabe ihre erheiternde Wirkung nicht.

Hat der Lehrling das Lied oder die Sprechweise förmlich inne, so kann er ohne Anstand in lebhaftere Umgebung versetzt werden. Er nimmt dann unbeschadet seines schon Erlernten noch manches Andere vermöge seines geweckten Staarenkopfes auf, so z. B. das Krähen und den Lockton des Haushahns, Töne und Weisen von anderen Vögeln, sowie auch hin und wieder einige Worte und auffallendes schrilles Geräusch. Seine Behandlung im Käfig ist derjenigen der Amsel oder besser der Drossel entsprechend; er erhält aber, seiner Gewohnheit angemessen, gerne auf dem Boden zu laufen, einen verhältnißmäßig längeren, oben mit Leinwand versehenen Käfig; auch ist sein Bedürfniß zum Bade viel größer, als das der Drossel und Amsel. Mindestens einen über den andern Tag, im Sommer jeden Tag, muß ihm der Badenapf durch den Schieber vorgesetzt werden. Seine Liebe zum

Bade ist so groß, daß er in starke Aufregung geräth, wenn man ihm das einmal dargebotene Badegefäß wieder entzieht. Wir konnten uns des lauten Lachens nicht erwehren, wenn der beschriebene Meisterstaar zum Baden angeregt und das dargereichte Schüsselchen mit Wasser alsdann mit der Hand bedeckt wurde. „Wüthend" — so schildern wir in unseren „Charakterzeichnungen der Singvögel" des Vogels Betragen — „hackte er mit dem Schnabel auf die Hand und warf die erlernten Worte in Hast mit auffallend verändertem Ton possierlich durcheinander. Die Rolle, die Gretchen zugetheilt war, mußte Babette, diejenige Lottchens Marie u. s. w. übernehmen. Abends, wenn er schlief, berührten wir ihn zuweilen mit dem Federkiel, und, ohne den Kopf unter dem Flügel hervorzuheben, stieß er in schläfrigem, bittendem Tone einige seiner Worte aus, gleich als wollte er sagen: ach, laßt mich doch gehen und schlafen!" Seinem lebhaften, geschäftigen Wesen gemäß gibt sich der Vogel gerne jedweder Kurzweile hin. Ueberall hat er den platten Pfriemenschnabel bald bohrend, pickend und zerrend, bald wie einen Zirkel ausspannend zwischen Drähten und Fugen. Man bringt den Käfig deswegen aus dem Bereiche aller Gegenstände, an welchen der unruhige Geselle seinen zerstörenden Muthwillen auslassen könnte; auch befestigt man das oberste Sprungholz seines Käfigs so weit von der leinenen oder Wachstuch-Decke, daß er von der Sitzstange aus wenigstens mit seinem Schnabel nicht daran kommen kann.

Gilt bei Behandlung von Drosseln, Amseln u. a. die Regel, dieselben durch rasche Bewegungen, auffallende Erscheinungen u. dergl. m. nicht zu erschrecken, so ist dies noch in erhöhtem Grade beim Staare zu empfehlen. Er ist, wie der Dompfaffe eine überaus reizbare Natur und bekommt in Folge von Schreck, öfterem Aerger oder sonstiger Erregung Krämpfe und die Fallsucht. Dieselbe Erscheinung bemerkt der aufmerksame Beobachter an den Staaren im Freien. Namentlich zur Zeit der Fortpflanzung verfallen die hitzigen Männchen gegenüber dem Gegenstand ihrer Neigung bei ihnen entgegenstehenden Hindernissen oder eintretenden Störungen in wahre Liebeswuth, welche nicht selten in epileptische Anfälle übergeht. Noch voriges Jahr wurde von uns auf einer Dachfirste ein Staarenmännchen beobachtet, auf dessen Rücken plötzlich das Weibchen flog. Dadurch gerieht das überraschte Männchen dermaßen in Aufregung, daß es unter Geschrei bei Verfolgung des in die Luft entweichenden Weibchens plötzlich bis auf den Boden nahe

vor uns herunterwirbelte und einige Secunden lang in einen wahren Krampftanz verfiel. Gute Nahrung und schonende, freundliche Behandlung — bei welcher übrigens auch die von uns früher unsachgemäß gehandhabten, oben erwähnten Neckereien unterlassen werden müssen — ist deshalb vorzugsweise bei diesem Vogel zu beobachten, der bei solcher Pflege dann aber sehr lange ausdauert.

Wildfänge sind anfangs oft störrisch oder stürmisch. Sie verlangen längere Zeit einen zugehängten Käfig und später auch noch einen stillen, heimlichen Platz, der ihnen keinen Blick in's Freie gewährt. Im ersten Jahre läßt man sie daselbst ruhig hängen, gibt ihnen abwechselnd Nachtigallen- oder Drosselfutter, Kirschen und anderes Obst. Im zweiten Sommer können sie vor das Fenster gebracht werden. —

Den aufgezogenen Staar können wir als einen der gelehrigsten, geweckteften und kurzweiligsten Stubenvögel auf's Beste empfehlen, nicht so den Wildfang. Wofür auch diesen im Haushalte der Natur so äußerst nützlichen Kerffresser mit seinem lebhaften, ungestümen Wesen in die Stube bannen, so wir ihn doch, wie den Haussperling, mit leichter Mühe zu einem leidlichen Bewohner an unserem Hause, ja an unserem Fenster bilden können. Ein Staarenkasten unter dem Fenstergesimse, am Dache oder an dem nahen Baume vor dem Hause ausgehängt, lockt gar bald den in der Freiheit zur Sommerzeit so zutraulichen Gesellen zur Siedelung an die menschliche Wohnstätte heran, und unversehens bringt das in der Frühsonne hochzeitschimmernde Männchen die Braut im bescheidneren Kleide an das Fenster, auf das Dach oder den Baum zum erwählten Brutkasten, den lieben langen Tag seiner Huldin und uns seine Bauchrednereien, Schnurren und die von seinen befiederten Brüdern abgeborgten Strophen und Rufe zum Besten gebend. Was bedarf es da der Einkerkerung des Vogels, der als freiwilliger nächster Nachbar und Genosse seine mannigfaltigen musikalischen Künste und sein reges Leben viel ungebundener, glücklicher und interessanter darbietet. Freiheit deshalb unserem lieben heimathlichen Staare!

Der Edel- oder Buchfink. (Fringilla coelebs vel nobilis Br.)

Dieser schon durch seinen Namen gekennzeichnete Meistersänger hat einst in der Blüthe der Vogelstellerei die Gemüther der Gebirgsbewohner

mächtig bewegt. Es hatten sich in Thüringen, im Harz und in Oberösterreich wahrhafte Finkenschulen gebildet. Man gründete auf Erforschung und Unterscheidung der einzelnen Schläge, namentlich deren Schlußtouren, ein wahres Studium, und die Benennungen von Dutzenden solcher Gesangseigenthümlichkeiten, welche sich bis in die Gegenwart vererbt haben, geben lebendiges Zeugniß von der außerordentlich leidenschaftlich betriebenen Haltung und Züchtung der Edelfinken. Die Nüchternheit unseres Zeitalters hat den poetischen Zauber, welcher einst um den Edelfinken und dessen Meisterschaft gestrahlt, entfernt und es bleibt dem so zwar in seinem Ruhme geschmälerten, aber an seinem kostbaren Freileben desto unbehinderteren Sänger unbenommen, für die Schallwellen seines schmetternden Schlages das empfängliche Ohr und Gemüth zu treffen. Und in der That! der edle Sänger erreicht sie noch heute; er findet des sinnigen Naturfreundes Seele beim Erheben seines Auferstehungsliedes im Frühlinge offen und empfänglich, daß die zwar kurze, aber aus voller Brust strömende melodisch klare Weise „mit unkräftigem Behagen den Hörer zwingt", immer und immer wieder dem neu erwachten Klange zu lauschen. Ja, an lebendiger Unmittelbarkeit wetteifert der Schlag des Edelfinken mit jedem anderen Vogelgesange. Er ist ein wahrer Frühlingsgesang und beim Erwachen der Natur geradezu hinreißend schön; bei vorgerückter Jahreszeit übt er lange nicht die Wirkung auf das Gemüth aus, wie bei den ersten grünen Keimen des Vorjahres. Anders ist im Mai unser Gehör gestimmt, und um die Blüthenfülle der Büsche und Bäume haucht dann die Nachtigall das hohe Lied der Liebe mit all seinem fesselnden Zauber aus. Der Edelfinkenschlag beherrscht die Jahreszeit, die ihn geboren, entschieden und mächtig, aber seine Herrschaft ist kurz, wie er selbst in seiner Weise kurz, klar und sprechend ist. Darum mag es kommen, daß der Vogel jetzt fast durchgängig nicht bei Vogelwirthen auf dem Lande, sondern besonders nur in Städten gehalten wird.

Der Stadtbewohner, in dessen Behausung nicht der unmittelbare Zug der Natur dringt, hält sich den Edelfinken mit Recht, denn dessen Schlag zaubert ihm mit einemmale den ganzen Reiz der erwachenden Natur da draußen außerhalb der Mauern in die enge Stube. Hier ist der Finke an seinem Orte, hier übt sein Schlag doppelte Wirkung auf den Hörer.

Des Edelfinken habhaft zu werden, hat im Winter, wo uns bekanntlich manche Hahnen nicht verlassen und nördlichere besuchen, keine besonderen

Schwierigkeiten. Man fängt sie auf dem Hof an Pferdehaarschleifen (Schlingen), sogar in Spatzenfallen. Lohnender in jeder Beziehung ist der Fang, welchen man das „Stechen" nennt. Hierzu gehört aber ein schon gefangener Finke. Es gründet sich auf die mächtige Eifersucht des Hahnes, der sich zur Paarungszeit mit Ungestüm auf jeden vermeintlichen Nebenbuhler raufsüchtig wirft. An einem Finkenmännchen, welches man, mit auf dem Rücken befestigten Leimruthen versehen, in die Nähe des Standortes eines guten Schlägers bringt, fängt sich alsbald der letztere. Auch in einem Fangkorbe, wie er beim Distelfinken Erwähnung finden wird, gelingt sein Fang leicht, indem man ein Männchen in den vergitterten hinteren Raum bringt und den Korb auf dem Baume „fängisch (zum Fange) stellt", worauf der ausersehene Schläger gewöhnlich steht.

Der Eingewöhnung des gefangenen Vogels stellen sich in der Regel keine besonderen Hindernisse entgegen; doch bleiben die Wildfänge mehr oder weniger längere Zeit scheu und stürmisch. Ein Finkenkäfig, welcher Anfangs zugehängt wird und den am besten ein Wachstuch als Decke überspannt, nimmt den Einzugewöhnenden auf. Im Winter gefangene Vögel dürfen nicht in erwärmte Stuben gebracht, sondern müssen anfangs in ungeheizten Zimmern oder auf dem Gange gehalten werden. Selbst den eingewöhnten Finken läßt man am besten in niederer Temperatur, oder bringt ihn höchstens in eine Stubenwärme von + 10—12° R. Man stellt dem Frischgefangenen Sämereien, wie zerquetschten Hanf, Mohn, Sommerrübsamen und geschälten Hafer vor, welche er bald annimmt. Das Möhrenfutter, dem man abwechselnd Ameisenpuppen, gekochtes Rindfleisch und Ei, auch zuweilen vom Finken sehr begehrte Mehlwürmer und Hanfsamen beimischen kann, ist sehr empfehlenswerth. Der Vogel ist vor allen Finken ein Allesfresser; die schon im Freien von ihm beliebte vielseitige Nahrung belehrt uns, daß wir dem Vogel, wollen wir ihn allzeit frisch und munter erhalten, auch in der Gefangenschaft ein möglichst abwechselndes Futter zu reichen haben. Seine verhältnißmäßig derbe Natur enthebt den Pfleger zwar einer umständlichen und ängstlichen Wahl von Futterstoffen; doch muß er auch hier, wie bei allen seinen Pflegebefohlenen, zu individualisiren wissen. Der eine Finke verlangt mehr Sämereien und man reicht ihm deshalb vorzugsweise Mohn, Sommerrübsamen und geschälten Hafer, seltner und in geringer Menge Hanf, ja er nimmt in vielen Gegen-

den blos mit Sommerrübsamen vorlieb; ein anderer neigt mehr zu Weichfutter, ein Wink, dann das obige Möhrenfutter mit Zuthaten zu bieten. Obgleich die Neigung zum Bade beim Finken nicht so stark hervortritt, als beim Stieglitz und Hänfling, so muß man ihm diese Erfrischung doch öfters bieten. In oder vor das Fenster gehängt, erhebt der Vogel im zweiten Jahre schon Ende Februars seinen Schlag, der daselbst auch angenehmer anzuhören ist, als im Zimmer, woselbst er schon Ende März zu stark wird. Welchem Sänger nun der Vorzug gebührt, darüber entscheidet der Geschmack sehr verschieden. So viele der Schläge es auch geben mag, immer bekundet sich doch derjenige als ein guter, in welchem alle Touren rund, melodisch und im Zusammenhange vorgetragen werden. Jeder Schlag beginnt mit einer Reihe rascher, hoher Triller oder zischender Noten, welche gewöhnlich einige Secunden in einer Tonlage anhalten oder auch bisweilen etwas abwärts, seltener aufwärts steigen, und nun in einen klar ausgesprochenen, schmetternden Schlußsatz übergehen, der je nach der Betonung einzelner Endnoten seine eigenthümliche musikalische Ausprägung erhält. Das Volk hat diese Schlußstrophen hin und wieder verständlich in Worten ausgedrückt, auch die Schläge nach diesen Endsylben zuweilen glücklich benannt, wie z. B. der „Bräutigam", der „Reiterzug" oder „Reitherzu", weil man ziemlich deutlich diese Worte aus dem articulirten Schlusse des Gesanges heraushören kann; weniger glücklich hat man versucht, die Schläge mit Sylben wiederzugeben. Ohne Verbindung mit Noten bleibt dies immer unverständlich. Ueberhaupt ist die Unterscheidung der Schläge nach den unbedeutendsten Abänderungen, Beugungen und Accentuirungen der Schlußsylben und noch mehr alle die darauf hingehenden Benennungen eitel Spielerei, welche nur unter dem Walten einer so blinden, fast beispiellosen Leidenschaft, in welche die Finkenliebhaberei in manchen Gegenden des Thüringer Waldes, des Harzes ꝛc., ausartete, entstehen konnte. So viel auch der trillernde, sprudelnde Vorschlag und die Schlußstrophe in Tempo, kleineren Wendungen und Accentuirungen abändern: — es herrscht eben immer der Charakter des Finkenschlags, wie er oben in seiner normalen Entwicklung geschildert worden. Manche Schläger bringen es nie zum Vortragen reiner Triller, sie mischen entweder unklare Töne ein, oder verwirren die Ebenmäßigkeit und das Zeitmaß derselben. Namentlich sind es die jungen Hahnen, welche bei der Einübung solche Verstöße machen,

auch den Schlußsatz verwirren oder abbrechen. Auch alte Männchen haben jedes Frühjahr mit dem Flüssigwerden und der Abrundung einzelner Stellen im Gesange zu thun. Es ist für den Naturfreund interessant, die Schläge in ihren verschiedenen Tonbeugungen während der Paarungszeit zu belauschen, ihre vorwiegende Ausprägung in der einen Gegend mit der in einer andern zu vergleichen und so gleichsam die verschiedenen Finkendialekte kennen zu lernen. Diese Erscheinung wird man aber auch bei den Gesängen anderer Vögel von einigermaßen Bedeutung gewahren. Sehr überraschend und anziehend hört sich der nicht mit Unrecht so benannte Doppelschlag an. Er besteht nämlich aus zwei etwas verschiedenen Schlägen, welche kurz nach einander erschallen. Einen höchst merkwürdigen Doppelschlag hörten wir einst bei einem Dorfe des hessischen Hinterland-Gebirges. In unseren „Charakterzeichnungen" schildern wir denselben folgendermaßen: „Der gewaltige Schläger wiederholte zuweilen in inbrünstigem Ergusse nach einer Reihe schmetternder Triller den schönen, sprechenden, oft abwechselnden Schlußsatz seines Gesanges drei-, auch viermal hintereinander in vollem Crescendo." Niemals haben wir wieder einen solchen Schlag gehört, und er muß eine höchst seltene Eigenthümlichkeit des Vogels gewesen sein, da kein Schriftsteller von dieser Art eines Doppelschlags spricht, der in der öfteren Wiederholung der Schlußstrophe, nicht aber in der des ganzen Gesanges seine merkwürdige Ausprägung erwies.

Die Angabe Naumann's, daß es zu den Ausnahmen gehöre, wenn Edelfinken ihre ausgehobenen, in Käfige gebrachten Jungen großfütterten, fanden wir durch unsere vielfältigen Erfahrungen nicht bestätigt. Gar manche vor Wohnhäusern ausgehängte Bruten haben wir bis zur Selbstständigkeit von den Alten emsig ätzen sehen.

Der künstlich aufgezogene Finke bleibt immer unbeholfen im Gesange, er läutert ihn nur wenig, so viel er auch Meister seiner Art im Freien und in der Stube um sich hören mag. Wir können von dieser Aufzucht nur abrathen, und thun dies um deswillen schon lebhaft, weil wir eingedenk sind der unverlöschlichen Eindrücke, welche Finkenpaare durch ihr Jammergeschrei beim Ausheben ihrer Nester und ihr standhaftes Verfolgen des Räubers ihrer Brut auf unser Gemüth übten. Lasset darum, ihr Vogelfreunde, unserem prächtigen Frühlingssänger mit der tiefen Elternliebe in der Brust seine Brut, deren Schlag die allgewaltige Natur weit besser

ausbildet, als alle Pflege und Anleitung des beschränkten Stubenlebens. Mit jedem dem Neste entnommenen jungen Finken raubt ihr unnöthiger Weise der Natur einen Schläger, vielleicht einen Meister, der euch, als Wildfang erobert, weit höheren Genuß verschafft hätte, als seine durch Afterpflege verkommene Gesangesgabe es jemals vermag!

Der Stieglitz oder Distelfink.
(Fringilla carduelis s. Carduelis elegans Br.)

Dieser elegante, schönste europäische Vogel verdient mit Recht von allen Vogelwirthen, namentlich aber von den Züchtern und Liebhabern der Bastarde von ihm und dem Canarienvogel wegen hochgehalten zu werden. Er ist ein gewandter, rühriger und geselliger Vogel und gewöhnt sich, nicht zu alt eingefangen, vielfach und ziemlich rasch an den Käfig; obgleich er in einzelnen Exemplaren nie ganz seine Unruhe und Wildheit verliert.

Seinem schönen Gefieder und munteren Wesen angemessen ist sein angeborener Wildgesang, der etwas Feuriges, Kriegerisches hat. Mit seinem galoppartigen Ansatze, dem trompetenartigen Geschmetter und den lebhaft rhythmischen Touren hört er sich wie ein frisches Reiterlied an.

Schon in der Freiheit findet man größere, lebhaft gefärbtere Stieglitze mit vorzugsweise ausgeprägtem, schmetterndem Schlage, gegen dessen Schluß die Sylbe „Fink" oder „Pink" gewöhnlich dreimal hintereinander erklingt, gegenüber kleineren, minder schön gezeichneten Exemplaren mit gewöhnlich schwächerem, unvollkommnerem Gesange. Diese Verschiedenheit in Größe, Färbung und Gesangsvermögen haben wir an Jungen eines und desselben Nestes entdeckt. Es liegt also dieser Unterschied, wie bei so vielen Vögeln, in individueller Entwicklung.

Der Fang des Distelfinken geschieht gewöhnlich mittelst der Pferdehaarschleife, der Leimruthe oder des Sprenkels auf der Salat- oder Distelstaude, auch bei den Jungen im Fangkorbe, nichts Anderes, als ein Meisenkasten, dessen hintere, nach außen undurchsichtige, nach innen vergitterte Hälfte die Jungen aufnimmt, und der dann vermittelst einer Holzgabel vor dem Gitter fängisch gestellt wird. Man hat bei dieser Fangart eine sichere Gewährschaft für den Gesang des Hahnes, da man sich über dessen Gehalt zu Anfang der Nistzeit vollauf überzeugen kann. Am ergiebigsten aber fällt der Fang mit dem Zuggarn auf der Tränke aus.

Die neu eingefangenen Stieglitze werden am besten jeder einzeln in einen Finkenkäfig gethan und an einen stillen, abgeschiedenen Ort der Stube gehängt. Selbst ein Verhängen des Käfigs mit dünnem Tuche so lange, bis er ohne Scheu das Futter annimmt, ist von Nutzen. In's Freie hänge man den Wildfang im ersten Sommer nicht, weil er da im Käfig zu unruhig wird; wohl aber kann man den einmal Eingewöhnten in einem belebten Gange oder einer bewohnten Stube einen Platz anweisen, damit er sich an den Anblick und die Bewegungen der Menschen gewöhnt. Uebrigens bringt eine ruhige, nachhaltige Umgebung seines Pflegers den Vogel bald zur Besinnung und Ruhe, die durch das Beispiel schon eingewöhnter Nachbarn nur befördert werden kann. Das Einsperren mehrerer oder vieler Wildfänge in einen Käfig taugt nichts, indem ein besonders wilder die andern immer aufregt und deren Zähmung erschwert.

In der Zeit, wenn die Kiele zu stoßen beginnen, Ende Mai von der ersten Brut genommen, läßt sich der Stieglitz leicht mit in Wasser eingeweichtem Mohn und Semmel aufziehen; nicht so später, wo man ihn nicht mehr zum Sperren bringt; es sei denn, daß man Canarienvögel oder andere Stubenvögel besitzt, die sich, wie es oft vorkommt, junger Waisen annehmen und sie groß füttern. Die Männchen unterscheidet der Geübte schon im Neste von den Weibchen; sie zeichnet eine hellere, in's Bräunlichgelbe gehende Färbung vor den Weibchen aus, deren Punktirung auf der Brust auch häufiger und dunkelgrauer als die der Männchen ist.

Der aufgezogene Stieglitz wird sehr zahm und lernt den Canarienvogelschlag sehr schön wiedergeben. Zu dem Schnickschnack der Kunststücke wird er oft abgerichtet; wir vermeiden es grundsätzlich, diese das Thier oft quälenden Albernheiten vor einem denkenden Leserkreise näher zu berühren. Das Bestreben des Züchters und Pflegers der Stubenvögel muß dahin gehen, das Leben seiner Pflegebefohlenen möglichst naturgemäß zu erhalten und hauptsächlich sich an den Aeußerungen und Bethätigungen ihrer angeborenen Eigenartigkeiten zu erfreuen, nicht aber ihnen Dinge und Handlungen aufzunöthigen, welche ihrer Natur zuwider sind, oder deren Aneignung nur oberflächliche Gemüther anziehen kann. Im Ganzen verdient der Stieglitz-Wildfang bedeutend den Vorzug vor dem aufgezogenen Vogel; denn er erfreut wegen seines originellen, munteren Gesanges und seiner viel schöneren Färbung ungleich mehr Ohr und Auge, als die Zöglinge

der Stube. Zwar verfärbt sich der Wildfang nach der Mauser im August und September in der Stube immer etwas zu seinem Nachtheile, namentlich weicht das glänzende, reine Karminroth des Vorderkopfes nach und nach einem helleren oder gar gelblicheren Roth, so wie die schöne gleichmäßig hellbraune Färbung auf Rücken und einem Theil der Brust in unreineres Dunkelbraun übergeht. Der Genuß von Sonnenlicht und freier Luft hingegen trägt dazu bei, das Prachtkleid des Vogels auch im Käfige noch lebhaft zu erhalten. In der Flughecke oder im Gebauer, dessen Gitter oder Anbau in's Freie geht, fanden wir schon in sehr frischen Farben erhaltene Distelfinkenhahnen. Auch die Fütterung hat erwiesenermaßen auf die Färbung Einfluß. Die beste Nahrung ist ein Gemisch von Mohn mit etwas Canariensamen und geschältem Hafer. Den die Vögel trübe und glanzlos verfärbenden Hanf lasse man ganz weg oder biete ihn nur höchst selten. Sehr erfreulich wirkt öfteres Abwechseln mit Wegerich-, Distel-, Kletten- und Salatsamen; selbst zeitweilig Grünes, Obst und Vogelbeeren nimmt der Abwechslung liebende Vogel an. Doch reiche man das Fettbildende Obst nicht oft, besonders dann nicht, wenn der Vogel zur Paarung in der Hecke verwendet werden soll. Man gebe ihm aber reichlich Gelegenheit zum Bade. Der Distelfink ist einer derjenigen Vögel, welche sich am reinsten und nettesten halten. Wenn er nicht singt oder frißt, putzt und ordnet er sein Gefieder gewiß in vielen Fällen; nach einem Bade will das Toilettenmachen aber gar kein Ende nehmen.

Gerade so beobachtet man ihn im Freien. Es ist ein anziehender Anblick, diese flinke Geschäftigkeit des eleganten Vogels; man ist zuweilen beinahe versucht, diese behagliche Putzsucht vermenschlichend einer gewissen Selbstgefälligkeit oder Eitelkeit des cavaliermäßigen Burschen zuzuschreiben. Der unruhige Vogel sucht gerne Zeitvertreib, Kurzweil, namentlich ist er leicht mit seinem spitzen harten Schnabel aufgelegt, an Kordeln, Fäden, Papier, Tapeten, sogar an hervorstehendem oder losgegangenem Drahtgeflechte zu beißen oder zu zerren, welche Spielerei so zur Gewohnheit werden kann, daß der Vogel am eifrigen Singen nachläßt. In solchem Falle entfernt man die Gegenstände der Spielerei, klemmt die aufgewundenen oder abstehenden Enden des Drahtgeflechtes mit einer Zange wieder an und vermeidet es, den Käfig mit einer Tapete in Berührung zu bringen. Für den Vogel sehr angenehm und zugleich unterhaltend für das Auge ist

es, wenn man von Zeit zu Zeit bestielte Distel- und Mohnköpfe in den Käfig steckt, an welchen sich dann der gewandte, pfiffige Insasse meisenartig hängt, um den Inhalt der ersteren tief aus der Wolle herauszustochern, den Mohn aber mit dem unermüdlichen weißen Schnabel von unten anzubohren.

Dem großen Licht- und Bewegungsbedürfnisse des Vogels gemäß gibt man demselben einen luftigen, geräumigen, am besten ganz aus Draht erbauten Finkenkäfig ein und setzt ihn im zweiten Jahre schon vor das Fenster, woselbst lebhafteres Aussehen und anhaltender Gesang des Pfleglings bald die Lust des Besitzers erhöhen werden. Der Gesang des gefangenen Stieglitzes erschallt sozusagen das ganze Jahr über; selbst die Mauser vermag nur kurze Pause in das stets bewegte Lied des munteren Hahnes zu bringen. Hierin reiht der Vogel sich dem Canarienvogel in erster Linie an, und durch seine vielen hervorragenden Eigenschaften hat er sich die Gunst der Vogelwirthe in demselben Grade erworben, wie sein ebenbürtiger Vetter:

Der Hänfling. (Cannabina linota.)

Originell und fesselnd, wie das Stieglitzlied, ist der Gesang des allbeliebten Hänflings, wegen der blutrothen Zeichnung auf Brust und Stirne des älteren Hahnes auch Bluthänfling genannt. Diesen Schlag zeichnet ein angenehmes Ziehen melodischer Töne, ein heiteres Krähen und Jodeln, sowie ein feuriges Schmettern aus, dessen Wirkung sich noch erhöht, wenn ihn der Vogel im Freien, gleich dem Stieglitze, hoch in der Luft erschallen läßt, aus der er sich in kühnem Bogenschwunge auf Baum und Strauch herniederläßt. Aber diesen Gesang hört man nicht oft, in manchen Gegenden selten, in andern gar nicht zusammenhängend vortragen.

Die seltene Meisterschaft eines Hänflings bewährt sich vorzugsweise in dieser Fertigkeit. Im Gebirge fanden wir sie am meisten und lernten erst da den erquickenden Eindruck würdigen, den diese zusammenhängenden, jetzt tiefflötenden, nun wohlthuend jodelnden und mit im Feuer gleichsam überschnappendem Krähen vermischten, dann wieder in schwunghaftem Allegro und Presto schmetternden Partien auf jedes aufmerksame Gehör hervorzubringen vermögen. In den Besitz solcher Hahnen setzt sich freilich nur

Derjenige, der ihren Schlag zur Mauszeit belauscht und genau den Standort und die erwählte Brutstätte derselben auskundschaftet, um dann einen oder den andern solcher kostbaren Vögel beim Füttern der Jungen unter dem Schlaggarn oder im Fangkorbe zu fangen, was bei dem gewöhnlich zurückhaltenden und mißtrauischen Männchen oft keine leichte Mühe kostet. — Zu dieser erfrischenden freien Mitgift der Natur gesellt sich auch noch die Gabe der Gelehrigkeit und zu diesen beiden inneren Vorzügen noch ein schönes Aeußere. Die schmucke Färbung — die allerdings bei dem in die Stube versetzten Wildfange meist nach der ersten Mauserung schon in ihrer Lebhaftigkeit fast ganz verschwindet — sowie die zierliche Gestalt und gefällige Haltung kennzeichnen das nette Thierchen, das vermöge aller dieser guten Eigenschaften einer der beliebtesten Stubenvögel geworden ist. Steht er auch, was täuschende und anmuthige Wiedergabe eines erlernten Liedes anbelangt, dem Dompfaffen an Auffassungsgabe nach, so bietet doch wieder sein natürlicher Gesang vollen Ersatz für das, worin er von seinem Nebenbuhler übertroffen wird, und hebt ihn in Anbetracht seines Werthes mindestens auf gleiche Linie mit dem an Gesangestalent von der Natur sehr stiefmütterlich bedachten Dompfaffen.

Je nachdem man den Hänfling zum Vortrage einer vorzupfeifenden Weise einlernen oder aber ihn als Wildfang in der Stube halten will, wählt man die künstliche Aufzucht, beziehungsweise den Fang, wie er beim Distelfinken angedeutet wurde, oder die Eingewöhnung eines durch Kauf erworbenen Wildfanges. Im ersteren Falle ist die Aufzucht und Lehre ganz gleich derjenigen des Dompfaffen und des Stieglitzes; im zweiten Wartung und Behandlung im Käfige ganz ebenmäßig der des letzteren. Wir verweisen also zur Vermeidung von Wiederholungen über ganz Aehnliches oder Uebereinstimmendes auf die Schilderung der erwähnten Vögel und haben nur noch Weniges erläuternd zuzusetzen. Der Hänfling ist zwar eine lebhafte, heitere Natur, doch bei Weitem weder bei der Fortpflanzung in Hecken so raufsüchtig, noch bei der Fütterung daselbst so neidisch und zänkisch, als der Stieglitz. Auch gewöhnt er sich, vermöge seines gleichmäßigeren Naturells, im Allgemeinen leichter ein als der Stieglitz, liebt aber als Wildfang, wie dieser, einen hellen, geräumigen Käfig, sowie Sonne und frische Luft und eine gleichmäßige, nicht zu hohe Stubenwärme (höchstens 11—12° R.) im Winter. Noch mehr wie der Stieglitz liebt

er den Hanfsamen, von dem er seinen Namen hat; allein so belebend und günstig auf Aussehen und Gesang der reichliche Genuß des Hanfs beim freilebenden auch sein mag, so schädlich wirkt ein beständiger oder auch nur öfterer bei dem gefangenen Vogel. Er wird dann leicht fett und träge unter diesem seinem Lieblingsfutter, und diese beiden sich gegenseitig bedingenden Erscheinungen, Fett und Trägheit, sind die stets zu vermeidenden Ursachen abnehmender oder gestörter Gesundheit, zufolge deren der Gesang nachläßt. Ebenso leicht wie der Stieglitz – wenn nicht schöner und volltönender wegen seiner tieferen flötenden Tonlage — ahmt der Hänfling den Schlag des Canarienvogels nach, und haben wir bei einem Bäcker in unserer Vaterstadt Friedberg einst einen Hänfling gehört, welcher ausnehmend wohlklingend und sanft die flötenden und rollenden Touren des Harzer Canariengesanges wiedergab. Im Allgemeinen wird der Hänfling noch zutraulicher und zahmer als der Stieglitz, so daß er wie dieser nicht allein das alle Hänflinge leicht durch Hungern und nachherige Kirrung annuthende Ein- und Ausfliegen in der Stube erlernt, sondern auch seinen Pfleger nicht selten auf Spaziergängen in's Freie begleitet.

Der Canarienvogel. (Fringilla s. Dryospiza canaria.)

Unter allen Singvögeln, welche man ihrer Freiheit beraubt und in den beengenden Raum der Gefangenschaft versetzt hat, ist keiner, der so weithin verbreitet und mit so großem Erfolge gezüchtet worden wäre, als der Canarienvogel. Und dennoch können wir ihn gerade in der Race mit der vorzüglichsten musikalischen Begabung einen einheimischen Vogel nennen: denn unser Vaterland hat das gelbe Wunderthierchen des Harzes erzeugt, das mit seinem prächtigen Gesange der Nachtigall den Preis streitig macht. In den Häusern der Hohen und Niedern, der Reichen und Armen, der gewerbtreibenden, vielbewegten Städte, wie der kleinsten Dörfer in einsamer Gebirgsgegend hat man den schönen, munteren Vogel zum vertrauten Gesellschafter erwählt. Als Handelsartikel durchreist er mit den Züchtern und Händlern viele Gegenden unseres Vaterlandes, kehrt in den Gasthäusern der Städte ein, wandert nach Rußland, segelt über den Canal hinüber nach England oder gar über den Ocean in die neue Welt. Ueberall wird dieser Sänger gerne gesehen und gehört, sein Wesen, seine Farbe

und seine Stimme erobern ihm die Zuneigung des Menschen, und besonders in der Frauenwelt hat er warme Verehrer. Von ihnen wird er aber vorzugsweise verhätschelt, von ihnen empfängt er die zähmenden, verwöhnenden und ihm verderblichen Leckerbissen.

Die Heimath des Canarienvogels sind die fünf Waldinseln der canarischen Gruppe: Gran Canaria, Teneriffa, Gomera, Palma und Ferro. Dort lebt er von der Meeresküste bis zu 5000—6000 Fuß Höhe in großer Anzahl überall, wo das Vorhandensein dichtwachsender Bäume und Sträucher, sowie hinlängliche Wassermenge seinen Neigungen entspricht; denn er baut sein Nest in das Gezweige, bald nur etwa acht Fuß hoch, bald in die Kronen großer Bäume, von denen er sich mit Vorliebe den Birn- und Granatbaum aussucht, auch ein öfters wiederholtes, sein Gefieder durchnässendes Bad ihm dringendes Bedürfniß zu sein scheint. In den Weinbergen und in unmittelbarer Nähe der menschlichen Wohnungen hört man seinen Gesang so häufig, wie bei uns den Schlag des Edelfinken oder des Hänflings, mit welchem er die Art des Flugs gemein hat. Leuchtendes Gelbgrün herrscht in der Färbung des männlichen Vogels entschieden vor und wechselt in der Zeichnung des Gefieders einzelner Körpertheile in hellerer oder dunklerer Schattirung, während das Weibchen ein weniger lebhaft gefärbtes Kleid trägt. In der Wahl der Nahrung wird der wilde Canarienvogel von besonderen Eigenheiten nicht beherrscht; denn neben mancherlei Samen geht er auch andere Pflanzenstoffe, wie zartes Grün und Früchte, vorzüglich Feigen, an. Als nestbauender Künstler scheint er mit unserem Stieglitz auf ziemlich gleicher Stufe zu stehen. Sein Nest ist schön geformt und regelmäßig ausgeführt. Nur mit dem Boden auf den Aesten ruhend, nicht also mit den Wänden, wie das Stieglitz- und Finkennest, an Zweige hier und da mittelst Fäden und Spinnenwebe angeheftet, erscheint es in seinem unteren Theile breit, im oberen dagegen sehr eng und von zierlicher Rundung. Auch sein Stoff bietet einen schönen Anblick dar; denn er besteht aus schneeweißer, glänzender Pflanzenwolle, welcher nur wenige dürre Halme und dann und wann ein Rasenstückchen beigemengt sind. Gewöhnlich in der zweiten Hälfte des März finden Paarung und Nestbau statt. Der Standort des Baues ist meist ein gut gedeckter, der jedoch durch das auffällige Ab- und Zufliegen des Paares dem Beobachter leicht verrathen wird. Dauer und Brütezeit,

Form, Farbe und Zeichnung der Eier stimmen mit denjenigen des zahmen Canarienvogels überein. Zähmung und Verpflanzung des Vogels in andere Klimate, seit mehr als 300 Jahren, haben also in dieser Beziehung keine Veränderung bewirkt. Wohl aber ist es umgekehrt in Rücksicht auf den Gesang, wenn auch dessen Grundcharakter derselbe geblieben ist. Der wilde Gesang zeichnet sich vorzugsweise durch Nachtigallentöne oder sogenannte Rollen, jene zur Seele dringenden tiefen Brusttöne, aus.

Auf den Canarien lebt unser Vogel auch in der Gefangenschaft, doch dadurch, daß die gezüchteten Geschlechter immer wieder von Zeit zu Zeit mit wilden Männchen gekreuzt werden, erhält man dort den Gesang mehr in seiner ursprünglichen Reinheit. Uebrigens eignen sich zu dieser Kreuzung nur die männlichen, nicht die weiblichen Wildfänge. — Daß dieser Vogel unter der fortwährenden Pflege und Zucht in seinem Gefangenleben aller Klimate merklichen Veränderungen unterworfen und in Folge dessen in Gestalt, Farbe, Zeichnung, Befiederung, Gesang und Betragen vielfach umgebildet wurde, ist natürlich. Es sind also Racen entstanden, deren bestimmte, charakteristische Ausprägung und Begrenzung eine mehr oder weniger strenge gehandhabte Reinzüchtung bewahrt und noch vervollkommnet hat. Wir wollen zur Belehrung des Anfängers die bis jetzt in Deutschland und den Nachbarstaaten unterschiedenen hauptsächlichsten Racen nach einander kennzeichnen, so wie wir sie durch eigene Anschauung bei guten Vogelzüchtern und theilweise Selbstzucht kennen gelernt haben. Daran mag sich ein Versuch reihen, die Hauptunterscheidungen der sich geltend machenden Färbungen und Zeichnungen der Canarienvögel aufzuführen.

Die Harzer Race.

Diese ist die kleinste, etwa 13 Ctm. lang. Der Vogel ist stutzig und allerseits kräftig gebaut, hat kurze Gliedmaßen und einen dem Hänfling ähnlichen Kopf. Er ist der naturwüchsigste, gesündeste aller zahmen Canarienvögel. Seine gewöhnliche Färbung ist ein sanftes (blasses) Gelb. Hoch- oder Pirolgelb, sowie Graugrün wird von strengen Kennern und Züchtern als nicht der Race eigenthümlich bezeichnet, weniger schon das Auftreten von Flecken und der Haube (Kuppe). Das Temperament des Vogels ist lebhaft, sein Betragen und ganzes Wesen viel anstelliger und rühriger, als das der andern Racen.

In Folge ihrer Lebhaftigkeit erscheinen die Hahnen oft zänkisch, obgleich das Betragen gegen die Weibchen zärtlich und aufmerksam ist. Gegenüber den nachfolgenden Racen ist das Fortpflanzungsvermögen des Harzer Vogels in jeder Hinsicht viel bedeutender. Ganz seinem feurigen Temperamente gemäß besitzt er den bedeutendsten Gesang von allen Canarienvögeln. Seine Züchter haben – ganz entgegen denjenigen der größeren Racen – von jeher dieser hervorragendsten Eigenschaft ihre ganze Aufmerksamkeit und Kunst gewidmet. Und in der That, sie erzielten einen Vogel, der in vielen Exemplaren in Hinsicht des Gesanges seines Gleichen sucht. Der Harz, vorzugsweise der Ort Andreasberg daselbst, hat das Verdienst, es in dieser Zucht am weitesten gebracht zu haben. Das Bestreben der dortigen Pfleger geht dahin, den Gesang ihrer Vögel rein und edel zu erhalten. Sobald die aufgezogenen jungen Vögel einer Brut allein fressen, entfernt man sie aus der Hecke und sondert zur Zeit, wo die Hahnen durch zusammenhängende Gesangesübungen ihr Geschlecht verrathen, die Weibchen ab. Rein erhaltene alte Sänger werden ihre Lehrmeister, und schon in der Hecke darf kein schlechter Schläger bei den horchenden kurzschwänzigen Jungen durch unliebsame Töne den Grund zu künftiger Mangelhaftigkeit legen. Jeder einzelne junge Hahn wird, um ihn im Gesange rein zu erhalten, für eine bestimmt ausgeprägte Gesangart ausgebildet. Die Züchter des Harzes unterscheiden z. B. Nachtigallen , Lerchen und anders bezeichnete Schläger, d. h. solche, welche Töne und Touren von Nachtigallen, Lerchen und andern Vögeln angenommen und in ihr Lied vererbt haben. Es werden immer diejenigen, welche am fleißigsten, reinsten und zartesten singen, als Lehrmeister zurückbehalten, und ist es Grundsatz, diese das ganze Jahr über in Einzelbauern zu halten und nicht zur Paarung zu benutzen. Seit undenklichen Zeiten vererben sich so verschiedenartige, charakteristisch benannte Canarienvogelgesänge von Geschlecht zu Geschlecht, und es wird der größte Werth auf Reinerhaltung derselben gelegt. Wie diese verschiedenen ausgezeichneten Gesänge sich gebildet haben, erklärt sich nur durch die Annahme, daß besonders begabte Individuen durch Aneignung und originelle Verarbeitung der Schläge und Lieder anderer Vögel den Canariengesang veredelt und zur staunenswerthen Schönheit, Zartheit und Abwechslung erhoben haben. Einen Canarienhahn ersten Ranges aus Andreasberg zu hören, ist wahrer Hochgenuß. Nur beim Anhören

eines solchen sind wir einst schwankend gewesen, ob wir diesem wunderbaren Vogelgesang oder dem Schlage der Nachtigall den Vorzug geben sollten. Da war kein Ton zu vernehmen, der nicht voll und zart, metallisch und wohlthuend für das Ohr mit unwiderstehlichem Reize sich einschmeichelte. Ein gewöhnlicher Schreicanarienvogel verhält sich zu einem derartigen Edlen, wie der Rabe mit seinem Krächzen zu der Wachtel mit ihrem wohlklingenden Schlag. Wer bei der Züchtung der Harzer Race nur den schönen, reinen Gesang derselben zu erhalten und fortzupflanzen strebt und ihre Farbe gleichgültiger betrachtet, der wird leicht seinen Zweck erreichen, wenn er streng grundsätzlich mittelmäßige Lehrmeister fern hält und auch die Paarung der Hähne mit Weibchen von zweifelhafter Abkunft nicht zuläßt. Im Allgemeinen gilt die Regel, daß grüne oder stark grün gefleckte Vögel zwar besonders kräftig, aber auch eben darum zum Schreigesang geneigt sind, ferner daß ganz gelbbräunliche (isabellfarbene) und ganz dunkelgelbe oft weichlich und wenig fruchtbar, rothängige als Schwächlinge sich erweisen. Die namentlich in Andreasberg beliebtesten und zur Züchtung in Rücksicht auf den Gesang vorzüglichsten sind und bleiben immer die einfarbig blaßgelben Vögel ohne Hauben.

Um nun die jungen Canarienhähne heranbilden zu lassen, gesellt man ihnen vorzügliche alte Sänger an stillem Orte bei, wo sie durchaus keine Gelegenheit haben, andere Stimmen aus der Vogelwelt sich anzueignen. Der lernende, seinen Gesang einübende Vogel darf nicht mit ablenkenden und zerstreuenden Erscheinungen in Berührung gebracht werden; je vereinsamter Lehrer und Schüler bleiben, desto tiefer und getreuer nimmt letzterer den Vortrag des ersteren auf. Viele Züchter setzen zu dem Ende die jungen Hahnen in einzelne kleinere Käfige, stellen sie in ein Gefach neben und unter einander und verhängen das Ganze mit einem Vorhange, so daß nur Reflexions- oder Seitenlicht in die Käfige fällt. So sind die Schüler nur auf das Hören des Gesanges des in ihrer Nähe hängenden alten Meisters beschränkt und nehmen dessen Schlag je nach dem Grade ihrer individuellen Anlage und der gesunden körperlichen Entwicklung mehr oder weniger vollkommen an. Selbst noch als fertiger Meister nimmt der Vogel gern Fremdartiges in seinen Schlag auf; wie viel mehr thut er dies, so lange seine Lehrzeit dauert. Und sein Vermögen hierzu ist nicht gering, wenigstens haben uns das junge Vögel bewiesen, welche von ihren Züchtern im Pfeifen

eines Liedchens unterrichtet wurden oder von Hänflingen und Stieglitzen den Gesang lernten. Wir strebten einst vergeblich nach dem Besitz eines Harzer Canarienvogels, der vor dem Fenster eines armen Schusters den ganzen Gesang des Stieglitzes meisterhaft vortrug. Er war von einem vortrefflich singenden Stieglitzhahn unterrichtet worden und hatte den großen Vorzug, daß er das ganze Lied stets ohne Unterbrechung vortrug und nicht wie die Stümper durch Pausen zwischen den einzelnen Abtheilungen zerhackte.

Abrichtungen des Vogels zu Kunststücken, wie es hin und wieder üblich, sind läppisch und können keinen Naturfreund und Züchter dieser edlen Sängerrace erfreuen, weil der Unterricht hierzu an sich schon quälend ist, und die Vorstellung auf Commando um so lästiger für den kleinen Schauspieler wird, je öfter man sie fordert, und dieselbe mit Ueberwindung des Unbehagens und Nichtaufgelegtseins von ihm gegeben wird. Zu großen Seltenheiten, keineswegs aber zu den Unmöglichkeiten gehört das Sprechtalent gerade dieser Race. Natürlich sind hierin dem Vogel sehr enge Grenzen gezogen, und wenn auch der Unterricht mit dem Erfolg der deutlichen Wiedergabe eines Sätzchens gekrönt wird (das nicht gerade ein „einfach nacktes" zu sein braucht, sondern auch eine kleine Erweiterung haben darf), so klingt doch die Stimme gar winzig und hat das täuschend Menschliche mit dem Staarengeplauder nicht gemein. — Die Harzer Race bedarf, als die kernigste und gesündeste, verhältnißmäßig weniger ängstliche Pflege als die nachfolgend beschriebenen, viel mehr verzärtelten und empfindlichen. Dennoch beachte man stets, daß wir es mit Stubenvögeln im eigentlichsten Sinne des Wortes zu thun haben, welche seit lange „die Cultur beleckt" und ihnen mit ihren Vorzügen auch eine Menge Gebrechen verliehen hat. Die mittlere Temperatur des Zimmers braucht, der hitzigen Natur des Vogels gemäß, nicht über + 14 – 15° R. gehalten zu werden, bei zur Hecke bestimmten Vögeln erreicht sie im Spätherbste und Winter nur + 8—10° R. Das Futter besteht aus einem Gemisch von ¾ Sommerrübsamen und ¼ Canariensamen, auch Lenz oder Glanz genannt, dem Samen des Canarienglanzgrases, der wahrscheinlich mit dem Vogel ursprünglich nach Europa gebracht worden ist. Besonders jungen, der Hecke noch nicht lange entwachsenen Vögeln reicht man zuweilen auch in Wasser eingeweichten und von der Hefe durch Ausdrücken in einem leinenen Lappen befreite Semmel, sowie gesottenes Ei. Alle Canarienvögel greift jedweder

Rauch- und Dunstqualm, auch Staub mit der Zeit sichtlich an. Man schütze den Vogel vor diesen Giften seiner Gesundheit und wende beim Stubenreinigen die Eingangs dieses Buches anempfohlene Vorsicht an, die Käfige mit einem Tuche zu verhüllen, bis sich der Staub verzogen. Noch mehr bewahre man die Vögel vor Zug, durch den mit einemmale die beste Sängerkehle von Heiserkeit zeitlebens befallen werden kann. Mausert diese Race auch im Ganzen leichter, als die zärtlicheren, so müssen doch die Vögel während dieser Zeit sorgfältig beobachtet werden. Denn wenn der Wildfang in dieser Periode schon matt und angegriffen ist, so bedarf um so mehr der Vogel der Cultur einer besonderen Pflege. Kräftige Nahrung darf dann nicht fehlen. Verliert der Vogel während dieser Katastrophe seine Federn zu schnell, so daß der Verlust derselben mit der Bildung neuer nicht in normalem Verhältniß steht, so thut größere gleichmäßige Wärme noth; wollen die Schwung- und Steuerfedern nicht ausfallen, und nimmt der Federwechsel nicht den erforderlichen entschiedenen Verlauf, so zieht man die zu fest sitzenden Federn vorsichtig nach einander mit jähem Ruck in der Richtung der Kiele aus. Vor Nässe des Käfigs hüte man die Pfleglinge, es entsteht dadurch Schwäche in den Beinen. Die lang gewachsenen Nägel beschneide man bei Zeiten, damit der Vogel am Drahtgeflechte nicht hängen bleibt und nicht der Gefahr ausgesetzt ist, sich das Bein zu verrenken oder es zu brechen. Die gegen das Licht gehaltenen durchscheinenden Nägel lassen am Ende des rothen (Blut-) Strahls deutlich die Grenze sehen, über welche hinaus man sie nicht beschneiden darf. Der Beinbruch kommt hier viel häufiger vor, als bei andern Stubenvögeln. Das gebrochene Bein kann durch Schienen geheilt werden, doch muß dies Anschienen verstanden sein, sonst überläßt man besser der Natur des Vogels die Heilung, die oft wunderbar vor sich geht. So sahen wir bei Herrn Gill mehrere Vögel, bei welchen bedeutende Beinbrüche sich so außerordentlich gut ausheilten, daß man keine Spur davon weder in der Bewegung noch in der Form des Beines bemerken konnte. Nur einer einzigen Vorrichtung bedarf es in solchen Fällen, nämlich sogleich nach dem Unfalle, nach welchem bekanntlich der Kranke den Boden des Käfigs aufsucht, den Schieber mit weichem Papier oder besser Linnentuch zu bedecken. Uebrigens entfernt man zur Verhütung solcher Unfälle Fugen am Drahtgeflechte, wodurch Verrenkungen und Beinbrüche verursacht werden, indem

darin die Vögel leicht hängen bleiben. Aehnlich wie der Distelfink beißt, zupft und zaust der Canarienvogel gerne an Cordel, Papier, Tapete, Vorhängen und aufgewundenem Drahtgeflechte und wird dies ihm so zur Gewohnheit, daß hierdurch seinem fleißigen Singen bedeutend Abbruch geschieht. Man entfernt aus dem Bereiche des Käfigs alle dergleichen Gegenstände.

Was hier von der Pflege und Behandlung dieser Race gesagt ist, gilt in noch erhöhtem Grade bei den nachfolgenden; wir brauchen also das Gesagte dort nicht zu wiederholen und beschränken uns nur auf die Zeichnung des Charakteristischen dieser Racen.

Die Pariser oder Trompeter-Race.

Sie enthält die größten, eigenthümlich gestalteten und gefiederten Exemplare. Der hochbeinige bis zu 16—17 Ctm. lange Vogel ist von schlankem Körperbau und hat einen verhältnißmäßig kleinen Kopf. Die schlanke Figur wird aber gewissermaßen verdeckt durch die eigenthümliche Bildung und Stellung langer, bauschiger Federn des Mantels (Oberrückens) — der Scheitel oder die Epauletten genannt — und der Brust, welche den sogenannten Chapeau bilden. Diese krause Federstellung, verbunden mit dem Umstande, daß die Vögel die langen Beine vermöge der schlaffen Bändermuskeln der Fersengelenke fast in eine gerade Linie strecken können, dabei gewöhnlich die Oberarme der Flügel in die Höhe ziehen und Kopf und Hals beinahe wagrecht halten, verleiht der Race etwas ganz Auffallendes. Von den Epauletten auf dem Mantel rührt der Name „Trompeter" her, auch tauft man die Race mitunter mit dem Ausdruck Lord-Mayor. Ihre gewöhnliche Farbe ist gelb, bis in's Hochgelbe gehend, auch grün, grau und gescheckt. Als hochgeschätzte Seltenheiten werden die isabellfarbenen angesehen. Die Race zeichnet sich, wie in etwas minderem Grade auch die nachfolgende, durch Phlegma und daneben durch große Sterblichkeit der Jungen aus. Von hundert derselben kommen bei der Züchtung im Mittel kaum vierzig durch. Offenbar sind die Vögel die verzärteltsten, die wenigste Naturwüchsigkeit besitzenden unter ihren Stammesgenossen. Die Jungen führen meist im Ei schon einen Krankheitsstoff in sich. Gewöhnlich sterben sie zwischen dem 5. und 8. Tag nach dem Aus-

schlüpfen, indem rothe Querstreifen über dem Unterleibe erscheinen und sich schwarze Pünktchen und Flecken im Nacken zeigen. Sobald sie aber einmal ihr Gefieder bekommen haben, sind sie der Gefahr entronnen. Ihr Gesang steht weit unter dem der Harzer Vögel. Er hat zwar mindestens dessen Stärke, ist aber rauher, besitzt nicht die Flötentöne und entbehrt der geschickten Verschmelzung und Abwechslung der Touren. Am meisten wird bei diesen Vögeln auf die Herausbildung der äußeren Raceeigenthümlichkeiten gesehen; besonders gesucht und geschätzt sind die rein hochgelben Exemplare. Herr Gill besitzt ein solches Paar von besonderer Reinheit, und wurde ihm dafür und für ein isabellfarbiges auf der 1870er Ausstellung von Canarienvögeln in Cöln der erste, sowie für ein grünes Paar der zweite Preis zuerkannt. Außerdem erlangte der genannte Züchter noch Preise für graue und gescheckte Vögel dieser Race auf anderen Ausstellungen. Solche rein gehaltene Vögel haben einen für den Nichtkenner unglaublichen Preis, der bis zu 200 Francs pr. Stück geht. —

Der Pariser am nächsten steht die

Holländer oder Brabanter Race.

Sie ist wenig kleiner als die erstere, nicht ganz so hochbeinig und besitzt einen etwas dickeren Kopf. In Farbe und Haltung gleicht der Brabanter Vogel dem Pariser, doch treten seine Schienbeine nicht ganz so frei und gerade vom Leibe heraus und krümmt er auch weniger auffallend den Rücken, als der Pariser. Die Race besitzt einen etwas unvollkommeneren Chapeau, als die vorerwähnte, entbehrt auch ganz des Scheitels. Die Vögel sind zwar vorwiegend gleichmüthig, doch nähern sie sich hinsichtlich ihres Temperamentes schon mehr der Harzer Race, und kann man im Durchschnitt einem Hahne zwei Weibchen zugesellen. Die Sterblichkeit der Jungen ist auch bei Weitem geringer, als bei denjenigen der Pariser Race, indem durchschnittlich 75% davon in den Hecken am Leben bleiben.

Der Brüsseler Vogel

endlich ist der zierlichste und verhältnißmäßig schlankste aller Canarienvögel. Sein schmales, kleines Köpfchen hält er gewöhnlich mit dem Halse unter der wagrechten Linie, so daß er in dieser Stellung einen noch auffallenderen

Eindruck als der Trompeter macht; denn er zieht ebenfalls wie dieser meist die Oberarme hoch zum Rücken hinauf, stellt aber in Folge der äußerst schlaffen Bändermuskeln das Innere des Fersengelenkes öfters so, daß es nach vorn gebogen erscheint, was dem hochbeinigen Vogel eine merkwürdige Figur verleiht. Derjenige reiner Abkunft zeigt etwas Chapeau, höchst selten und dann nur blos angedeutet einen Scheitelrücken, ist von hoch- oder blaßgelber Farbe, höchstens auf Kopf oder Rücken spärlich gefleckt.

Brüsseler Züchter behaupten, daß bei der reinen Race ein graugrüner, isabellfarbener oder scheckiger Vogel niemals gezüchtet werden könne. Gill hat sieben Jahre hintereinander versucht, durch fortgesetzte Kreuzung zwischen dunklen andern Racen und immer reinen Brüsselern beiderlei Geschlechts derartige dunkle Vögel zu bilden; allein bis jetzt ohne den gewünschten Erfolg. Es steht jedoch dahin, ob nicht beharrliche Weiterkreuzung („Durchzucht") dennoch die Farbe hervorbringen könnte. Der Brüsseler Vogel steht hinsichtlich seiner Größe, seines Temperamentes, Betragens und seiner Fortpflanzungsfähigkeit zwischen dem Pariser und Brabanter. Er bringt in seinem Heckenleben durchschnittlich 50% Junge auf.

Noch mehr als die äußere Gestaltung in der Racebildung ist die Färbung und Zeichnung des nun schon so lange künstlicher Nachzucht unterworfenen Vogels Veränderungen unterworfen gewesen. Es gründen sich hierauf eine Menge Unterscheidungen und Bezeichnungen, von welchen wir die hauptsächlichsten aufzählen wollen.

Die der Färbung des ursprünglichen wilden Canarienvogels am ähnlichsten gebliebene ist die graugrüne oder grünlichgelbe. Sie ändert nach den angedeuteten beiden Farbenausprägungen ab, es gibt aber aus beiden in gewissen Generationen immer wieder „Rückschläger" (d. i. den ursprünglichen Stammeltern Aehnliche) von einer in die andere Färbung. Beim Uebergang in Grau erscheint der Rücken hänflingsartig, die Unterseite blaßgelb. Die Jungen sehen dann wie junge Hänflinge aus. Herrscht hingegen die grüne Färbung vor, so ist die Oberseite zeisiggrün, die Unterseite hochgelb, und die Jungen tragen weniger lebhaft ebenfalls dieses Kleid. Unter den beiden erwähnten Färbungen befinden sich in der Regel die dauerhaftesten, fruchtbarsten Vögel.

Die hoch-, gold- oder pirolgelben Vögel sind die schönsten, am meisten von den Züchtern erstrebten, aber auch empfindlicher und zärtlicher als die vorigen.

Diesen am nächsten stehen die Strohgelben mit einer etwas matteren gelben Färbung. Sie sind dauerhafter als die Hochgelben.

Die Hellgelben oder sogenannten Weißen sind nicht minder ausdauernd und besonders für die Bastardzucht mit dem Stieglitze gesucht. Artet diese helle Färbung jedoch in reines Weiß aus, so entstehen Rothäugige oder Kakerlaken, weichliche, zur Nachzucht untaugliche Exemplare.

Die Isabellfarbenen sind oben gelblichbraun oder gelbröthlichbraun, unten hochgelb. Die mit röthlichem Anfluge und pirolgelber Brust sind, wie erwähnt, die gesuchtesten, aber auch seltensten; sie erreichen ihren Gipfelpunkt in den sogenannten Isabellschwalben, d. h. solchen Vögeln, deren Köpfe, Flügel und Schwänze schön röthlichbraungelb, der übrige Körper hochgelb erscheint. Man findet diese Färbung am ersten vertreten bei den Trompetern; sie erscheint bisweilen in Verbindung mit rothen Augen.

Zwischen diesen Hauptfarben stehen nun viele Zwischen- oder Mischfärbungen und die sogenannten Schecken, welche eigentlich erst Werth gewinnen, wenn die Zeichnung eine regelmäßige ist. Tritt das Scheckige gepunktet auf, so erscheinen Tiger oder Getigerte; beschränkt es sich auf nur einen Flügel, so entstehen Halbschwalben; erstreckt es sich hingegen regelmäßig auf einzelne Theile und Gliedmaßen, so ist dies ein geschätzter Vorzug, und man unterscheidet dann verschiedene Schwalben, wie z. B. Grün-, Schwarz-, Grauschwalben, jenachdem die Vögel grüne, schwärzliche oder blauschwarze oder graue Köpfe, Flügel und Schwänze besitzen und dabei der übrige Körper einfarbig ist. Unter dieser Sorte unterscheidet man wieder Kuppen- oder gekrönte und glatte Schwalben, d. h. auf erwähnte Art gezeichnete Exemplare mit oder ohne Hauben. Die Hauben sind am geschätztesten, wenn sie recht dicht befiedert sind, sich regelmäßig aufrichten und scharf abgrenzen. Erstreckt sich die dunklere Farbe blos auf den ungekrönten Kopf, so erscheinen sogenannte Plättchen, wie z. B. Grünplättchen u. s. w.

Bis jetzt ist bei der Züchtung der drei größeren Racen hauptsächlich nur Gewicht auf die Reinhaltung ihrer äußeren Gestaltung und Farbe gelegt worden. Herr Gill ist auf dem Wege, nunmehr auch der Gesangesausbildung dieser Vögel seine Sorgfalt zu widmen. Wir haben ihn in diesem löblichen Vorsatze nur bestärken können, und sollen zu dessen Ausführung gute Harzer Schläger die allmälige Vervollkommnung der jungen Hahnen bewirken. Aber auch in der Hecke soll schon der Grund für diese Umwandlung des Gesanges gelegt werden, indem Eier der größeren Racen Harzer Brutweibchen übergeben werden und diesen die Jungenpflege den Sommer hindurch überlassen wird. Es läßt sich erwarten, daß bei den nicht mangelhaften Stimmwerkzeugen der großen Racen allmälig sich auf diesem Wege Vervollkommnung des Gesanges erzielen läßt. Gewiß schneller und viel ausgiebiger würde das Ziel aber durch Hinzunahme der Kreuzung zwischen Harzer und den andern Racen erreicht.

III. Abtheilung.

Leben in Hecken.

Die Canarienvögelzucht.

Die mit dem Eintritt ihrer Selbstständigkeit aus der Hecke entfernten Canarienvögel, welche zur nächstjährigen Paarung bestimmt sind, werden bei mäßiger Wärme (gute Züchter wenden nur höchstens + 10—11° R. an), am zweckmäßigsten getrennt nach Geschlechtern, in geräumigen Einzelbauern oder in von den Nistapparaten geräumten Heckkäfigen überwintert. Manche lassen die Geschlechter der großen Racen über Winter in den geräumten Flughecken und Heckkäfigen zusammen. Es läßt sich diese Einrichtung insofern rechtfertigen, als sie sich nur auf das Zusammensein von schon gepaarten Vögeln bezieht, welche die geschlossene Ehe treulich zu halten pflegen. Wenn irgend möglich, soll man die Trennung der Geschlechter eintreten lassen. Denn es soll die Ueberwinterung eine eigentliche Ruheperiode sein, in welcher sich die Vögel kräftigen können zur nächstjährigen Paarung, die dann bei der Wiedervereinigung der Geschlechter im Frühjahre eine um so innigere wird.

Der Ruheperiode gemäß erscheint eine gelinde Temperatur geboten. Gegen das Frühjahr hin steigert man zur allmäligen Erweckung des Geschlechtstriebes die Stubenwärme nach und nach bis zu + 15° R., sorgt auch beständig nachher noch dafür, daß diese Wärmegrade gleichmäßig erhalten bleiben und hilft mit Heizung nach, sobald die mittlere Tageswärme unter das angegebene Medium herabsinken sollte. Anfangs März bringt man die getrennt gewesenen Paare zusammen. Vor Allem ist hierbei der Grundsatz zu wahren, keine Inzucht zu treiben, d. h. keine nahe verwandten Vögel zur Paarung unter sich zuzulassen.

Die Erhaltung und Bildung der Färbung bei der Züchtung ist Geschmacksache. Man kann durch Paarung verschiedenartig gefärbter und gezeichneter Vögel gewissen Ansichten und Neigungen huldigen, wie sogleich angedeutet werden soll; nur wahre man die Regel, *nicht zu ungleichalterige Vögel und solche mit Kuppen zusammen zu paaren*, weil hierdurch im ersteren Falle oft Schwächlinge, im zweiten leicht Kahlköpfe und mit Kopfgeschwüren behaftete Exemplare hervorzugehen pflegen.

Der Züchter hat es innerhalb gewisser Grenzen in seiner Gewalt, die einfarbigen, sowie die erwähnten graugrünen oder grüngelben Vögel in ihrer Reinheit zu erhalten; weniger zuverlässig gelingt ihm dies bei den Mischfärbungen.

Es sollen hier nur einige durch Beispiele erläuterte Grundsätzlichkeiten zur Verhütung von Mißgriffen bei Anfängern erwähnt, Andeutungen gegeben werden, an welche der Denkende und Thätige weitere Folgerungen und Versuche knüpfen mag, um zu neuen Ergebnissen zu gelangen, und dieses noch lange nicht geschlossene Capitel der Erfahrung zu erweitern.

Erstrebt man Reinhaltung einer der angegebenen *Hauptfarben*, so ist der Grundsatz zu befolgen, nur kräftige Paare von der gewünschten Einfarbigkeit zum „Einwurf" (Paarung) zu wählen, allfällige Rückschläger aber jedesmal auszuscheiden oder anderweitig zu benutzen. Nur durch solche immer fortgesetzte „Durchzucht" erzielt man Vögel von beliebter Färbung, vorausgesetzt, daß hierbei Inzucht strenge ausgeschlossen und zur untrüglichen Controle der Heckkäfig mit „einfachem Einwurf" (d. h. Einsatz von nur einem Paare) gewählt wird. *Der Hahn nun bestimmt zur Bildung einer Zuchtcolonie, namentlich anfänglich, die Grundfärbung*, d. h. er muß z. B. zur Herausbildung von einfarbig hochgelben Vögeln rein hochgelb sein, während das Weibchen nur *einfarbig gelb* zu sein braucht, einerlei ob hoch-, stroh- oder weißgelb. Alle späteren Paarungen werden aber strenge nur unter „durchgezogenen" ganz Gleichfarbigen vorgenommen. Zur Erläuterung des Gesagten diene folgendes Beispiel. Von einem Einwurf eines goldgelben Hahnes und eines weißgelben Weibchens sei in zweiter Brut ein goldgelber Hahn entstanden. Von einem anderen ähnlichen Einwurf sei ein goldgelbes Weibchen erzogen. Diese beiden goldgelben Vögel benutzt man zur weiteren Zucht, indem immer nur gleichfarbige aus verschiedenen Bruten anderer Paare zusammen-

gebracht werden und bei solcher consequenten Fortsetzung endlich eine constante (durchgezogene) Colonie von der erstrebten Färbung erzielt wird.

Anders ist's bei der Züchtung schön und selten gezeichneter Vögel, wie Schwalben, Plättchen und gekrönt Gezeichnete. Hier waltet ebenfalls die Regel, daß der Hahn immer die Zeichnung, das Weibchen nur die Grundfärbung bestimme. Bei dieser schwierigen, jedenfalls der Sicherheit wegen in Heckkäfigen zu bewirkenden Züchtung muß ebenfalls eine Colonie durchgezogen werden. Hier wird der sogenannte „Ausstich" aus den Bruten zum jedesmaligen Einwurf bestimmt, indem man nur besonders erwünscht gezeichnete Vögel nimmt, um mit diesen durch das oft sehr veränderliche Spiel des Zufalls hindurch an das erstrebte Ziel zu kommen. Hat man auf diese Art z. B. einen gelben Hahn mit blauschwarzer Holle oder mit Schwalbenzeichnung als seltenen Ausstich erhalten, so bestimmt man solchen zum Einwurf mit einem ebenfalls strenge durchgezogenen (constanten) gelben Weibchen. Es muß nun abgewartet werden, bis unter den meist nach beiden Farben der Eltern einseitig ausfallenden Bruten ein zum Ausstich geeigneter Vogel entsteht, welcher das Bild endlicher Mischung der elterlichen Färbung mit der erstrebten Zeichnung, also eine blauschwarze Kuppe oder eine Schwalbenzeichnung auf gelber Grundfarbe trägt. Mit solchem Ausstich wird nun nach der vorgetragenen Regel fortgezüchtet.

In der Regel gilt bei den kaltblütigen und faulen größeren Racen der weitere Grundsatz, jedem Hahne nur ein Weibchen zu geben; doch kann man zu den Brabanter Männchen im Allgemeinen zwei Weibchen zulassen. Den Harzern hingegen gesellt man deren drei zu: denn dieselben zeigen am meisten Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit gegen ihre Genossinnen und die Brut, verlangen kraft ihres feurigen Temperamentes Beschäftigung und Abwechslung und werden durch letztere verhindert, einem einzigen Weibchen durch übertriebene Hitze und Jagen zu schaden.

Weiter ist die Frage zu erörtern, in welcher Art Hecken man die verschiedenen Racen am vortheilhaftesten züchten wird. Bei dieser Frage entscheidet in erster Linie der Zweck der Züchtung. Geht dieser darauf hin, möglichst viele Vögel zu erziehen, so ist die größere Flughecke selbstredend an ihrem Platze. Wird hingegen veredelnde Zucht beabsichtigt, gehe sie nun auf möglichste Reinhaltung der Race nach Gestalt und Färbung, oder erziele sie besonderen, ausgeprägten Gesang: so empfiehlt sich der

Heckkäfig. Auch die Gemüthsstimmung der Racen entscheidet im großen Ganzen schon über die Wahl für die Zucht in Flughecken oder Heckkäfigen. Die lässigen Racen bedürfen schon mehr des anregenden massenhaften Zusammenlebens, als die an sich schon animirten Harzer Vögel. Die letzteren eignen sich einmal ihres hitzigen, zänkischen Wesens, zum andern der bei ihnen vorzugsweise zur Geltung kommenden Ausbildung ihrer Gesangeseigenthümlichkeit wegen aber gerade weniger für die Zucht in Flughecken. Hiernach scheiden sich also im Ganzen die Wege der Züchtung nach zweierlei Richtungen hin: für die Pariser, Brabanter und Brüsseler Racen wählt man am vortheilhaftesten die Flughecke, für die Harzer Vögel hingegen den Heckkäfig.

Dieser letztere gewährt entschiedene und überwiegende Vortheile vor der Flughecke. Es geht erstlich die Begattung, wie das ganze Nistgeschäft mit Ruhe und Gleichmäßigkeit vor sich, da hier ein störendes Treiben der Hahnen aus Eifersucht wie in der Flughecke nicht vorkommt; er läßt zweitens eine genaue Controle der Abstammung bei den Bruten zu, drittens ermöglicht er eine leichte, ununterbrochene Aufsicht über den Fortgang des Nistgeschäftes der Paare, sowie endlich durch ihn eine eingehende Regelung des Futters je nach der Eigenthümlichkeit der Paare und dem jeweiligen Bedürfnisse der Insassen zu bezwecken ist. Auch das Reinhalten des Heckkäfigs ist nicht von der störenden Nachwirkung und mit viel weniger Umständen verbunden, als das der Flughecke, in welcher durch dies Geschäft immer die ganze Colonie in Aufregung geräth. Die Flughecke hat hingegen, strenge genommen, neben der Annehmlichkeit freierer Bewegung für die Vögel nur den relativen Vortheil vor dem Heckkäfige, daß bei ihr ein summarisches Verfahren angewandt werden kann, und den allfällig noch hinzutretenden der gegenseitigen Hülfeleistung einzelner Paare bei der Jungenpflege, der übrigens von dem Nachtheile gegenseitiger Störungen der verschiedenen Paare bei der Begattung und dem ganzen Brutgeschäfte wieder aufgehoben wird. Diese Vortheile und Nachtheile werden bei der nachfolgenden Besprechung des Nistens in den Hecken klarer in die Augen springen.

Bei der Zugesellung *mehrerer* Weibchen zu einem Hahne (einem sogenannten „doppelten Einwurf" im Gegensatze zu dem oben erwähnten einfachen) kann man je nach der Anzahl der „eingeworfenen" Weibchen

zwei oder mehrere Gill'sche Heckkäfige mit ihren Schiebgitterseiten dicht an einander bringen, so daß jederzeit einerseits die Trennung der Weibchen von einander, andererseits des Hahnes von einem oder dem anderen Weibchen nach Belieben bewirkt werden kann. Sind z. B. die Weibchen unverträglich oder eifersüchtig, so daß gegenseitige Störungen bei der Brut zu befürchten stehen, so sperrt man sie von einander durch Herunterziehen des Schiebgitters je in einen Heckkäfig ab. Der Hahn wird nun zuerst zu seinem schon angepaarten Weibchen gelassen, bis dies auf seinem vollständigen Gelege fest brütet. Hierauf führt man das Männchen durch Aufziehen des Schiebgitters in den anstoßenden Heckkäfig zum zweiten Weibchen über und verfährt so weiter. In vielen Fällen ist diese Absperrung der Weibchen unter sich nicht nöthig, und räumt man dem Hahne sammt seinen Weibchen nur einen Heckkäfig ein.

Vor dem Einwurf in die Flughecke werden die für einander ausersehenen Vögel durch vorheriges Zusammenbringen in einem Käfige angepaart. Die Paarung oder „Annahme" erfolgt meist in 1-4 Tagen, nur ausnahmsweise in längerem Zeitraume und bekundet sich dadurch, daß das Paar sich plappernd mit den Schnäbeln berührt, der Hahn das Weibchen atzt und das letztere die piependen Begattungsrufe hören läßt.

Es kommt ausnahmsweise vor, daß zwei Vögel sich nicht an einander gewöhnen wollen. Konnte man die Paarung derselben durch wiederholtes engeres Zusammenbringen in einem Käfige nicht bewirken, so versucht man die Nichtwilligen an etwa vorhandene überzählige Vögel zu fesseln. Einzelne Hahnen sind bisweilen zu hitzig und treiben die Weibchen übergebührlich umher, andere sind zänkisch und raufsüchtig. Man thut in beiden Fällen wohl, solche Individuen abzuscheiden, höchstens es mit ihnen in Heckkäfigen auf die angedeutete Art zu versuchen.

Ist einmal die Ehe geschlossen, so dauert sie, wie erwähnt, für das Leben des Paares.

Sind in der Hecke die erwähnten fertigen künstlichen Nester nicht vorhanden, so muß man allerdings einen zeitweilig reichlich zu erneuernden Vorrath von Charpie, trocknen Halmen, Thierwolle, trocknem Moose u. dgl. m. in die Hecke streuen, worauf das Bauen der Weibchen an den von den Hahnen ausgesuchten Nistplätzen schon einige Tage nach dem Zusammenbringen der Vögel erfolgt. Zuvor aber werden Nistkästchen an passenden

Orten angebracht, welche mindestens 10—11 Ctm. im Quadrat und ebenso tief sein müssen und auf deren Boden — wie nach Lenz im Harze geschieht — eine dünne Lage Holzasche, hierüber ebensoviel durchsiebter Sand und als dritte Lage etwas feines trocknes Moos, welches bis zur Hälfte der inneren Wände des Kästchens reicht, gebracht wird. Die übrigen Vorrichtungen an den Kästchen werden auf die in den „Vorkehrungen" beschriebene Weise für das Anbringen der künstlichen Nester bewirkt. Man kann in der Regel für je ein Weibchen der Hecke zwei künstliche Nester oder Nistkästchen anbringen. —

Vom 8. oder 10. Tage nach dem Einsetzen der Paare an entsteht das erste Ei, welchem gewöhnlich zwischen 5 und 6 Uhr Morgens andere folgen, bis das zwischen 2—6 Stück schwankende Gelege vollzählig ist. In der Regel fängt das Weibchen schon nach dem Ablegen des zweiten Eies zu brüten an, und es zählt von da ab die Dauer der Brütezeit und die Zeit des Ausschlüpfens des ersten Jungen, welcher Zeitraum 13 bis selbst 17 Tage währt.

Bevor wir weiter schreiten, wollen wir in allgemeinen Zügen das Verfahren und Betragen des Pflegers den Heckvögeln gegenüber andeuten. Man behütet die Insassen des Vogelhauses nach Möglichkeit vor Schrecken und Aufregung strenge. Fremde Erscheinungen können Verwirrung in der befiederten Gesellschaft hervorrufen. Der Eintritt des Pflegers sei nie überraschend. Der hörbare, den älteren Vögeln wohlbekannte Tritt, der Zuruf von außen oder sonst ein freundliches Zeichen der Ankunft solche Vorbereitungen sichern einen ruhigeren Empfang. Aber auch die Bewegungen in der Hecke selbst soll man mäßigen und namentlich mit den Armen nicht rasch und hoch ausfahren. Durch sanftes Auftreten, langsames Hin und Herschreiten und das Vermeiden allzu gewaltsamer Eingriffe gewinnt man sicher das Vertrauen der Pfleglinge. Man lasse den Grundsatz walten, nie unnöthige Handlungen, Nachsehen und Untersuchen der Nester aus bloser Neugierde, oder gar wiederholte auffällige Störungen vorzunehmen. Wohl hat das Auge über die Wohnungen der Thierchen fortgesetzte besonnene Rundschau zu halten und das Benehmen der Gatten unter sich sowohl, wie gegen ihre Eier und Jungen und gegen ihre Nachbarfamilien zu bewachen, aber die zu Hülfe kommende oder abwehrende und verhütende Hand werde nie zum Werkzeug raffinirter Probestücke und allzu ausgespitzter

Künsteleien. Auf der andern Seite sei man aber auch nicht allzu ängstlich und greife mit rascher Verhütung und Hülfe da ein, wo verhütet und geholfen werden muß. Das Herausfangen von jungen und alten Vögeln aus den Flughecken wird am schnellsten und ungefährlichsten durch ein leichtes Schmetterlingsgarn von 2 Dcm. Umfang und 4 Dcm. Tiefe bewirkt, das mit sicherem aber vorsichtigem, nicht schlagendem Zuge zu führen ist.

In Nachstehendem sollen die hauptsächlichsten Fälle Erwähnung finden, in welchen eine Nachhülfe oder ein Eingreifen bei der Brut vonnöthen, auch mag die Art und Weise hervorgehoben werden, wie die Thätigkeit des Züchters wirksam sein soll.

Um ein möglichst gleichzeitiges Reifwerden der Gelege bei der Bebrütung zu erzielen, nimmt man erfahrungsmäßig gut brütenden, die Jungen treulich versorgenden Weibchen nach und nach alle Eier bis auf das letztgelegte, indem man sie vorsichtig auf eine Lage trocknen feinen Flußsandes in einem Kästchen sammelt, um sie nach Entstehung des letzten Eies alsbald wieder zu diesem in das Nest zu bringen. Etwa hierbei befindliche unfruchtbare Eier (sogenannte „Windeier") werden entfernt. Diese sehen, gegen das Licht gehalten, immer gleichmäßig helle aus; befruchtete erkennt hingegen der Kenner schon den 3., gewiß aber den 5.—6. Tag an dem Dunkelwerden des Keimflecks und dem sich bildenden Geäder.

Auf einen Umstand muß hier aufmerksam gemacht werden. Es tritt vorzugsweise in der Flughecke bisweilen der Fall ein, daß die Fruchtbarkeit eines Paares erst beim zweiten Gelege erscheint. Man breche also nicht gleich den Stab über solche gewöhnlich junge Vögel und lasse sie, Ausdauer und Langmuth übend, gewähren, besonders wenn es sich um die Fortpflanzung eines besonders werthvollen Paares handelt. Ausdauernde Züchter haben sogar nach zweijährigen Fehlversuchen endlich im dritten Jahre noch schöne, vollkommene Brut erzogen.

Eine andere vortheilhafte Nachhülfe des Züchters ist die, daß er die Eier von wahrscheinlich oder thatsächlich schlecht brütenden oder bei der Jungenpflege säumigen Weibchen anderen Zuchtvögeln unterschiebt. Bei diesen und allen nachfolgend erwähnten Handlungen ist aber von Seiten des Pflegers genaue Kenntniß der einzelnen Vögel nöthig, und diese Kenntniß verschafft er sich durch ein Notizenbuch, in welches er nicht allein das ganze Gebahren der Paare während der Nistzeit,

sondern auch die Tagesgeschichte jedes einzelnen Geleges bis zum Flüggewerden der Jungen verzeichnet, und diese letzteren endlich durch Einschnitte an den Schwungfedernfähnchen dermaßen kennzeichnet, daß jeder einzelne Vogel durch die Anzahl Einschnitte eine Nummer erhält. Sind der Jungen sehr viele, so trennt man die verschiedenen Gehecke nach Einschnitten am rechten und linken Flügel und läßt für jede Seite eine besondere Nummerfolge durchlaufen.

Bei regelmäßigem Gange des Nistgeschäftes, bei gut brütenden und die Brut emsig ernährenden Gatten hat der Züchter keine besondere Mühe und Aufmerksamkeit zu verwenden. Diese muß er vielmehr den mit Eigenheiten, Unarten und Fehlern behafteten Paarvögeln beinahe ausschließlich zuwenden. Zu den nachtheiligen Eigenheiten gehört z. B. die, daß Weibchen die Jungen in den ersten Tagen ganz unversorgt lassen, während sie dieselben oft später gut verpflegen. In solchen Fällen ist es rathsam, die Eier nicht, wie oben erwähnt, anfänglich bis auf das letzte zu nehmen, um deren Ausbrütung zu Einer Zeit zu bewirken, sondern dem Vogel das ganze Gelege zu belassen, damit die einzelnen Eier nach und nach zur Reife gelangen. Das erste und zweite Junge übergibt man dann entweder einer anderen gleichalterigen Brut pfleglicher Eltern, oder man füttert solche Erstlinge so lange selber, bis das Weibchen oder der Hahn, der mit der Versorgung der Jungen gewöhnlich den 4. oder 5. Tag beginnt und dann der Haupternährer der Familie bleibt, sich der Jungenpflege unterzieht.

In den ersten 8 bis 10 Tagen erwärmt das Weibchen die einige Tage mit verschlossenen Augen versehenen Jungen regelmäßig und anhaltend, alsdann in immer größeren Zwischenräumen, dieselben bei Tage im Neste sich selbst überlassend. Anfangs der 3. Woche, höchstens zu Ende derselben pflegen sie auszufliegen und üben sich sogleich darauf im Alleinfressen. Innerhalb 4 Wochen haben sie ihre Selbstständigkeit erreicht, und nimmt man sie dann in der Regel aus der Hecke, um sie später, wenn die Hähnchen zu „dichten“ (zwitschern) anfangen, nach Geschlechtern zu trennen. Gut brütende Paare schreiten in der 3. Woche nach dem Ausschlüpfen der vorhergehenden Brut wieder zu einer neuen.

Entsteht in den Hecken die Vogelmilbe, so sei man schnell zur Hand, diese Plage der jungen und alten Vögel zu entfernen. Das Vorhandensein dieser Schmarotzer entdeckt man an den öfters aus den Nestern hüpfenden

und sich emsig lausenden und schüttelnden Weibchen. Man untersuche gründlich die Nester, streue persisches Insectenpulver in neu zu ersetzende fertige künstliche Nester, sowie in das Gefieder der befallenen jungen und alten Vögel, reinige die Hecke von allem Geniste u. dgl. m. und streue in dieselbe tüchtige Portionen des Pulvers aus. Bei planmäßigem, umsichtigem Reinhalten der Hecken, ganz besonders aber beim Gebrauch und öfteren Wechsel der mehrerwähnten künstlichen Nester wird diese Plage bei den Heckvögeln nie oder höchst selten einreißen, kann aber eintretenden Falls in der angegebenen Weise schnell und sicher beseitigt werden. —

Das Futter für die unbefiederten Jungen besteht aus gesottenem Eigelb und aufgeweichter von der Hefe durch Ausdrücken befreiter Semmel, welche Stoffe etwa zu gleichen Theilen untereinander geknetet und dann wieder mit Wasser zu einem Brei verdünnt werden. Den 10. oder 11. Tag reicht man den Pfleglingen eine Mischung von einige Stunden vorher in Wasser eingeweichtem Mohn- und Sommerrübsamen. Das in die Hecken zu verwendende Futter besteht in getrennt gehaltenen Partieen Sommerrübsamen und in Canariensamen, sowie auf etwa 15 - 18 Vögel täglich in einem abgesottenen Ei, dessen Dotter und Weißes klein unter einander zerrieben wird, und altbackener, eingeweichter, von der Hefe befreiter Semmel. Außerdem reicht man zur Erzielung festerer Schale an den Eiern zerstoßene Hühnereischalen, dergleichen Tintenfischknochen (ossa sepiae), sowie ein Gemisch von angefeuchtetem Lehm und Salz, welches zu einem Teige verarbeitet und am besten in ein kleines Holzrähmchen eingeknetet wird. Man füttert mit frischen Stoffen täglich mehrmals, nöthigenfalls dreimal. Die Fütterung bleibt sich in der Hecke im Allgemeinen gleich; nur bewährt sich zur Erweckung größerer Lebensthätigkeit (hauptsächlich der großen Racen) bei niederer Temperatur eine mäßige Gabe von Hanfsamen. Reichliches, bei heißem Wetter oder bei Trübung der Gefäße täglich mehrmals zu erneuern des frisches, reines Brunnenwasser zum Trinken und Baden darf nie fehlen.

Bis zu eintretender Selbstständigkeit ist die junge Brut mancherlei Gefahren und Unbilden von Seiten der Paare ausgesetzt. Kaum ist das erste Ei vorhanden, so findet es schon in dem zuweilen sogar am Neste des brütenden Weibchens lauernden Vater, nicht selten auch an einem anderen Hahne einen Vertilger oder Verzehrer. Solche Vögel richten

besonders in Flughecken großen Schaden an, dessen weiterem Umsichgreifen man nur durch sofortige Entfernung der Missethäter begegnen, in den Heckkäfigen hingegen mit folgendem Mittel vorbeugen kann. Man fängt oder separirt während der Legzeit den Hahn jeden Abend und läßt ihn erst, nachdem das Ei am andern Morgen gelegt und vom Züchter abgesondert ist, wieder in den Heckkäfig ein und verfährt so weiter, bis das Gelege vollständig ist und das Brüten begonnen hat, von welchem Zeitpunkte an das Unwesen des Hahnes aufhört. Aehnliches kommt bei eifersüchtigen Weibchen vor, welche sich auch, wie einzelne Hahnen, die neu erbauten Nester gegenseitig zerzausen. Der letzteren Untugend wird ein- für allemal gründlich durch allgemeine Anwendung der erwähnten fertigen künstlichen Nester abgeholfen.

Bei den Weibchen tritt ferner die störende Gewohnheit auf, daß mehrere ihre Eier in Ein Nest ablegen und nun darauf auch gemeinschaftlich brüten. Hierdurch entstehen erfahrungsmäßig meist Fehlbruten. Man kann diesen Unregelmäßigkeiten in der Flughecke durch Vertheilung solcher Eier unter andere Gelege nur dann mit Vortheil begegnen, wenn sich mehrere gleichalterige Gelege gerade vorfinden, oder durch das immer mit Aufregung verbundene und darum womöglich zu vermeidende Mittel, daß man die concurrirenden Weibchen bis auf eines, dem man einen Theil des Geleges läßt, aus der Flughecke entfernt. Von vornherein beugt das Einsetzen solcher Weibchen in Heckkäfige diesem Unfuge vor.

Zwei Hauptfehler bei Hahnen müssen wir noch erwähnen, nämlich das Federausrupfen, sowie das Zerbeißen der Schnäbel und Füße an eignen und fremden Jungen. Die letztere böse Angewöhnung kommt meist bei den Bruten zu Ende der Heckzeit vor, und kann derselben nur durch Entfernung der unnatürlichen Vögel Einhalt gethan werden. Das mißliche Federausziehen bewirken einzelne Hahnen schon von der Zeit der Entstehung der Federn an den Jungen bis zu deren Flüggewerden und selbst noch über diesen Zeitpunkt hinaus. Es erstreckt sich hauptsächlich auf die Schwanz-, zuweilen auch auf die Rückenfedern und geschieht vielfach so ungestüm und nachhaltig, daß die Kleinen an den verletzten Stellen bluten. Setzt sich dieses Ausrupfen zwei- oder gar dreimal auf wieder neu entstehende Federn fort, dann tritt keine Neubildung von Kielen mehr ein und die Jungen behalten nackte Stellen oder bleiben ohne Schwänze.

In der Flughecke hat der Züchter kein anderes Abwehrungsmittel, als solche übel behelligte junge Thierchen in seine Pflege zu nehmen; er müßte denn zu der jedenfalls mißlichen Maßregel greifen, die betreffenden Hahnen, als die Haupternährer der ganzen Familien, zu entfernen. Ist das Uebel übrigens bei den alten Vögeln ein eingerissenes, so taugen dieselben zur Zucht nicht und werden durch bessere Hahnen ersetzt. In den Heckkäfigen kann man sich durch Absondern der Jungen in einem kleineren, in einer Ecke des Heckraumes anzubringenden Käfige helfen, sobald die Jungen nur erst so weit vorgeschritten sind, daß sie das ihnen durch das Gitter ihres Absperrungsraumes von den Alten gereichte Futter entgegennehmen und ohne Mutterwärme bestehen können.

Sobald die Selbstständigkeit eines Ausflugs von Jungen in den Hecken erfolgt ist, muß ihre Entfernung aus den letzteren erfolgen; man müßte denn die allerdings besonders in der Flughecke förderliche, gerade nicht seltene Eigenschaft an den Vögelchen bemerken, daß sie die Mitfütterung der zweiten Brut besorgen helfen. Gewöhnlich wirkt das längere Belassen der Ausflüge in den Hecken nur störend auf den Fortgang des Brutgeschäftes der Paare, indem sie bei der Atzung der zweiten Brut herbeifliegen, den Alten das Futter für ihre Nachgeschwister nehmen und namentlich in den Heckkäfigen häufig die neu brütende Mutter dadurch behelligen, daß sie sich Abends und Nachts zu ihr auf das Nest drücken.

Die abgesonderten Jungen erhalten zeitweilig immer noch etwas Weichfutter in Form eingeweichter, hefefreier Semmel, auch hin und wieder etwas Ei, bis sie allmälig zu dem schon erwähnten Futter in der Ruhezeit oder dem Einzelbauer übergeführt werden.

Zu mehr als drei Bruten in einem Sommer läßt man ein Paar nicht kommen, erstlich um die Vögel nicht zu sehr zu schwächen, zum andern weil nach der Selbstständigkeit der regelmäßigen dritten Brut auch die eigentliche Nistzeit, der Vorsommer, vorüber ist. Mit Ende Juni tritt also der Schluß der Hecke ein. Alsdann wird dieselbe von den Brutvorrichtungen geräumt und kann für alte und junge Vögel der großen Racen nach der Mauser von Mitte September an wieder bevölkert werden, sobald dieselbe in einer heizbaren Räumlichkeit besteht. Bei den Harzer Vögeln hingegen werden die Paare sowohl als die Jungen von einander getrennt, und es beginnt die bereits geschilderte Behandlung, die Lehrzeit

und Ausbildung des Gesanges bei den jungen Hahnen, sowie die Zeit der Ruhe und körperlichen Ausbildung für die Andern. Die Hahnen erkennt man nach Lenz schon in ihrer Nestfedernbildung an der hochgelberen Farbe um Augen und Schnabel vor den Weibchen. Dies gälte aber doch nur für gelbe Vögel, nicht aber für dunkelgefärbte. Ein allgemeines Merkmal, freilich nur für den geübten Blick, sind die kräftigeren, breiteren Unterkiefern, wodurch sich die Hahnen vor den Weibchen auszeichnen.

Aus dem Vorerwähnten springt nun unleugbar der überwiegende Vortheil der Heckkäfige vor den Flughecken im Allgemeinen und Besonderen in die Augen, und können wir es nunmehr dem Urtheile jedes Denkenden überlassen, unter welchen Verhältnissen er die eine oder andere Art der beschriebenen Hecken seinen Pfleglingen einräumen soll.

Die Bastardzüchtung.

Es soll uns hier selbstredend nur die Paarung (Kreuzung) zwischen Canarienvogel und den ihm nahe verwandten Finkenvögeln beschäftigen. Wir fassen dabei, unserer Aufgabe gemäß, besonders die Züchtung mit solchen Arten in's Auge, aus welchen neben schön gefärbten und gezeichneten Exemplaren gute Sänger hervorzugehen pflegen. Man hat auch die Paarung des Canarienvogels mit ihm entfernter stehenden Vogelarten versucht, und ist hin und wieder dieselbe geglückt. Immer aber hat der Einwurf von stammverwandten Arten entschiedenen Vorzug.

Die Bastardzüchtung erheischt eine große, Geduld und Ausdauer erfordernde Mühewaltung, der sich nicht Jeder unterziehen kann und mag. Herr Philipp Schaeffner in Frankfurt a. M., ein uns von achtbaren Seiten sehr empfohlener Gewährsmann in der Canarienbastard-Züchtung, welcher er 20 Jahre unausgesetzt obgelegen und vermöge welcher er seltene Exemplare züchtete, mit denen er auf der 1867er Frankfurter Ausstellung den ersten Preis errang, — schreibt uns über dieselbe Folgendes: „Wer diese Züchtung betreiben will, muß Zeit, eine große Geduld und Ausdauer haben und darf auch keine Kosten scheuen; denn es gibt Jahre, in welchen man 8 bis 10 Heckkäfige verschiedener Zusammenstellung unterhält, ohne

nur eine Feder davon zu bringen.“ Die Bastardzucht ist vielfach noch nicht abgeschlossen, und so manche Fragen bedürfen noch einer befriedigenden Beantwortung durch Versuche und Forschungen an der Hand der Erfahrung. Dasselbe bestätigt ein Brief des Herrn Rudolf Riemann in Breslau, eines uns von Freund Franz Schlegel in Breslau empfohlenen Züchters, wenn u. a. darin Folgendes gesagt ist: „Habe ich auch gewisse Fundamentalsätze der Züchtung selbst in dieser Bastardzucht erkannt, so bedürfen die wichtigeren neueren doch noch weiterer Versuche, die ich vor dem Ablauf mehrerer Jahre nicht vollenden kann. Früher möchte ich darüber Nichts verlauten lassen, indem durch Unfertiges nur Wirrwar gestiftet wird.“ Manche Autoren und praktische Züchter behaupten, daß die Bastarde fruchtbar seien; vielen zuverlässigen neueren Versuchen nach sollen solche Behauptungen auf Irrthum und Verwechslungen beruhen, und man hält jetzt fast allgemein die Unfruchtbarkeit der Bastarde für ziemlich fest bestätigt. Es mag dies Capitel der Untersuchung und des Versuchs im Hinblick auf die Resultate bei andern Vogelarten und bei Säugethieren jedoch der Fortsetzung gewiß noch werth erscheinen.

Da uns in dieser Züchtung nur aus früherer Zeit mangelhafte Erfahrungen zu Gebote stehen, welche von neueren Versuchen weit überholt sind, so beschränken wir uns auf die exacten Mittheilungen des lange und gewissenhaft Erprobten über diesen Gegenstand von unserem oben angeführten Gewährsmanne um so freudiger, als dessen Mittheilungen für's erste im Wesentlichen mit den Gill'schen und unseren Ansichten über die Canarienvögelzucht übereinstimmen, zum andern es unser Grundsatz ist, lieber einen oder wenige erprobte gute Züchter zu hören, als uns aus dem Chaos von Widersprüchen und Weisheitskram vieler oft unzuverlässiger und mittelmäßiger Beobachter zurecht finden zu müssen.

Vor Allem verdient die Art der Herrichtung von künstlichen Nestern Erwähnung, wie sie Schaeffner bei der Zucht von Canarienbastarden bewirkt. Sie weichen in Form und Stoff etwas von den Gill'schen ab, stimmen aber in der Hauptsache mit denselben überein. Den gedrehten Holznapf ersetzt hier ein wohlfeileres, von Weiden geflochtenes Körbchen, in dessen Mulde zur besseren Erwärmung des Innern starkes Papier eingepaßt und worauf persisches Insectenpulver zur Abhaltung von Ungeziefer gestreut wird. Die innere Bekleidung der Mulde besteht nicht in Lämmer-

pelz, sondern aus einem Stück Filz oder Wollenzeug, das an dem Nestrande festgenäht ist. Die Fälle, in welchen diese fertigen Nester angewandt werden, finden nachfolgend am betreffenden Orte Erwähnung.

Die zum Einwurf mit Canarienvögeln zu verwendenden Vögel werden am besten als *Nestlinge aufgezogen*, oder doch als *junge* Thiere gefangen und bis zum Winter unter naturgemäßer Wartung in Einzelkäfigen gehalten, um sodann die Hahnen unter ihnen mit Canarienweibchen, die weiblichen Exemplare dagegen mit Canarienhähnen in großen Käfigen in ungeheiztem oder doch nur mäßig erwärmtem Zimmer zu überwintern, jenachdem man nämlich zur Züchtung Hecken im Freien oder aber in Stuben benutzen will. Im Februar beginnt die Trennung der Paare in kleinere Käfige, um sodann Mitte Aprils den Einwurf passender Paare in die Heckkäfige zu bewirken.

Zur Bastardzüchtung wählt man nach *Schaeffner's* Erfahrungen am erfolgreichsten *Canarienvögel von den großen Racen*, besonders die Holländer, weil diese sich am leichtesten mit fremden Vögeln paaren.

Die *Schaeffner'schen* Heckkäfige befanden sich immer *im Freien*, jedoch an vor Nässe und Wind geschützten Orten. Hier verblieb der Einwurf bis zum Eintritt des Frostes, und es begann alsdann die angedeutete Ueberwinterung in ungeheizten Zimmern. Die Winterfütterung, welche *Schaeffner* bei der Bastardzüchtung anwandte, stimmt mit der oben bei der Canarienvögelzucht angegebenen wesentlich überein. Er gab nur zeitweilig und mäßig zerquetschten Hanf, gegen Februar, also in der Ueberführung zur Heckzeit, davon häufiger und etwas mehr; reichte den zum Einwurf in die Heckkäfige bestimmten Vögeln die Woche einigemal in Wasser eingeweichtes und wieder ausgedrücktes Weißbrod, bestimmte aber immer zum Hauptfutter Sämereien. In der Hecke wurde jeder Art das passende Gesäme gegeben und geschälter Hafer mäßig beigemischt. Acht Tage nach dem Erscheinen des vollständigen Geleges setzte unser Gewährsmann Semmelfutter und sobald wie möglich *frische Ameisenpuppen*, den Edelfinken zeitweilig Mehlwürmer, auch allen Heckvögeln zur Abwechslung etwas Kopfsalat oder anderes Grünfutter vor. Wir können der Fütterung mit frischen Ameisenpuppen nur auf's wärmste das Wort reden; sie ersetzen nicht nur Hühnerei vollkommen, sondern bilden sogar ein naturgemäßeres und nahrhafteres Atzungsmittel für die Jungen. Wo man also Ameisenpuppen

erlangen kann, verdienen diese den Vorzug vor allen anderen Atzungsstoffen. Sommerrübsamen und Mohn werden als Atzungsfutter nicht eingeweicht, es sei denn, daß man Junge unter Selbstpflege nehmen müsse, in welchem Falle, wie schon bei der Canarienzucht erwähnt wurde, ein mehrstündiges Einweichen des Gesämes in Wasser einigermaßen die Vorbereitung der Atzung im Kropfe der Alten ersetzen soll. Die Fütterung der selbstständig gewordenen jungen Bastarde ist die nämliche, wie die der jungen flugbaren Canarienvögel.

Wir theilen die Grundsätze von Gill und Schaeffner vollkommen, nach vollzogener Vorbereitung der Paare im Februar und März den schließlichen Einwurf der Paare in die Hecken nicht vor Mitte Aprils zu bewirken. Es ist dies die natürlichste Heckzeit, in welcher die gesündesten und kräftigsten Jungen gezogen und die alten Paare nicht entkräftet werden. Der spätere Eintritt der Paarung hat auch eine spätere Mauserung bei den Heckvögeln zur Folge, und kann unter diesem Umstande z. B. die Fortpflanzung mit dem Distelfinken noch bis in den September dauern.

Die Bastardzucht mit dem Distelfinken.

Diese ist unseres Erachtens die lohnendste nicht allein in Hinsicht der vorzüglich schönen Färbungen und Zeichnungen, welche man hierdurch bisweilen erzielt, sondern auch in Rücksicht des dem Canarienvogelschlage zwar nachstehenden, aber im Ganzen sich doch gut vererbenden Gesanges der Bastarde. Der Distelfink paart sich in der Gefangenschaft mit Canarienweibchen lieber, als mit Seinesgleichen; es gibt aber auch viele Stieglitze, besonders unter den Wildfängen, welche durchaus kein Canarienweibchen annehmen. Die besten Zuchtvögel sind in der Regel die Stieglitzweibchen, weil diese die Jungen oft blos mit Sämereien großfüttern; obschon ein guter Canarienhahn hierbei immer behülflich sein wird und die Atzung zuletzt auch allein besorgen soll. Aber die Paarung mit dem Stieglitzweibchen gelingt seltener, als die mit dem Distelfinkhahne und Canarienweibchen. In letzterem Falle tritt der Stieglitz nur in seltenen Fällen als Ernährer der Jungen auf; die Atzung muß meistens das Weibchen allein besorgen. Hier muß man den Stieglitz, sobald die Jungen Kiele stoßen, aus der Hecke entfernen; denn er tödtet meist die Jungen, sobald sie das Nest verlassen,

durch Schnabelhiebe auf die Köpfe. Das Heranziehen der Jungen besorgt nach der Entfernung des Hahnes aber in der Regel jedes gute Weibchen; weshalb man bei dieser Bastardzüchtung stets darauf Bedacht nehmen muß, gut erprobte Canarienmütter zum Einwurf zu wählen. Sobald die so erzogenen Jungen selbstständig geworden sind, werden sie aus dem Heckkäfig entfernt, und der Hahn wird wieder zur weiteren Brut dem Weibchen beigegeben.

Was nun Färbung und Zeichnung der Bastarde betrifft, so fand Schaeffner keine Unterschiede darin, ob der Stieglitz-Zuchtvogel männlichen oder weiblichen Geschlechts gewesen sei. Die meisten Bastarde fallen in der Hauptfärbung grau und bräunlich, überhaupt mehr nach Gestalt und Zeichnung des Finken aus, wohl aus dem Grunde, weil sich bei der Vermischung die Eigenartigkeit des naturkräftigeren Vogels vor der des verzärtelten Thieres der Cultur als eine viel vorwiegendere bethätigt. Die Färbung und Zeichnung der Bastarde fällt indessen bisweilen sehr schön aus, wenn der Brutvogel ein Canarienweibchen ist. Man wählt hierzu am besten ein durchgezogenes, einfarbiges blaß- oder weißgelbes Exemplar und gewinnt hierdurch am ersten die geschätzten schwalbenartig gezeichneten Bastarde mit orangefarbenen oder röthlichen Vordertöpfen und Kehlen, dunklen Flügeln und Schwänzen, oder die Plättchen mit gelbrothen Scheiteln und Kehlen bei gelber Grundfärbung. Diese Zeichnungen heben sich noch besonders in der Färbung durch Einwurf eines durchgezogenen hoch- oder goldgelben Canarienweibchens, wie sie nach Bericht Schaeffner's einst der auch uns bekannt gewesene verstorbene Fendt zu Schotten im Vogelsberg von der Brut eines Paares gezogen, welches jedoch aus allen späteren Bruten nur dunkle unansehnliche Jungen hervorbrachte. Vor zwei Jahren erhielt nach weiterer Mittheilung Schaeffner's ein Züchter aus Gießen für 5 merkwürdige Distelfinkbastarde bei der Frankfurter Vogelausstellung den ersten Preis. Diese Vögel waren von mehr oder weniger schwarzer Grundfärbung und trugen theils größere, theils kleinere gelbe Flügelbinden; sie verfärbten aber alle nach der Mauser in schlechtes Grau. Umgekehrt färben sich aber die anfänglich trüben graubraunen Vögel mit Distelfinkzeichnung bei späteren Mauserungen oft lebhafter.

Paaren, wobei der Stieglitz das Männchen, gibt man in die Heckkäfige die erwähnten Schaeffner'schen fertigen Nester mit Filz oder Wollentuch

bekleidung, um dem Distelfinken zu seiner Unart, die Nester zu zerzausen, keine Veranlassung zu geben. Es gründet sich diese Methode Schaeffner's sehr sachgemäß nicht allein auf die erwähnte üble Gewohnheit des Stieglitzhahnes, sondern auch auf die Thatsache, daß die Hahnen dieser Finkenart weder in der Freiheit noch im Gefangenleben sich am Baugeschäfte betheiligen. Sobald aber der Brutvogel ein weiblicher Stieglitz ist, verwendet Schaeffner Baumaterial in den Heckkäfig. Am besten besteht dies aus den Stoffen, deren sich der Stieglitz im Freien zum Bau seines Nestes hauptsächlich bedient, also aus Pflanzen- und Thierwolle, Würzelchen, Moos, Halmen, Pferdehaaren u. dgl. Das Stieglitzweibchen fertigt sich daraus ein schönes künstliches Nest, das es zur Brut bis zum Herbste benutzt.

Die Bastardzucht mit dem Hänfling

ist die ergiebigste, weil sich dieser Vogel am leichtesten mit dem ihm naheverwandten Canarienvogel paart und nicht die Fehler und Unarten des Distelfinks und Grünlings in der Nistzeit offenbart. „Bei dieser Zucht" — theilt uns Schaeffner mit — „ist die Behandlung, wie die der Canarienvögel überhaupt. Die Bastarde mit dem Hänfling sind gewöhnlich unansehnlich braungrau, zuweilen auch weiß oder gelb gescheckt, oder oben grau, unten gelb, aber gute Sänger."

Der Anfänger kann also nach den unter dem Abschnitt der Canarienvögelzucht gegebenen Regeln diese Züchtung mit dem Hänfling leiten.

Mit der Abhandlung vorstehender beider Züchtungen wäre eigentlich dem Zwecke gegenwärtigen Werkes Genüge geschehen. Da uns aber einige Andeutungen Schaeffner's über Bastardzüchtung des Canarienvogels mit heimischen Sängern niederen Ranges zu Gebote stehen, so wollen wir die Worte des tüchtigen Züchters den Liebhabern der Bastardzucht nicht vorenthalten.

„In einem großen Käfige hatte ich verschiedene überzählige Vögel. Es fand sich ein Girlitzmännchen, welches sich mit einem Distelfinkweibchen paarte. Sie zeugten und erzogen drei Bastarde, wovon ich noch ein Exemplar ausgestopft besitze, welches ich Herrn Dr. Noll dahier zeigte. In der Färbung gleichen dieselben den gewöhnlichen Stieglitzbastarden, nur ist die Gestalt des Girlitz vorherrschend.

„Der Zeisig ist sehr hitzig und paart sich leicht mit dem Canarienvogel, ist auch seinen Jungen ein zärtlicher, die Ernährung fleißig betreibender Vater. Die Jungen sind gewöhnlich schmutzig grün und erben meist Figur und Wesen des Zeisigs, und zog ich von einem Zeisigmännchen und einem erbsenfarbenen Holländer Weibchen einst vier schöne hellgrüne Bastarde, die von schlanker Gestalt und hochbeinig waren; das Schönste wohl was in solchem Falle vorkommen kann.

„Da man den im hohen Norden nistenden Leinfinken hier nicht jung haben kann, so muß man mit Wildfängen vorlieb nehmen, die aber leicht zahm werden und sich gerne paaren. Von diesen habe ich nur unansehnliche graue Bastarde mit schlechtem Gesang erhalten.

„Von einem Grünling und einem blassen Holländer Weibchen habe ich schöne große hellgrüne Vögel gezogen, wovon einige weiße Federn im Schwanze hatten. Hiervon besitze ich noch mehrere. Diese sind dauerhafte, harte Vögel von starkem Schlage, der gerade nicht schlecht, aber einförmig zu nennen ist. Die Grünlinge haben meistens den Fehler, die Eier zu zerbeißen; man muß deshalb sehr auf der Hut sein, um letztere zeitig aus dem Neste zu entfernen und bis zur Brütung etwa durch hölzerne zu ersetzen. Man wählt zum Einwurfe besser Grünlingshahnen, weil die Weibchen dieser Art nur schlechte Zuchtvögel zu sein pflegen.

„Diese Vögel werden sehr alt. Einer in meinem Besitze war nachweisbar 18 Jahr alt und zeugte noch fünf Junge.

„Auch mit Blutfinken habe ich die Probe gemacht, aber stets ohne Glück. Diese Zucht ist eine sehr mißliche. Ich bemerke nur, daß, wenn der Hahn Blutfink ist, man ein künstliches Nest in den Heckkäfig gibt, wenn hingegen das Weibchen ein Gimpel ist – in welchem Falle die Paarung mit einem hitzigen Canarienhahne leichter glückt — man den Nestbau dem Brutvogel überlassen muß. Man bringt dann in dem Heckkäfige etwa ein Geflecht von Fichtenzweigen an und gibt Baustoffe, am besten die Bestandtheile eines Blutfinkennestes. Ich hatte einen Blutfinken, der sein Canarienweibchen fütterte, sich aber nicht begattete, und erlebte wieder andere Fälle, wo das Weibchen zu störrig war. In den Fällen, in welchen das Canarienweibchen den Blutfinkenhahn nicht annehmen will, soll mit Erfolg die nachfolgende Methode anzuwenden sein. Man nimmt einen Heckkäfig, der durch eine Gitterwand in zwei Theile getrennt ist, in

deren einen der Blutfinke, in deren anderen das Canarienweibchen kommt. Der Heckkäfig wird in einem Zimmer abgeschieden, damit das Paar keine anderen Vögel sieht und hört. In glücklichem Falle werden die Vögel bald zur Paarung schreiten und der Gimpel das Weibchen durch das Gitter atzen. Sobald sich das Paar fest angenommen, wird die Gitterwand durch eine hölzerne, mit einem verschließbaren Thürchen versehene Scheidewand ersetzt, so daß sich die Vögel nicht sehen können. Diese werden sich nun fortwährend locken; man füttert sie sodann einige Tage mit sehr hitzigem Futter, läßt sie aber noch getrennt, um ihr Verlangen zu steigern. Hat dies einen hohen Grad erreicht, dann wird der Blutfinke durch das Thürchen in der Scheidewand zum Weibchen gelassen, das er zur Begattung zu zwingen suchen wird. Auf diese Art könnte man befruchtete Eier erhalten, um diese durch andere Heckvögel bebrüten zu lassen.

„Buchfinken hielt ich Jahre lang, von Canarienvögeln aufgezogene Nestlinge sowohl als Wildlinge. Die Bastardzüchtung mit denselben und den Canarienvögeln ist mir nie geglückt. Sie haben sich zwar gepaart und die Paare eine Zeit lang friedlich mit einander gelebt; allein zur Begattung zwischen denselben kam es nicht. Ein Finkenhahn biß sogar endlich sein Weibchen todt, weil es sich, wie es gewöhnlich bei diesem Einwurf vorkommt, nicht zur Begattung bequemen wollte und in Folge dessen von dem hitzigen Hahne verfolgt und zu Grunde gerichtet wurde.

„Aehnlich erging es mir mit dem Haussperling. So scheinbar zahm dieser Vogel im Freien, so wild, störrisch und verschlagen ist er eingesperrt, wenn auch jung aufgezogen. Man muß ihm ein Nest mit Schlupfloch geben, d. i. ein hölzernes Kästchen in Form eines Küchensalzbehälters, welches groß genug ist, um ein künstliches Nest hineinstellen zu können, und dessen obere oder vordere Seite geöffnet werden kann. Das Canarienweibchen bequemt sich schon hineinzugehen. Mit diesem verschlagenen Burschen habe ich den Einwurf mit einem Canarienweibchen nur einmal probirt, weil er mich zu viel durch seine Arglist ärgerte. Näherte ich mich dem Käfige, so schlüpfte er durch's Loch in's Nest und hielt sich lange Zeit darin verborgen. Diesen mißtrauischen Charakter muß der Sperling durch die vielen Nachstellungen und Verfolgungen des Menschen angenommen haben.

„Zweimal versuchte ich die Bastardzucht mit Goldammern, sogar mit ganz jung ausgehobenen und von Canarienvögeln aufgezogenen. Einer

davon paarte sich, aber ohne Erfolg. Vor ungefähr 10 Jahren habe ich indessen bei einem Wachtmeister in der Chevauxlegers-Caserne zu Darmstadt fünf junge Bastarde von einem Goldammer und Canarienweibchen der kleinen Race gesehen, die er zufällig züchtete. Es waren graugrüne Vögel, etwas stärker, als die Canarienvögel, und sangen dieselben ziemlich gut.

„Was nun die weitere Zucht von Bastarden mit Canarien- und anderen stammverwandten Vögeln betrifft, so halte ich dieselbe für möglich, aber in unserem Klima für unwahrscheinlich oder doch höchst selten glückend. Ich habe hierin keine Proben angestellt, übersende Ihnen aber einliegend zwei Briefe von einem Pfarrer Koch aus dem Vogelsberg vom Jahre 1867. Man könnte diesen Mittheilungen ja Glauben schenken, wenn entschieden hier keine Täuschungen obgewaltet hätten, wie es immer der Fall war, wenn ich aufgefordert worden, eine solche Hecke in Augenschein zu nehmen. Es stellte sich stets heraus, daß der vermeintliche Bastard ein ächter, nur außergewöhnlich gezeichneter Canarienvogel war."

Die Mittheilungen des Pfarrers Koch anlangend, so verdient von denselben nur ein einziger Fall Erwähnung, in welchem ein Schüler des Pfarrers Namens Ludwig Becht, Gemeinderathsmitglied zu Gonterskirchen im Vogelsberge, von einem einjährigen Stieglitzbastard und einem gleichfalls einjährigen hochgelben Canarienweibchen mit Holle drei junge Vögel erzogen habe, die der Bastard aber aus dem Neste geworfen, wodurch sie zu Grunde gegangen seien. — Von ähnlichen Vorfällen berichten mehrere Schriftsteller, u. A. auch Friderich in seiner „Naturgeschichte der deutschen Zimmer-, Haus- und Jagdvögel". Der Genannte ist aber so ehrlich und gewissenhaft, einen derartigen von ihm selbst beobachteten Fall als Täuschung zu bezeichnen. In der neuesten Auflage der Bechstein'schen „Naturgeschichte der Hof- und Stubenvögel" wird hingegen kurzweg und apodiktisch ausgesprochen, daß die Canarienbastarde überhaupt wieder unter einander Junge zeugten und daß dies insbesondere vom Stieglitz und Zeisig gewiß sei.

Dieser Gewißheit fehlt bisjetzt die Grundlage unumstößlicher Thatsachen, der Erfahrungs-Beweis zuverlässiger Züchter, die sich zugleich als Forscher bewährt haben. So lange solche Beweise nicht vorliegen, muß die Frage über die Fortpflanzungsfähigkeit der Canarienbastarde noch als eine offene, schwebende betrachtet werden.

Anhang.

Lehrbegriffliche Zusammenstellung

der

vorstehend beschriebenen Vogelarten.

—

Die meisten der geschilderten Arten gehören im eigentlichsten Sinne des Wortes in die Ordnung der Singvögel (Oscines): denn sie haben bei sonst ähnlichen oder übereinstimmenden Merkmalen das Jedem auffallende Gesangsvermögen. Zu ihnen zählen alle aufgeführten Kerbthier- und Beerenfresser von den Drosseln bis zu den kleineren Sängern, den Sylvien. Den Staar und Pirol, welche in Wesen und Lebensweise theilweise den Raben sich nähern, könnte man mit ebenso vielem Rechte in die Ordnung der Rabenartigen verweisen, als sie ihres Gesanges und mehrerer äußeren Merkmale wegen ein passendes Uebergangsglied von den Drosseln zu den Raben bilden und deshalb noch den Singvögeln zuzuzählen wären. – –

Die Körnerfresser mögen – wenn man sie ihrer Gestalt, Schnabelbildung und Lebensweise nach betrachtet und ihre allerdings sehr hervortretenden Stimmorgane außer Acht läßt – – unter der älteren Ordnung der Sperlingsartigen (Passerini) aufgeführt werden.

Es fehlt bis hierher noch an einem einigermaßen allgemein gültigen Systeme für die Classe der Vögel, und haben wir deshalb diese kurze Vorbemerkung niederlegen zu müssen geglaubt.

Singvögel, Oscines.

Allgemeine Merkmale.

Fuß ein „Wandelfuß" (pes ambulatorius), d. i. drei Zehen, die mittlere und äußere, am Grunde verwachsen, nach vorn, die innere nach

hinten stehend. Läufe meist vorn großgetäfelt, seitlich mit nach hinten umfassender Schiene („gestiefelt") oder auch vollständig gestiefelt, d. h. vorn und seitlich mit zu ungetheilten Schienen verwachsenen Tafeln versehen. Gang hüpfend. Meist 10 Handschwingen, ebenso viele am Unterarm; gewöhnlich 12 Steuerfedern. Große Deckfedern kurz. Flug meist gut und leicht, mehr flatternd geradeaus, zur Wanderung befähigend. Schnabelbildung je nach der Nahrung verschieden: weit gespalten bei den Insectenfressern, mit seichtem Ausschnitte vor der Oberschnabelspitze bei den Beerenfressern, hakig übergebogen bei den zu den Raubvögeln neigenden Würgern.

Allen eigenthümlich: der Singmuskelapparat, d. i. der untere Kehlkopf („Trommel") mit 5 Muskelpaaren, durch welche der Gesang hervorgebracht wird. Die Jungen sind Nesthocker (insessores), d. h. nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei nackte, unbehülfliche, der Atzung von den Eltern noch längere Zeit bedürftige Vögel.

Die Familie der Drosseln (Turdidae).

Allgemeine Kennzeichen.

Mit etwas bogigem, mäßig langem, zusammengedrücktem, tiefspaltigem Schnabel, vor dessen Oberkieferspitze ein seichter Einschnitt oder Zahn. Läufe vollständig gestiefelt.

Man hat unnöthigerweise die Schwarzamsel von der Singdrossel sippenweis geschieden, indem man die letztere mit ihren einheimischen Verwandten, wie der Mistel-, Wachholder-, Roth- und Singdrossel unter die „Walddrosseln" (Turdi) versetzte und die Schwarzdrossel die Sippe „Amsel" (Merula) vertreten läßt; auch u. a. mancherseits (schon mit mehr Recht) eine weitere Sippe der Steindrosseln (Petrocinclae) gründete, welche letztere den Uebergang von den Drosseln zu den Steinschmätzern bilden.

Die Singdrossel (Turdus musicus).

21 Ctm. lang, oben olivengrau mit rostgelben Deckfederrspitzen, Bauch weiß, spärlich eiförmig braun punctirt, Brust gelblich weiß mit verkehrt herzförmigen schwarzbraunen Flecken, Unterseite der Flügel blaßrostgelb.

Meist Waldvogel, mehr in Laub- als Nadelholz des größten Theils

von Europa. Scheu. Im Frühling und Herbst in mäßigen Flügen, von Regenwürmern, Schnecken und Kerbthieren, sowie Beeren lebend. Flug ruckweise, flachbogig mit hochgehendem Flügelschlage. Lockt „Tack“ und „Zipp“, daher ihr Name „Zippe“; setzt im Schreck auch eine amselartige Lärmstrophe ein. Baut im März ein kunstvolles Nest mit dünner Innenwandung von Lehm, faulem Holze und ausgelaugtem Kuh- und Pferdemist, außen von Moos, Flechten und dünnem Reisig in's Gebüsch oder mannshoch auf kleinere Stämme, zuweilen in Reisighaufen. Anfangs April erscheinen 5—6 bläulich grüne, schwarzbraun punctirte Eier, Ende April die Jungen. Zweite Brut im Vorsommer. Das Weibchen brütet, ausgenommen die Mittagsstunden, wo das Männchen ablöst, allein. Ende September oder Mitte October erfolgt der Zug nach Süden, im März der Rückzug.

Die Schwarzamsel (Turdus ater s. Merula atra M.).

24—25 Ctm. lang, wovon 11 Ctm. auf den abgerundeten Schwanz kommen. Jähriges Männchen ganz schwarz bis auf den hochgelben Schnabel und Augenring, Weibchen oben schwarzbraun, unten schwarzgrau, heller gerändert, Brust und Kehle auf grauschwarzem Grunde weißlich und braunröthlich gefleckt; Schnabel schwarzbraun. Wald- und Standvogel. Ueber ganz Europa und Rußland verbreitet. Hauptsächlich im Gebirge, das Nadelholz liebend. Sehr scheu und mißtrauisch, gewöhnlich im Dickicht sich bergend. Lebt vereinzelter, als die Singdrossel, nur in strengen Wintern truppweise in die Hecken und Raine an die Dörfer rückend. Flug gerade, wegen der kurzen Flügel flatternd, meist niedrig von Gebüsch zu Gebüsch gehend. Lockt „Tack“, im Affect „Bick“ oder „Bix“; läßt außer ihrem Gesange noch eine wie „Grüüüügick gick gick duidi“ klingende Schreck- oder Lärmstrophe vernehmen, wobei sie gewöhnlich aus den Büschen fliegt. Ein ähnliches Geschrei erheben die überraschten aufgestöberten Jungen. Nistzeit schon Anfangs März. Das Nest besteht aus drei Lagen: die äußere von Reiserchen, Wurzeln, Moos und dürren Blättern umgibt eine nicht ganz an den Rand gebaute bis 1 Ctm. dicke Lehmschicht, die innen mit feinerem Moos, Halmen und Würzelchen ausgelegt wird. Standort des Nestes wie bei der Drossel, vorzugsweise in Nadelholzdickichten. Das Gelege besteht aus 4—5 graugrünen, zimmtroth über und über bepunkteten Eiern,

die abwechselnd von dem Paare — vom Männchen gewöhnlich in den Mittagsstunden — in 14—16 Tagen ausgebrütet werden. Zweite Brut im Mai.

Die Steindrossel (Turdus s. Petrocincla saxatilis).

Etwas kleiner, als die Singdrossel. Kopf, Hals und Bürzel blaugrau, Schultern und Schwingen dunkler schieferfarbig, Oberrücken beim Männchen braun, Unterrücken weißlich, Bauch rostgelb, während das Weibchen oben schmutzigbraun mit weißlichen Rändern, unten hellrostroth mit weiß gewelltem Halse. Die mittleren Federn des Schwanzes graubraun, die äußeren rostroth. Fuß röthlich grau, Schnabel schwärzlich. Lebt einsam im Gebirge auf Felsen und Steinöden des südlichen Europa und in den Alpen, auch vereinzelt am Rheine auf Burgen. Scheu, lebhaft, auf dem Boden und über Felsen gewandt laufend, in flinkem Fluge Insecten haschend, wie die Steinschmätzer. Lockt wie die Drosseln „Tack" und ruft im Schreck „Uit". Frißt neben Kerbthieren auch Beeren.

Zugvogel. Kommt Ende Aprils an seinen Standort, zieht im September nach Afrika. Nistet in Felsen, Steingeröllen und in Löchern alter Burgen. Das Gelege besteht im Mai aus 5—6 blaugrünen Eiern. Die Jungen sind gefleckt.

Der Pirol oder die Goldamsel (Oriolus galbula).

Kann als Uebergangsglied von der Familie der Drosseln zu derjenigen der Rabenartigen (Corvini) betrachtet werden. Oken zählt ihn zu den „Sammtdrosseln". Manche sehen ihn als Vertreter einer eigenen Familie der „Pirole" oder „Widewale" an. Er hat aber noch so viel Uebereinstimmendes mit den Drosseln, daß eine Zusammenstellung mit denselben gerechtfertigt erscheint.

Charakteristisches: Vorn zusammengedrückter, hinten zwischen den kahlen Nasenlöchern sehr verbreiterter Schnabel, größer als derjenige der Drosseln: Füße hingegen kürzer, Flügel länger.

Kleid: beim Männchen hochgelb mit sammtschwarzen Flügeln, Mittelfedern des Schwanzes und einem gleichfarbigen Strich durch das Auge: die Spitzen der Schwanzfedern, sowie die Wurzeln der Schwungfedern

hochgelb; beim Weibchen, dem einjährigen Männchen und den Jungen oben grünlich mit grauschwarz gestrichelter weißlicher Unterseite und aschgrauem Halse. Auge carmoisinroth, der Schnabel schmutzigroth, bei Weibchen und Jungen grauschwarz.

Zugvogel, der erst im Mai (um Pfingsten, daher „Pfingstvogel") ankommt und im August schon fortzieht. Höchst scheu, im Laube sich gedeckt haltend. Wesen zänkisch und ungesellig. Flug gewandt, eilend und hochgehend. Verbreitung in fast ganz Europa. Waldvogel, lebt vereinzelt, besonders in Laubholzwäldern. Frißt neben Insecten Beeren und Früchte, besonders Kirschen. Baut ein kunstvolles Nest mit Schafwolle und Bast hängend in eine Astgabel, dasselbe innen mit Grashalmen ausfütternd. Die 4—5 auf weißem Grunde am stumpfen Ende spärlich schwarzbraun gefleckten Eier werden in 15 Tagen abwechselnd vom Paare gezeitigt.

Der Staar (Sturnus vulgaris)

steht zwischen den Drosseln und Raben, nach Vielen eine besondere Familie Staare oder Stärlinge (Sturnidae) bildend, die man mit demselben Rechte der Ordnung der Rabenvögel wie der Singvögel zuweisen kann.

Allgemeine Kennzeichen.

Kegelförmiger, gerader, etwas niedergedrückter Schnabel mit messerförmig flacher Spitze. Harte, spitzige Zunge. Das oberste Gelenk der zwei äußeren Zehen verwachsen. Erste Schwinge sehr kurz. Gang schreitend.

Ist etwas größer, als die Singdrossel. Kleid je nach der Jahreszeit verschieden; im Frühling auf schwarzem oder grauschwarzem Grunde grün- und purpurschillernd mit graugelblichen Federspitzen auf dem Rücken; Weibchen bläßer; Junge braungrau mit weißlicher Kehle. Das Herbstkleid ist auf Kopf, Nacken, Mantel und Brust an den Federspitzen weißlich, der Schnabel dunkler gefärbt.

Ueberall in der alten Welt häufig. Bald in Laubwäldern lebend, bald in Gärten und an menschlichen Wohnungen sich ansiedelnd. Besucht Wiesen und Felder in großen Flügen, oft sich Raben zugesellend, in flinkem Einherschreiten Kerbthiere suchend, im Sommer und Herbste neben dieser Nahrung auch weidlich Obst und Beeren nachstellend. Höhlenbrüter, 5—6 blaßgrünliche Eier in 14 Tagen ausbrütend und die flüggen Jungen

mit großem Geschrei im Sommer ausführend. Besucht vor der Wanderung im Spätherbste nochmals die alten Niststätten.

Man hat die kleineren Singvögel neuerdings, einem Hang zum Trennen und Zersplittern folgend, in zu viele Familien geschieden und hierdurch den Ueberblick sehr erschwert. Wir können die frühere Gruppe der Sylvien getrost bestehen lassen und alle kleineren eigentlichen Sänger in eine weitere

Familie Buschsänger (Sylviadae)

vereinigen.

Allgemeine Kennzeichen.

Zarte, höchstens sperlingsgroße Vögel mit schwachen Läufen, zartem, geradem, vorn zusammengedrücktem Schnabel, lockerem, meist düsterem bräunlich grauem oder olivenfarbigem Gefieder.

Die Nachtigall (Sylvia luscinia s. Luscinia philomela).

15—16 Ctm. lang. Oben röthlich graubraun, unten hellgrau mit weißlicher Kehle; Schwanz rothbraun, Füße gestreckt und bräunlich fleischfarben.

Zugvogel. In ganz Europa und dem gemäßigten Asien in Vorhölzern und Gartenanlagen daheim, wo kleine Gewässer nicht mangeln. Kommt im April an und zieht, schon im August von Gebüsch zu Gebüsch wandernd, Anfangs September fort. Fliegt flatternd, geradeaus und niedrig von Gebüsch zu Gebüsch, selten hochauf, in der Regel am Boden sich haltend. Vorwiegend Kerbthierfresser. Lockt „Vitkarrr" und „Karrr", im Behagen „tackt" sie leise, im Affect schreit sie „Gräh". Nistet im Mai höchstens einige Fuß hoch, gewöhnlich dicht am Boden im Gebüsch und Gestrüppe, ein tief napfförmiges großes Nest von Laub, Halmen und Haaren bauend. 5—6 braungrünlichgraue Eier zeitigen innerhalb 14 Tagen, abwechselnd vom Paare bebrütet. Die Jungen sind an Hals und Kehle rostgelb gefleckt und verlassen frühzeitig das Nest.

Der Sprosser (Sylvia philomela s. Luscinia major).

Ist etwas größer und derber, als die Nachtigall; der Kopf dicker. Kleid: oben graubraun, Brust hellgrau, dunkler gewölkt, Kehle weißlich, beiderseits grau eingefaßt, Schwanz rostbraun.

Zugvogel. Findet sich im östlichen Europa, in Rußland, Polen, Ungarn, Oesterreich, Böhmen, Schlesien, Pommern, Sachsen, in Franken, wahrscheinlich auch in der Türkei. Kommt etwas später als die Nachtigall vom Zuge. Lebensweise und Wesen der Nachtigall sehr ähnlich; liebt mehr die wässerigen Niederungen, ist in allen seinen Bewegungen gemessener, ja plumper. Lockt „Glock-arrr". Nest ähnlich dem der Nachtigall, nur stärker bewandet und ausgepolstert; Stand desselben tief an oder über dem Boden. Gelege, Brutzeit und sonstige Nistweise gleich denen der vorigen Art.

Das Rothkehlchen (S. rubecula s. Rubecula sylvestris).

Länge zwischen 13—14 Ctm. Kleid oben schmutzig olivengrün, unten graulich, auf dem Bauch weiß, Stirn, Kehle und Oberbrust gelblichroth (orange).

Zugvogel. Erscheint Anfangs März und zieht im September allgemach südlich. Nur in Europa in Wäldern, auch in Gärten und Vorhölzern häufig. Treibt sich anmuthig und flink im niederen Gebüsch umher, nur beim Gesange auf Raideln und niederen Bäumen fußend. Flug hüpfend und schwankend. Kerbthier- und Beerenfresser. Lockt „Pst", beim Zuge und wenn es sich mit Andern jagt, durchdringend „Sikrisi" oder „Sisri", und warnt mit einem gezogenen „Sieh". Baut ein oben offenes Nest meist niedrig an oder auf die Erde, auch an alte Köhlerhütten, legt 6 bis 7 gelblichweiß grundirte, röthlichgelb gestrichelte und getüpfelte Eier. Brutzeit 13—14 Tage. Kleid der Jungen: oben auf olivenfarbenem Grunde rostgelb gefleckt, unten rostgelb mit grauen Schaftflecken und Federrändern.

Das Blaukehlchen (S. cyanecula).

Von der Größe des Rothkehlchens. Ist ebenfalls ein „Schildbrüstchen", oben graulichbraun, mit gleichfarbigen Schwingen und Schwanzfedern, deren Wurzeln, mit Ausnahme der mittleren, zur Hälfte hellrostroth; über dem Auge ein röthlich weißlicher Streifen, Zügel schwarz; unten weißlich, seitlich bräunlich mit lasurblauer, nach hinten mit schwärzlichem und darauffolgendem rostrothem Bande begrenzter Brust, in deren blauem Felde zuweilen ein zimmtrother, wie bei dem schwedischen (S. suecica), oder ein weißer

Stern, wie bei dem sogenannten weißsternigen (S. leucocyana), erscheint. Man hat mancherseits nach diesen Abzeichen und dem Nichtvorhandensein derselben drei Arten oder Unterarten gebildet. Das junge Weibchen hat an den Seiten der Kehle nur einen Anflug von Blau, das alte zwei lange bläuliche Streifen an der Halsseite, statt des Schildes und der Brustbinde der Männchen hingegen nur eine gelblichweiße Oberkehle mit zwei schwarzen Längsstrichen.

Zugvogel. Erscheint Anfangs April, zieht im September weg. Heimath: der Norden der alten Welt. Aufenthalt in Deutschland hauptsächlich buschreiche Flußniederungen, im Norden mehr die seenreichen Gebirge. Wesen äußerst anmuthig und behende, namentlich die Bewegungen auf dem beständig besuchten Boden stetig dahingleitend unter hochaufgeschürztem Oberbau und Wippen des Schwanzes. Flug flatternd, stoßweise, niedrig und kurzstreckig. Hält sich gedeckt im Gebüsch und Gestrüppe, selten frei. Baut sehr verborgen an Bachufern, Gräben und unter Rainen nach Art des Rothkehlchens. Gelege: 6—7 hell blaugrün grundirte, rothbraun punktirte und gewölkte Eier, deren Zeitigung vom Paare abwechselnd in 14 Tagen bewirkt wird. Die Jungen verlassen halbflügge das Nest und folgen in flinkem Laufe den Alten durchs Gestrüppe.

Der Zaunkönig (S. troglodytes s. Troglodytes parvulus).

Nur 9, 5—10 Ctm. lang. Schnabel gestreckt, dünn, an der Spitze etwas gebogen, seitlich schwach eingedrückt. Oberseite schmutzig rostbraun mit dunklen Querstreifen, Unterseite blaßrostgrau grundirt und dunkelbraun gewellt; die Flügel und der Schwanz lebhafter rostbraun und dunkler quergestreift, auf den mittleren Flügeldeckfedern perlartige kleine weißliche, nach hinten schwarz begrenzte Punkte; ein rostbrauner Streifen läuft durch, ein gelblichweißer über das Auge hin. Weibchen blässer und schmutziger braun.

Standvogel. In ganz Europa, auch in einigen Theilen Afrika's und Kleinasien's zu Hause. Fast überall heimisch; am liebsten in Vorhölzern, an bebuschten Rainen und terrassenartigen Gehängen, auch gern in Gärten und Höfen der Dörfer und Städte. Fliegt vermöge seiner kurzen runden Flügel flatternd geradeaus, nie hoch und weit; hält sich, behend und rührig durch Gezweig und Löcher schlüpfend, in jeder Deckung und erscheint durch

die eigenthümliche über dem Steiß aufgerichtete Stellung der Kiele seines kurzen Keilschwänzchens wie ein kleines Federbällchen. Immer rüstig und munter, trotzt er großer Kälte, ist keck und zutraulich an vertrauten Orten, scheu und vorsichtig bei Nachstellungen. Lockt „Zerrr" oder „Zeck". Entschiedener Kerbthierfresser, besonders deren Larven in Winkeln und Ritzen nachstrebend. Baut an allerlei Oertlichkeiten sein kunstvolles Nest; im Walde viel in Wachholder- und andere Nadelholzbüsche, unter Wurzeln an Raine und Halden; in Dörfern an Strohdächer und Mauernischen. Außen von Blättern, Geniste und Moos, innen von zärteren Moosen, Halmen und Federn bekleidet, nimmt es verhältnißmäßig bedeutenden Umfang ein, wird mit einem seitlichen Eingang versehen und sitzt gewöhnlich auf natürlicher Unterlage, hängt zuweilen aber auch schwalbennestartig an Gegenständen. Nistet gewöhnlich zweimal, im April und Hochsommer, und legt 6—10 rundliche, weißlich grundirte Eier mit rothbraunen und rothen Flecken am stumpfen Ende, deren Zeitigung in 13 Tagen erfolgt. Die Jungen hocken oft solange im Neste, daß sie die Alten herauszerren.

Die schwarzköpfige Grasmücke oder der Mönch (S. s. Curruca atricapilla).

14 Ctm. lang. Oberkörper dunkelgrau, Unterseite hellgrau, an den Seiten mit gelblichem olivenfarbenem Schimmer; Kehle weißgrau, Scheitel beim Männchen kohlschwarz, beim Weibchen und den Jungen rothbraun. Fuß bleifarben.

Zugvogel. Kommt im April, zieht Ende September weg. Durch ganz Mitteleuropa in Laubwäldern und Gärten ziemlich häufig. Läßt sich den ganzen Tag über, ausgenommen die heißen Mittagsstunden, in Sträuchern und Bäumen singend und zwitschernd hören. Seine Haltung der kurzen eingezogenen Füße halber gewöhnlich vorgebeugt, wagrecht, seine Bewegungen hüpfend, Flug schnell, geradeaus, selten weit, nur bei besonderer Veranlassung hochgehend. Meidet den Boden. Liebt ebenso Kerbthier-, als Beerennahrung, letztere besonders im Herbst. Gätzt hell „Tack" oder „Täck", lockt vertraut wie ein Schnurrpfeifchen, warnt mit einem tiefen „Döh". Baut gewöhnlich nicht hoch in Weißdorn, Jasmin, Hollunder und anderes Gebüsch, wie alle Grasmücken, ein leichtes Nest aus Halmen,

worin im Mai 5 mattfleischfarbene, braunroth punktirte und marmorirte Eier in 14 Tagen abwechselnd von beiden Gatten ausgebrütet werden. Die Jungen huschen bei Störung halbflügge aus dem Nest. Feinde lenken die Alten, sich flügellahm stellend, von demselben ab. Zweite Brut im Juli.

Die graue oder Gartengrasmücke (S. s. Curruca hortensis).

15 Ctm. lang. Oberseite olivengrau, Unterseite hellgrau; Kehle und Bauch schmutzig weiß; Schnabel und Fuß bleigrau.

Zugvogel. Erscheint Ende April oder Anfangs Mai, zieht Ende September fort. Verbreitungskreis: Mitteleuropa. Aufenthalt: Laubholzwälder, namentlich Mittel- und Niederwald; ferner Gartenanlagen mit dichtem Buschwerk und Baumgruppen. Entschiedener Baumvogel. Im Sommer rastlos singend von Baum zu Baum, von Gebüsch zu Gebüsch möglichst verdeckt wechselnd; im Herbst das Gegentheil: ein fauler, Beeren zehntender Fresser. Im Ganzen vorsichtig und scheu. Lockt anhaltend grell „Täck", warnt mit krächzendem, leisem Laute, glückst vertraut und im Wohlbehagen „Bri — Briweweiwi". Baut in dichtes, niedriges Gebüsch ein noch dünnwandigeres Halmennest, wie der Mönch, worin im Mai 5—6 sehr veränderlich gefärbte, meist auf gelbröthlichem Grunde aschgrau und hellbraun gefleckte und marmorirte Eier in 14 Tagen vom Paare gezeitigt werden. Die Jungen huschen beim Herannahen von Feinden halbflügge aus dem Neste und rufen „Utik".

Der Gartenlaubvogel oder die Bastardnachtigall (S. hypolais).

13,5 Ctm. lang. Oben grünlichaschgrau, unten hellgelb, Flügel schwärzlichbraun, grünlich und gelblichweiß gesäumt, Steuer etwas matter gefärbt. Von dem Schnabel bis zu den Augen ein hellgelber Strich; Schnabel außen graubraun, an der Wurzel röthlichgelb, innen orangefarben.

Zärtlicher Zugvogel, erst Ende April oder Anfangs Mai ankommend, schon im August fortziehend. Verbreitung: Mitteleuropa. Liebt Vorhölzer, besonders Gartenanlagen. Sehr beweglich, von munterem Temperament, das ihn bald zu den höchsten Baumkronen, bald in's Gebüsch treibt. Lockt „Deck" und „Deterei", das Weibchen „Deterä", im Zorn und Kampf „Deckdetet", dabei die Kopffedern sträubend. Betragen scheu, aber neugierig

und zänkisch. Flug schnell und gewandt. Filzt ein nettes, tief napfförmiges Nest in Hasel-, Hollunder-, Flieder- und Jasmin-Gebüsch, auch in junge Buchen- und Nadelholzdickungen; dasselbe besteht außen aus Moos, Blättern, Halmen, Federn, Birkenrinde, Papierschnitzeln und Spinnengewebe, innen aus zarten Halmen, Federn und Pferdehaaren. Die hohe Wandung deckt den brütenden Vogel ganz. Gelege: 5—6 rosen- oder gelbröthliche, längliche Eier, dunkel- und rothbraun punktirt und geädert. Ausbrütung erfolgt von beiden Gatten in 13 Tagen. Junge sehr zärtlich. Locken „Däh".

Der Sumpfschilfsänger (S. palustris).

Etwas schlanker als der Vorige, aber in Gestalt und Gefieder demselben sehr ähnlich. Letzteres von matterem olivengrünlichem Anfluge, Schnabel kürzer und schwächer, Fuß hingegen derber und mit stärkeren Nägeln versehen.

Zugvogel. Noch zärtlicher als die Bastardnachtigall. Erscheint im Mai und zieht im August. Verbreitung und Vorkommen wie beim Vorigen, nur seltener, vereinzelter. Aufenthalt: Weidengebüsch in feuchten Niederungen, Rohr an Ufern der Gewässer. Sehr scheu und mißtrauisch, selten im Freien, meist gedeckt im Rohr und Weiderich. Unruhig wie der Gartenlaubvogel, doch weniger gierig nach Nahrung, die hauptsächlich in kleineren Wasserinsecten und Larven besteht. Im Flug ebenso geschickt, als im Schlüpfen und Kriechen durch Gestrüpp und Röhricht. Baut tief in diese Verstecke ein napfförmiges Nest, äußerlich von Gräsern, inwendig vorherrschend von Pferdehaaren, worin 4—5 mattbläuliche, grau und braun gefleckte, längliche Eier in 13 Tagen bebrütet werden. Neben dem brütenden Weibchen erhebt das Männchen oft lange anhaltend und auch Nachts seinen Gesang.

Der rothrückige Würger oder Dorndreher (Lanius collurio)

ist ein Uebergangsglied von den Singvögeln zu den Raubvögeln. Er bildet mit seinen Verwandten in der Ordnung der Singvögel

die Familie der Würger (Laniadae),

deren charakteristisches Hauptmerkmal ein kräftiger, etwas zusammengedrückter Schnabel mit einem Zahne vor der hakig übergebogenen Spitze des Oberkiefers ist, wodurch die Raubvogelnatur angedeutet wird.

Der Dorndreher hat eine Länge von 17,5 Ctm. Kleid des Männchens: Kopf, Hinterhals bis zum Mantel hellaschgrau, Mantel braunroth, Steiß weiß; Flügel an den Hand- und unteren Armschwingen dunkelbräunlichschwarz mit hellbraunen Rändern, an den Oberarmschwingen gelbbraun; mittlere Steuerfedern schwarzbraun, die daranstoßenden an der Wurzel, die äußersten bis beinahe zur Spitze weiß. Kehle weiß, Brust und Flanken sanft rosenroth, Bauch weißlich. Um die Schnabelwurzel zieht sich eine schwarze Binde, die sich als Zügel durch das Auge bis zum Ohre fortsetzt. Das Weibchen ist oben rostgrau, auf dem Mantel und den Flügeldeckfedern undeutlich weiß gewässert, unten weißlich, seitlich gelblichweiß mit braunen Wellenlinien. Die Jungen ähneln der Mutter, nur sind sie oben hell gefleckt.

Zugvogel. Kommt Anfangs Mai, zieht im August. Verbreitung: fast ganz Europa bis Sibirien. Aufenthalt: besonders an Dornrainen, in Vorhölzern, an Hagen und Viehtriften. Hält regelmäßig seinen Standort, sitzt gewöhnlich hoch und frei auf Busch und Baum, sich, aufgestöbert, von da herabstürzend und in ruckweisem Fluge tief an der Erde bis zu einem anderen Baume oder Gebüsche streichend. Lockt unter Wippen des Schwanzes „Gäckgäckgäck", stößt auch unangenehme Schreitöne aus. Nährt sich von Käfern, Kerfen, kleineren Eidechsen, Fröschen, Mäusen und jungen Vögeln, die er an Dornen spießt, woher sein Name Dorndreher oder Neuntödter. Baut gewöhnlich in's Dorngebüsch niedrig ein großes, dichtes Nest, äußerlich aus Moos, Rasenstücken, Laub, Halmen und Wurzeln verflochten, innen mit feineren Wurzeln und Halmen ausgelegt. 5 6 sehr veränderliche, gelblich oder fleischfarben oder grau und grüngelb grundirte, mit rothbrauner, rother oder auch aschgrauer Zeichnung mehr oder weniger versehene Eier bilden das Gelege, das vom Weibchen allein in 14 Tagen ausgebrütet wird. Die ausgeflogenen Jungen bedürfen noch langer Elternführung und schreien unaufhörlich kläglich.

Sperlingsartige Vögel (Passerini).

Brehm hat mit Recht den alten weitgehenden und nichtssagenden Begriff dieser Ordnung enger begrenzt und sachlich festgestellt. Er versteht unter „Sperlingsvögel" nichts anderes, als den Sperling und seine Verwandten, also alle Finken im weiteren Sinne, Webervögel, Wittwen,

Ammern und Lerchen. Mit Ausnahme der Meisen und Tauben ist diese Ordnung demnach die Oken'sche Zunft der „Kegelschnäbler".

Allgemeine Merkmale.

Schnabel kegelförmig, stark und ohne Zahn, kaum halb so lang als der Kopf; bei den Lerchen etwas verlängert. Fuß ein Wandelfuß; kurz, derb, mit Ausnahme desjenigen der Lerchen, vorn getäfelt, hinten gestiefelt, mit drei getrennten Vorderzehen und einer mittellangen Hinterzehe. Die Vertreter sind meist klein, höchstens mittelgroß und gedrungen von Gestalt, haben einen dicken Kopf, 9—10 mittellange Schwung- und 12 Steuerfedern. Das Kleingefieder ist dicht, knapp anliegend, groß und weich, gewöhnlich nicht besonders lebhaft oder doch nicht glänzend metallisch gefärbt.

Von den Singvögeln weicht ihr innerer Bau nicht wesentlich ab; sie besitzen sogar den vollständigen Singmuskelapparat, und enthält diese Ordnung sehr gute Sänger. Bei den ausschließlich auf Gesäme hingewiesenen Vertretern buchtet sich die Speiseröhre zu einem Kropfe aus, in welchem das Futter für die Jungen eingeweicht und woraus dasselbe bei der Atzung ausgewürgt wird. Alle besitzen einen drüsigen Vormagen und starkwandigen Muskelmagen; die Zunge ist hornig, an der Spitze gespalten und seitlich borstig oder gezähnelt. Ihre Verbreitung ist groß, sie sind „Weltbürger", geistig begabt, feinfühlig und gelehrig, leben gesellig, vielfach und zeitweis in großen Flügen. Ihr Flug ist rasch, ihre Bewegungen sind in der Regel anstellig und flink. Die Meisten wandern nicht.

Die Familie der Finken (Fringillidae).

Allgemeine Merkmale.

Der Schnabel ist nur halb so lang als der Kopf, kegelförmig, mit gerader oder nur etwas gebogener und gewölbter Firste. Fressen Gesäme, einige beim Nisten auch Insecten zur Atzung ihrer Brut. Das Nest ist ein kunstvolles Filzwerk. —

Man kann den Gimpel, wie die Kreuzschnäbel, Kernbeißer und andere Sperlingsvögel in besondere Familien verweisen; zur Vereinfachung wollen wir aber für die Finken eine größere Gruppirung vorziehen.

Der Gimpel oder Dompfaffe, auch Blutfink (Fringilla s. Pyrrhula vulgaris).

Zwischen 16 und 17 Ctm. lang. Kleid beim Männchen: Oberseite aschgrau mit weißem Bürzel, Unterseite bis auf den weißen Bauch schön hellroth; Oberkopf bis an die Kehle, sowie Flügel und Schwanz glänzend schwarz, die großen Deckfedern mit zwei röthlich weißen Streifen, die äußerste Fahne der hintersten Schwungfedern dunkelroth. Das Weibchen überall da, wo das Männchen roth ist, nur matt röthlichgrau, auf dem Rücken bräunlich aschgrau. Schnabel schwarz, dick, kurz und krummfirstig. Es kommen ganz schwarze, rauchschwarze, weiße und scheckige Abarten vor.

Meist Stand-, höchstens Strichvogel. Verbreitung: ganz Europa, den Süden ausgenommen. Liebt Dickungen gebirgiger Laub- und Nadelholzwaldungen, auch ausgehauene Schläge und Wachholderwüstungen. Lebt meist von allerlei Baum- und Staudensamen, Knospen, auch Beeren, von denen er aber nur die Samen frißt. Selten auf dem Boden, hüpft er ungeschickt. Sein Flug ist gewandt, etwas geräuschvoll und bogig. Seine Lockstimme klingt melancholisch wie „Jü" oder „Lüi". Wesen zutraulich, keineswegs dumm. Baut ein kunstvolles, auswendig aus Reisern, Wurzeln und Flechten, innen aus Thierhaaren und Wolle verfertigtes Nest selten über Mannshöhe in einen Busch oder auf einen Seitenast dicht am Stamme eines Baumes; es enthält im April 5—6 blaßbläulichgrüne Eier mit violetten und dunkelbraunen Schnörkeln und Punkten, welche vom Weibchen in 14 Tagen ausgebrütet sind. Die Jungen gleichen dem Weibchen, haben aber keinen schwarzen Kopf. Sie werden anfänglich mit Kerbthieren, später mit Gesäme aus dem Kropf geatzt. Zweite Brut öfters im Juli.

Der Edel- oder Buchfink (Fr. coelebs s. nobilis).

Von der Größe des Haussperlings, nur schlanker. Kleid des Männchens: Rücken braun, Unterrücken und Bürzel zeisiggrün; Schnabel im Sommer bläulich, im Winter weißlich, Stirne schwarzbindig, Kopf und Nacken schieferblau, Flügel und Schwanz schwarz, grünlich gerändert, auf ersteren die großen Deckfedern weißkantig, den oberen Spiegel, die kleinen Deckfedern ganz weiß, den unteren Spiegel bildend. Kleid des Weibchens: auf Kopf, Hals und Mantel graubraun, die Unterseite trübweiß, auf der Brust mit röthlichgrauem Anfluge. Die Jungen ähneln der Mutter.

Gewöhnlich, besonders Weibchen und Junge, Zugvögel; einzelne Männchen Standvögel. Ueber fast ganz Europa verbreitet. Ueberall häufig in Wäldern und Gärten; besonders in Buchenhochwaldungen und Obstbaum-Reihungen. Jedes Paar behauptet zänkisch und eifersüchtig seinen Stand, weshalb die hitzigen Hahnen oft heftige Kämpfe in der Luft aufführen. Lockt „Fink" oder „Pink" und im Fluge „Ju"; bei bevorstehendem Regen „Trüb" oder „Rü", in Gefahr und Angst „Rü—pink". Im Herbst schaart er sich in großen Flügen, mit Bergfinken die Bucheln auf Sommerhängen der Schläge zehntend; auch mit Goldammern und Feldsperlingen durchstreicht er Baumstücke und Vorhölzer. Das Nest steht auf dicken Aesten der Buchen und Obstbäume, seltner auf Nadelholzstämmen, ein Meisterwerk der Baukunst des Weibchens. Die Form geht weit über die halbkugelige hinaus, sodaß die obere Oeffnung klein erscheint. Die Außenwandung ist aus Moos und Flechten, Halmen und Faserwurzeln mit Spinnenweben dicht und glatt verfilzt und dem Standorte oft täuschend ähnlich angepaßt, das tief napfförmige Innere mit Thier- und Pflanzenwolle, Pferdehaaren und Federn schön und nett ausgepolstert. Gelege: 5–6 rundliche, blaßgrün grundirte, mit veränderlicher schwachröthlicher und dunkelbrauner Punktirung und Linienzeichnung versehene Eier, die hauptsächlich vom Weibchen in 14 Tagen ausgebrütet sind. Die flüggen Jungen locken „Tschötschö" und bedürfen der Elternführung noch längere Zeit.

Der Distelfink oder Stieglitz (Fr. carduelis s. Carduelis elegans).

Bis 13 Ctm. lang, schlank, elegant. Färbung: Oberseite hellbraun, am Bürzel mit Grauweiß gemischt, Unterseite weißlich, beiderseits der Brust zwei nierenförmige gelbbraune Flecken, Hals, Brust und Wangen weiß. Vorderkopf carminroth, um den Schnabel und die Augen schwarz gesäumt, Scheitel mit einem hinter die Wangen sich fortsetzenden Bogenstreif, sowie Flügel und Schwanz sammtschwarz mit trübweißen Spitzen, Genick weißlich. Die hinteren großen Deckfedern mit citronengelben Spitzen, den oberen Theil, die Mitte der großen Schwungfedern mit einem breiten gleichfarbigen Streifen, den unteren Theil des Spiegels bildend. Schnabel matt fleischfarbenweiß, mit schmalem schwarzem Streif an der oberen Spitze. Weibchen kleiner und minder lebhaft gefärbt.

Stand- und Strichvogel. In ganz Europa, auf Madera, den canarischen Inseln und in einem Theile Asien's und Afrika's. Mehr Garten- als Waldvogel, selten in zusammenhängenden Wäldern, häufig aber in Vorhölzern und Baumgruppen der Felder und Auen. Aeußerst gewandt, munter und lichtbedürftig, fußt er hoch auf Baumkronen, schwingt sich in scharfen Bögen durch die Luft und wendet schnell zur Erde oder in eine Baumgruppe. Seine Lockstimme besteht aus Pfeiftönen, die wie „Füfi" und „Stigelit" oder „Stifelit", beim Hahne außerdem wie „Pickelwick ti klüi", beim Weibchen wie „Wäht, Pickelwick ti kleia" lauten. Der Warnungsruf ist ein tiefes, leises, für die Jungen wohlverständliches „Wai". Das Weibchen baut das Nest gern auf schwanke Zweige der Kronen oder Seitenäste, der Winde Spiel. Es ist viel kleiner als das des Edelfinken, aber ähnlich gefilzt, innen mehr mit Pflanzenwolle ausgepolstert und gut im Laub verborgen; enthält im Mai 5—6 grünlichweiße, hellroth gefleckte Eier, die in 14 Tagen vom Weibchen ausgebrütet werden. Die auf gelbbraunem Oberkörper und weißlicher Unterseite grau und braun gefleckten Jungen werden nach dem Ausfliegen unter unaufhörlichem Rufen „Zibit" und „Zibet" von den Alten längere Zeit noch aus dem Kropfe gefüttert und angeführt. Im Herbste und Winter schlagen sich die Familien zu größeren oder kleineren Flügen, Raine und Distelsteppen, sowie Salat- und Schwarzwurzelbeete und Mohnäcker zehntend.

Der Hänfling (Fr. cannabina s. Cannabina linota).

Von der Größe des Distelfinken, nicht ganz so schlank. Die Färbung des dreijährigen Hahnes ist im Frühling auf Stirn und den Seiten der Brust blutroth, an Hals und Kehle frisch gelbweiß, auf Kopf und Nacken röthlich aschgrau, Flügel und der ausgeschnittene Schwanz schwarz, weiß berändert; bei jungen Männchen ist das Roth und Aschgrau des Scheitels und Nackens nur angedeutet, den Weibchen und Männchen nach der ersten Mauser mangelt alles Roth und tritt dafür bei denselben auf den Seiten der Brust ein helles Braungelb mit dunkleren Flecken auf; Kopf und Hals erscheinen bräunlich aschgrau, der Oberrücken rostbraun mit helleren Federkanten und dunklen Schaftflecken. Die Jungen gleichen der Mutter.

Strichvogel. Vaterland ganz Europa und ein Theil Asiens. In jungen Hegen nicht zu ausgedehnter Laub- und Nadelwälder heimisch. Ein munterer, flüchtiger Vogel, der sich wie der Stieglitz in großen, scharfen Bögen emporschwingt und ebenfalls gern hoch und frei fußt. Seine Stimme klingt wie „Gäck" oder „Gäckre", dem oft ein munteres Krähen, bei Furcht oder Mißtrauen ein „Vö" zugesetzt wird. Die Jungen schreien „Schill". Lebt von allerlei öligen Sämereien und füttert die Brut aus dem Kropfe. Viele Paare nisten unweit von einander in den jungen Dickichten oder auf Wachholderwüstungen und an bebuschten Rainen. Nest gut verborgen in niederem Gebüsch, enthält im April 4—5 bläulichweiße Eier mit helleren und dunkleren röthlichen Strichen und Punkten, welche das Weibchen in 14 Tagen ausbrütet. Die Wohnung zierlich, äußerlich von Wurzeln, Reisern, Moos und Halmen, innen in zärteren Lagen von Halmen, Pflanzen- und Thierwolle und meist auch mit Pferdehaaren belegt. Zwei bis drei Bruten jährlich. Sammeln sich im Herbste zu großen Flügen und schlagen sich Winters zu Berg und Edelfinken, Ammern und Feldsperlingen.

Der Canarienvogel (Fr. s. Dryospiza canaria).

Dessen Freileben fand bereits im Eingange des Abschnittes über die Schilderung der verschiedenen Racen dieser Vogelart Erwähnung. (Siehe Seite 130—132.)

Die Familie der Lerchen (Alaudidae).

Allgemeine Kennzeichen.

Füße vorn und hinten getäfelt, die hintere Zehe mit einem langen, nur sanft gebogenen Nagel versehen („gesporrnt"). Bewegung auf dem Boden, ihrem Charakter als Erdvögel gemäß, schreitend. Färbung unscheinbar, gewöhnlich heller und dunkler bräunlich getäfelt und punktirt. Nahrung Gesäme und Kerbthiere.

Die hier in Betracht kommenden Lerchen hat man unnöthigerweise in verschiedene Sippen gestellt; wir betrachten die unleugbar Nahverwandten in Einer Sippe.

Die Feldlerche (Alauda arvensis).

17 Ctm. lang, schlank, oben hell sperlingsbraun, unten weiß, an den Flanken mit dunkelbraunen länglichen Flecken; die äußeren beiden Schwanzfedern größtentheils, die Außenfahnen der nächsten weiß.

Zugvogel. Einer der häufigsten Sänger in ganz Europa, Asien bis Kamtschatka und einem Theile von Afrika. Kommt schon im Februar zurück, streicht Ende September und im October von Feldern zu Feldern und zieht im November fort. Erhebt sich in Spirallinien singend in bedeutende Höhe, um sich oft geraume Zeit nachher pfeilartig wieder zur Erde zu stürzen. Flug weitgreifend, stoßweise und behende. Ruft „Brit" und „Tü", auch „Gerret", im Kampf und beim Jagen unter Ihresgleichen schnarrend „Gerrerrer" oder „Scherrerrer". Lebt und nistet nur auf der Erde, höchst selten sich auf einen Strauch setzend. Nest: eine mit wenigem Geniste, Wurzeln und Haaren ausgefüllte Vertiefung des Bodens im Getraide und sonstiger Feldercscenz, enthält im März 5—6 graugelbweiße, braun- und graugetüpfelte Eier, welche beide Gatten in 14 Tagen ausbrüten. Häufig zwei bis drei Bruten. Die helleren Jungen entlaufen halbflügge dem Neste.

Die Baum- oder Haidelerche (A. arborea).

2,5 Ctm. kürzer als die vorige, oben mehr dunkel graubraun, unten weißlich, an den Seiten schwärzliche Längsstreifen. Von der Schnabelwurzel durch die Augen um den Hinterkopf herum ein weißlicher Kranz, die mäßige dunkle Holle umfassend; weiße Spitzen an den äußersten Schwanzfedern und an den Flügelrändern.

Zugvogel. Verbreitung: das gemäßigte Europa und Mittelasien. Aufenthalt: hauptsächlich Haiden, Wüstungen und öde Holzschläge auf Gebirgen. Erscheint früh Ausgangs Februar und zieht familienweise Ende October. Lebt meist auf der Erde, zeitweise auch auf Bäumen fußend; schläft und nistet stets auf dem Boden, woselbst sie zeitig im April ein tief napfförmiges, zierliches Nest aus Grashalmen und Faserwürzelchen bereitet, in welchem 4—5 weiße, stark graubraun punktirte Eier vom Weibchen allein innerhalb 14 Tagen gezeitigt werden. Brütet gewöhnlich

zweimal. Flug leicht und schwebend, im Gesange fledermausartig flatternd, dabei in großen Bögen hoch in der Luft kreisend. Lockton ein melodisches „Lulu", „Lili" und „Ludelu", die sie mit dem Gesang auch Nachts hören läßt.

Die Haubenlerche (A. cristata).

Von der Größe der Feldlerche, nur etwas gedrungener. Färbung gewöhnlich oberhalb dunkel lerchenfarben, unten trübgelblich, überall, ausgenommen die Kehle, der Bauch und ein Streif über den Augen, mit dunklen Längs- oder Schaftflecken. Haube sehr spitz auslaufend. Fuß derb, fleischfarben mit geradem, mittellangem Sporn.

Strichvogel. Verbreitung: ganz Europa, doch mehr der Süden als der Norden, Mittel- und Südasien, sowie Nordafrika. In Gärten der Dörfer und Städte, an Heerstraßen, sowie in einsamen Ebenen und Gebirgen. Wesen ähnlich dem der Vorigen, namentlich der Haidelerche. Ihren Flug kennzeichnet ein leichtes Hin- und Herschwanken. Ruft „Hoid Wui". Allesfresser, vorzugsweise Sämereien, Grünes und Insecten, mit denen sie auch anfänglich die Jungen füttert. Nistet zweimal auf der Erde ähnlich wie die Feldlerche, legt 4—5 gelblichweiße Eier mit grauen und braunen Punkten übersät, die abwechselnd vom Paare in 14 Tagen gezeitigt werden.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00083 1412